Ausgewählte Gleichnisse Jesu.

Für den Schulgebrauch bearbeitet

von

Dr. F. W. Sommerlad,
Direktor der höheren Mädchenschule zu Offenbach a. M.

Gießen.
Verlagsbuchhandlung von Emil Roth.
1887.

Ausgewählte

Gleichnisse Jesu.

Für den Schulgebrauch bearbeitet

von

Dr. F. W. Sommerlad,
Direktor der höheren Mädchenschule zu Offenbach a. M.

Gießen.
Verlagsbuchhandlung von Emil Roth.
1887.

Vorrede.

Die vorliegende Schrift ist aus der Schulpraxis hervorgegangen. Gewöhnt, mich auf den mir obliegenden Unterricht schriftlich vorzubereiten, hatte ich schon vor Jahren damit begonnen, mir für den Religionsunterricht auf der Mittel- und Oberstufe auch die Gleichnisse des Herrn auszuarbeiten. Anfangs beschränkten sich meine Aufzeichnungen auf kurze Wort- und Sacherklärungen und auf die Fixierung der Hauptgesichtspunkte, welche für die weitere erklärende und erbauliche Behandlung der einzelnen Gleichnisse in Betracht kamen. Im Laufe der Zeit erweiterten sich diese Aufzeichnungen, sei es, daß ich dem mir im Unterricht entgegen getretenen Bedürfnisse meiner Schülerinnen nach noch eingehenderer Belehrung über manche Punkte Rechnung zu tragen suchte, oder sei es, daß ich zu meinen Präparationen Schriften benutzte, die mir jetzt erst zugänglich wurden. Die gelegentlich ausgeführte Bearbeitung des einen und andern Gleichnisses in der Art und Weise der Behandlung, an die ich mich im Unterricht allmählich gewöhnt hatte, legte dann den Gedanken nahe, daß eine solche Bearbeitung, wenn sie sich auf die sämtlichen Gleichnisse erstrecke, welche in den Schulen gewöhnlich zur Behandlung kommen, auch andern manchen Dienst leisten könnte, und so entschloß ich mich, die begonnene Arbeit fortzusetzen und sie für den Druck einzurichten. Indem ich dieselbe hiermit veröffentliche, sei es mir verstattet, über die Auswahl, die Anordnung und Behandlungsweise des in dieser Schrift bearbeiteten Stoffes folgendes kurz zu bemerken.

Ich habe mich in meiner Arbeit auf die Behandlung derjenigen Gleichnisse beschränkt, welche nach Inhalt und Form vorzugsweise die symbolischen Träger der wesentlichsten evangelischen Wahrheiten geworden sind; es sind die 20 Parabeln, welche sich in den meisten biblischen Geschichtsbüchern finden und die auch in der „Anleitung zur Erteilung des evangelischen Religionsunterrichts auf Grund des Lehrplans für die Volksschulen des Großherzogtums Hessen" vorgesehen sind. Viel mehr als diesen Stoff wird man, wenn die Durcharbeitung eine gründliche sein soll, auch in den über der Volksschule stehenden Lehranstalten nicht durchnehmen können. Zunächst gebe ich nun von jedem Gleichnisse den Text. Diese Einrichtung hat für den Lehrer den Vorteil, daß er es bei seinen Vorbereitungen auf den Unterricht nur

mit einem Buche zu thun hat und sich nicht zum Nachlesen und Vergleichen des Textes noch eines biblischen Auszuges oder des Neuen Testaments zu bedienen braucht. Den Text gebe ich aus nahe liegenden Gründen nach der Lutherischen Übersetzung (in den Erklärungen wurde auf Grund des Urtextes und im Anschluß an gute neuere Übersetzungen manches geändert), nicht aber in der Form der herkömmlichen Verseinteilung, welche nicht selten in unnötiger, ja selbst störender Weise die Sätze zerreißt. Es erschien zweckdienlicher, die fortlaufende Darstellung zu wählen; doch empfahl es sich wegen der leichteren Verständigung mit den Schülern, die auf der Oberstufe in der Regel die Bibel in Händen haben, die Verseinteilung in Klammern anzudeuten. Der Gang der weiteren Behandlung des Textes ergiebt sich aus den Überschriften zu den drei Abschnitten, in welchen jedes Gleichnis zur Durcharbeitung kommt. Im ersten Abschnitte wird kurz und bündig (manche ausführlichere Erörterungen sind nur für den Lehrer bestimmt) alles erklärt, was sich zum Verständnis des Gleichnisses in sprachlicher und sachlicher Hinsicht als notwendig erweist. Mit Rücksicht auf die Thatsache, daß die richtige Auffassung der in jedem Gleichnisse liegenden Wahrheit wesentlich bedingt wird durch die Kenntnis von Zeit und Ort, überhaupt der besonderen Umstände und Verhältnisse, unter welchen das Gleichnis ursprünglich zum Vortrage gebracht wurde, wird dann im zweiten Abschnitte zunächst auf die Veranlassung der zur Behandlung vorliegenden Parabel hingewiesen. Sind die Schüler über diesen Punkt genügend belehrt worden, dann liegt es nahe, sie mit der eigentlichen Tendenz des Gleichnisses bekannt zu machen, was dadurch geschieht, daß der Grundgedanke kurz und bestimmt zum Ausdrucke gebracht wird. Nachdem durch den bis jetzt eingehaltenen Gang der Belehrungen die nötige Grundlage für die eigentliche Auslegung gewonnen ist, wird zu dieser im dritten Abschnitte übergegangen. Für die Auslegung selbst habe ich mir zunächst den Grundsatz zur Richtschnur dienen lassen, vor allem den ursprünglichen Sinn des Gleichnisses zu ermitteln. Ich blieb dadurch vor der so unangenehm berührenden Willkür bewahrt, mit welchen die Gleichnisse in vielen Schriften behandelt, ja oft geradezu mißdeutet werden; außerdem schützte die Beachtung dieses Grundsatzes vor der Gefahr, jeden einzelnen kleinen Zug in dem Bilde zu deuten und dadurch den eigentlichen Haupt- oder Grundgedanken zu verdunkeln, bezw. ihn in seiner Wirkung zu schwächen. Als zweiter Grundsatz galt mir die Vermeidung alles und jedes Dogmatisierens. Nicht um die Vermittlung von allerlei dogmatischem Wissen war es mir bei der Auslegung der Gleichnisse zu thun, sondern darum, daß die in denselben enthaltenen

Wahrheiten der Jugend zur klaren Erkenntnis gebracht und für deren Herz, Gemüt und Willen wirksam gemacht werden. Dieses doppelte Ziel suche ich durch die eingehende Erörterung der im Bilde auftretenden religiösen Wahrheiten und durch die daran angeknüpfte Anwendung (Paränese) zu erreichen. Am Schlusse des in dieser Weise behandelten Gleichnisses wird dann noch zur Bekräftigung der darin enthaltenen Wahrheiten der eine und andere Spruch nebst einem Liedervers gegeben. Wo ein solcher fehlt, wollte sich ein geeigneter nicht finden lassen.

Es ist übrigens nicht des Verfassers Meinung, daß ein jedes Gleichnis im Unterricht so ausführlich, wie es in diesem Buche geschehen ist, behandelt werden müßte. Wo es sich aus inneren oder äußeren Gründen empfiehlt, in den erklärenden Andeutungen und in der Auslegung manches zu kürzen oder auch ganz beiseite liegen zu lassen, da mag dies immerhin geschehen. Die Hauptsache wird stets sein, daß der Lehrer selbst den zu behandelnden Stoff völlig beherrscht, und mit Rücksicht hierauf wurde, wie schon oben angedeutet, in den Erläuterungen manches ausführlicher behandelt, als es sich gerade für das Bedürfnis der Schüler als notwendig erweist. Verschiedene Ausführungen, die sprachlicher, geographischer, geschichtlicher oder archäologischer Natur sind, mögen manchem Lehrer als überflüssig erscheinen, da der Gegenstand derselben ihm selbst und auch seinen Schülern schon bekannt sei. Insoweit letzteres der Fall ist, wird das im Buche Gegebene dazu dienen können, früher Gelerntes im Vorübergehen aufzufrischen oder es unter neuen Gesichtspunkten zu verwerten. Was aber den ersten Punkt betrifft, so weiß wohl jeder Lehrer aus eigener Erfahrung, daß er bei seinen Vorbereitungen für den Unterricht öfters auf Bekanntes stößt, das ihm im Augenblick in seinen Einzelheiten doch nicht so gegenwärtig ist, daß er es bestimmt und klar ins Wort zu fassen vermöchte. Da ist es denn schon der Zeitersparnis wegen angenehmer, wenn die betreffenden Notizen in dem Buche, nach welchem gerade jetzt die Vorbereitung gemacht wird, sich finden, als wenn sie durch Nachschlagen in anderen Schriften herbeigeholt werden müssen.

Die dem eigentlichen Inhalt des Buches vorausgehende Einleitung habe ich gegeben behufs der Orientierung über den Begriff der neutestamentlichen Parabel, sodann über den Begriff des Reiches Gottes, den Centralbegriff der gesamten Lehre Jesu und daher auch seiner Belehrungen in den Gleichnissen, und über den Gesichtspunkt, nach welchem die im vorliegenden Buche behandelten Gleichnisse zusammengestellt sind. Was ich über die beiden ersten Punkte ursprünglich und zunächst auch nur für mich selbst

zur gelegentlichen Verwendung im Unterricht zusammengestellt und bearbeitet hatte, das dürfte in der vorliegenden Fassung auch manchem Mitarbeiter an dem großen und herrlichen Werke des evangelischen Religionsunterrichts nicht ganz unwillkommen sein.

Es erübrigt mir noch, die Schriften zu erwähnen, welche ich bei meiner Arbeit vorzugsweise zu Rate gezogen und benutzt habe. In erster Linie nenne ich da: Die Parabeln Jesu, methodisch ausgelegt von Siegfried Goebel, ein Buch, das sich durch seine strengwissenschaftliche und methodisch-exakte Behandlung des Stoffes auszeichnet und dem ich hiermit gern und dankbar einen hervorragenden Einfluß auf die Anlage und Ausführung meiner Arbeit einräume; weiter sind zu nennen: J. P. Lange, Theologisch-homiletisches Bibelwerk; v. Hofmann, Das Evangelium des Lukas; A. Dächsel, Das Neue Testament mit in den Text eingeschalteter Auslegung u. s. w.; Th. Keim, Geschichte Jesu von Nazara; B. Weiß, Lehrbuch der Biblischen Theologie des Neuen Testaments; K. Köhler, Reich Gottes und Kirche (in: Wissenschaftliche Vorträge über religiöse Fragen); F. G. Lisco, Die Parabeln Jesu, exegetisch-homiletisch bearbeitet; W. Mangold, Populäre Auslegung sämtlicher Gleichnisse Jesu Christi in katechetischer Gedankenfolge; C. Kehr, Der christliche Religionsunterricht in der Volksschule. Für manche geographische, geschichtliche und archäologische Erläuterungen leisteten Habichts Hilfsbuch zum Verständnis der Bibel und die von Höchstetter mit Erläuterungen versehene Biblische Geschichte für den evangelisch-protestantischen Religionsunterricht in Schule und Haus gute Dienste; verschiedene Worterklärungen wurden nach dem Deutschen Wörterbuch von Weigand und nach dessen Wörterbuch der Deutschen Synonymen gegeben.

So möge denn diese Schrift hinausgehen und eine freundliche Aufnahme und wohlwollende Beurteilung finden. Jetzt, wo die Arbeit im Drucke vorliegt, erkenne ich nur zu wohl, wie weit ich in manchem hinter dem zurückgeblieben bin, was mir bei ihrer Ausführung als Ziel vorschwebte und was ich darin zu leisten suchte, um zur ersprießlichen Behandlung der nach Reichtum und Tiefe des Inhalts wie nach Schönheit der Form unvergleichlichen Parabeln des Herrn einige Handreichung zu bieten.

Zum Schlusse sage ich meinem Kollegen, Herrn K. Weckerling, meinen herzlichsten Dank für seine Unterstützung, die er mir bei der Revision des Druckes geleistet hat.

Offenbach a. M., im März 1887.

Sommerlad.

Inhaltsübersicht.

Zur geneigten Berücksichtigung des Lesers.

Auf Seite 131 in der Überschrift des neuen Gleichnisses ist ein sinnentstellender Druckfehler stehen geblieben, der nachträglich verbessert werden möge. Es muß dort statt „Schuldner“ „Schuldherr“ heißen. Einige kleinere Inkorrektheiten im Satze werden sich auch ohne nähere Aufführung leicht berichtigen lassen.

Einleitung.

1.

Das Wort Gleichnis heißt soviel als Gleichheit, Ebenbild, vergleichende bildliche Rede. Im Neuen Testament ist es der deutsche Ausdruck für das griechische Wort parabolê´ (παραβολή), das in der Form „Parabel“ auch in die deutsche Sprache Eingang gefunden hat. Das Wort parabolê´, von paraballein (παραβάλλειν) = neben einem hinwerfen, nebeneinanderstellen, vergleichen, heißt nun soviel als Nebeneinanderstellung, Vergleichung, und in diesem Sinne wird es im Neuen Testament vielfach auf Aussprüche Jesu angewandt, die nur irgendwie eine Vergleichung enthalten. Wenn es z. B. Luk. 5, 36 heißt: „Und er sagte zu ihnen ein Gleichnis: Niemand flicket einen Lappen vom neuen Kleide auf ein altes Kleid, wo anders, so reißet das neue, und der Lappen vom neuen reimet sich nicht (paßt nicht) auf das alte“, so wird diese Rede eine parabolê´, ein Gleichnis genannt, weil darin eine Vergleichung gemacht, eine Ähnlichkeit zur Darstellung gebracht wird, die zwischen einer Thatsache aus dem Gebiete des sinnlichen Lebens und einer dem Gebiete des religiösen Lebens angehörenden Wahrheit besteht. Altes und Neues gehört nicht zusammen, verträgt sich nicht miteinander; das alte, an die hergebrachten Satzungen gebundene Leben ist unvereinbar mit dem in Christo erschienenen neuen Wesen und Leben: diese Wahrheit soll in dem angeführten Spruche zur Anschauung gebracht werden. Einen verwandten Gedanken enthält der folgende Spruch (V. 37 u. 38) mit seinen Bildern vom Most und von den alten Schläuchen, und dieser Spruch ist daher ebenfalls ein Gleichnis, das Wort in der Bedeutung von Vergleichung genommen. In derselben Bedeutung wird der Ausdruck Gleichnis auch in der Einführungsformel des Spruches Luk. 6, 39 gebraucht. In diesem Bildworte wird auf Grund der vor Augen liegenden Thatsache, daß die Leitung eines Blinden nicht durch einen andern Blinden geschehen kann, die Wahrheit zur Anschauung gebracht, daß, wer selbst der rechten Erkenntnis in göttlichen Dingen entbehrt, nicht andern ein Führer in der göttlichen Wahrheit sein kann. Wenn endlich in der Stelle Matth. 24, 32 (Mark. 13, 28) Jesus seine Hinweisung auf die Veränderungen am Feigenbaume, welche die Nähe des Sommers ankündigen, selbst ein Gleichnis nennt, so hat dieses Wort auch hier wieder die Bedeutung von Vergleichung, indem nämlich der Herr, wie aus dem Vorhergehenden und Nachfolgenden ersichtlich ist, zwischen jenen Vorgängen in der Natur und den von ihm geweissagten, auf die

Nähe seiner Wiederkunft hindeutenden Ereignissen eine Vergleichung macht. Im Sinne von Vergleichung kann dann das Wort parabolé oder Gleichnis noch auf viele andere bildliche Redeformen Jesu angewandt werden; ja man kann sagen, daß seine Worte allenthalben Gleichnisreden waren. Zum Belege dafür möge nur auf die vielen bekannten Bilderreden in der Bergpredigt und auf den ganzen Abschnitt Luk. 6, 39—44 hingewiesen werden.

Das Wort parabolé wird indessen im Neuen Testament auch in einem Sinne gebraucht, in welchem es seine Grundbedeutung „Vergleichung" nicht mehr hat. Das geschieht z. B. in der Stelle Matth. 15, 15. Wenn hier Petrus zum Herrn sagt: „Deute uns dieses Gleichnis", so zeigt die nun folgende Deutung (V. 16—20), daß mit dem Worte Gleichnis das von Jesus V. 11 Gesagte gemeint ist, nämlich der Spruch: „Was zum Munde eingeht (die Speise), das verunreinigt den Menschen nicht (macht ihn gesetzlich nicht unrein), sondern was vom Munde ausgeht (die aus dem Herzen kommende böse Rede), das verunreinigt den Menschen." Dieser Spruch hat nicht, wie dies bei den sonstigen Gleichnisworten Jesu der Fall ist, eine eigentlich bildliche Form; es ist ein Sinnspruch, d. i. ein sinnreich eingekleideter Denkspruch, und das Wort Gleichnis hat also hier die Bedeutung von Sinnspruch. Wenn es dann wieder Luk. 4, 23 heißt: „Ihr werdet freilich zu mir sagen dieses Gleichnis (im Grundtext: παραβολή): Arzt, hilf dir selber!" so sehen wir, daß das Wort Gleichnis im Neuen Testament auch zur Bezeichnung eines bloßen Sprichwortes, d. i. eines gäng und gäbe gewordenen Denk- oder Sinnspruches, wie solcher Sprüche sich viele im Munde Jesu finden, gebraucht wird. Der Gebrauch des Wortes parabolé in der weitschichtigen Bedeutung, welche es in den zuletzt angeführten Stellen hat, erklärt sich daraus, daß sich hier die neutestamentlichen Schriftsteller an die Septuaginta angeschlossen haben, in welcher das vieldeutige hebräische Wort maschal (מָשָׁל), mochte es einen bildlichen Ausspruch bezeichnen oder die Bedeutung von Denkspruch, Sinnspruch oder Sprichwort haben, mit parabolé übersetzt worden ist.

Wenn wir nun aber nach dem hergebrachten Sprachgebrauche von den Gleichnissen oder Parabeln Jesu reden, dann nehmen wir das Wort Gleichnis weder in der weitesten Bedeutung von Sinnspruch oder Sprichwort, noch in seiner eigentlichen Grundbedeutung von Vergleichung, und es fragt sich, was bezeichnet das Wort Gleichnis nach seiner herkömmlichen Bedeutung, nach dem gewöhnlichen kirchlichen Sprachgebrauche? Man könnte meinen, und diese Meinung ist auch schon ausgesprochen worden, daß unter Gleichnis nach dem herkömmlichen Sinne des Wortes nur eine in längerer Rede ausgeführte Vergleichung zu verstehen sei. Dem ist jedoch nicht so, denn sonst wäre die sehr ausgeführte bildliche Rede Jesu von dem guten Hirten im Gegensatze zu den Dieben und den Mietlingen (Joh. 10, 1—16) auch ein Gleichnis im engeren Sinne des Wortes, was doch allgemein nicht zugegeben wird, und das Gleichnis von der köstlichen Perle (Matth. 13, 45 f.) gehörte nicht zu dieser Art von Gleichnissen, weil es nur aus zwei kurzen Sätzen besteht. Um das wesentliche Merkmal zu finden, durch welches sich

die Gleichnisreden Jesu im weiteren und im engeren Sinne von einander unterscheiden, wird es zweckdienlich sein, jene und diese darauf anzusehen, wo und wie sie in den Lehrvorträgen des Herrn auftreten. Da fällt denn in die Augen, daß die ersteren nur als gelegentliche und vereinzelte Bilder in die Rede verflochten sind, während die letzteren in der Form von eigens erdichteten bildlichen Geschichten und Erzählungen zur Darstellung kommen. In dem einen wie in dem anderen Falle ist der Zweck der bildlichen Rede zu belehren; hier wie dort wird das aus der sinnlichen Welt entlehnte Bild von einer Wahrheit aus der übersinnlichen Welt begleitet, ist der eigentliche oder Wortsinn der Rede nur der Träger einer übersinnlichen Wahrheit; aber während in den Gleichnisreden im weiteren Sinne des Wortes nur gelegentlich und wie im Vorübergehen auf einen Vorgang aus dem Gebiete des Natur- oder Menschenlebens zum Zwecke der Belehrung hingewiesen wird, geschieht diese Hinweisung im eigentlichen Gleichnis durch die Darstellung einer Begebenheit nach ihrem Verlaufe und ihren einzelnen Umständen oder in der Form einer in sich abgeschlossenen erdichteten Erzählung, einer Geschichte, an deren Inhalt die ins Auge gefaßte höhere Wahrheit zur Anschauung gebracht wird. Der etwaige Einwand, daß die allgemein zu den eigentlichen Gleichnissen gerechneten beiden Bilderreden vom verlorenen Schaf und vom verlorenen Groschen (Luk. 15, 3—10) der erzählenden Form entbehren und daß darum diese Form nicht als das eigentlich unterscheidende Merkmal der Gleichnisse im engeren Sinne des Wortes betrachtet werden könne, hebt sich durch die Beachtung des Umstandes, daß doch auch hier bei Anwendung der Frageform der Verlauf eines erdichteten Falles nach Anfang, Mitte und Ende zur Darstellung gebracht und so vom Zuhörer und Leser als Erzählung aufgefaßt wird, wie wir dies bei unseren Schulkindern namentlich des jüngeren Alters sehen, die bei der mündlichen Wiedergabe der in Rede stehenden beiden Parabeln sich unwillkürlich der erzählenden Form bedienen. Nach dem Voranstehenden liegt also das Charakteristische der Gleichnisse im engeren Sinne des Wortes in der erzählenden Form ihrer Darstellung, und unter Gleichnis nach dem hergebrachten Sinne des Wortes verstehen wir daher eine Erzählung, deren Stoff (Inhalt) aus dem Natur- oder Menschenleben entlehnt und die eigens zu dem Zwecke erdichtet ist, um eine religiöse Wahrheit in einem anschaulichen Bilde zur Darstellung zu bringen.

Von der neutestamentlichen Parabel im engeren Sinne sind zwei andere, ihr ähnliche Dichtungsformen zu unterscheiden: die Fabel und die Allegorie. Auch die Fabel bringt eine nicht wirklich geschehene, sondern eine erdichtete Begebenheit in erzählender Form zur Darstellung; auch sie verfolgt dabei den Zweck der Belehrung, will eine allgemeine Wahrheit an einem anschaulichen Bilde oder an einem einzelnen Beispiele zur Erkenntnis und Beherzigung bringen; aber — und das ist der wesentliche Unterschied zwischen der neutestamentlichen Parabel und der Fabel — während jene immer über religiöse Dinge belehren will und daher nur solche Wahrheiten

zur Veranschaulichung bringt, die sich auf das Verhältnis des Menschen zu Gott und auf die aus diesem Verhältnis für den Menschen sich ergebenden moralischen Verpflichtungen beziehen, stellt die Fabel Regeln und Sätze auf, deren Beobachtung sich für den Menschen in den verschiedenen Lagen und Verhältnissen des natürlichen Lebens als heilsam und nützlich erweisen; es sind Regeln praktischer Lebensweisheit und Lebensklugheit, oft auch bloße Erfahrungssätze recht trivialer Natur, welche die „Moral“ der Fabel ausmachen. In Bezug auf die äußere Darstellungsweise treten dann noch folgende Unterschiede zwischen der Parabel und der Fabel hervor: in der ersteren sind immer Menschen die Träger der Handlung, in der letzteren sind es in der Regel vernunftlose Geschöpfe und zwar meistens Tiere; dazu kommt, daß die in der Parabel zur Darstellung gebrachten Vorgänge aus dem Natur- und Menschenleben zwar in dem erzählten Falle immer erdichtet sind, aber doch so sehr das Gepräge der Wahrheit an sich tragen, daß sie auch als wirklich geschehen gedacht werden können. Die Fabel dagegen bewegt sich meistens auf dem Gebiete der bloßen Phantasie; das von ihr Erzählte geht über das Natürliche und Naturgemäße hinaus, denn daß Tiere, Pflanzen u. s. w. vernünftig denken und reden können, liegt jenseits des Bereiches des Möglichen und Natürlichen. Endlich hängt es mit den verschiedenen Lehrzwecken von Parabel und Fabel zusammen, daß erstere immer den Charakter strenger Einfalt und nüchternen Ernstes an sich trägt, während letztere auch in heiterem Gewande auftritt und in scherzhaftem Tone ihre Belehrungen zum Vortrage bringt. — In betreff der Allegorie ist zu bemerken, daß sie mit der Parabel und Fabel die erzählende Form gewöhnlich gemein hat; sie will aber nicht eigentlich belehren, sondern hat den Zweck, einen abstrakten Begriff oder Gedanken, wohl auch eine Reihe von Gedanken zu verdeutlichen. Dazu bedient sie sich eines den Sinnen zugänglichen Gegenstandes als Bild, von dem sie Merkmale und Erscheinungen zur Darstellung bringt, die, als Ganzes genommen, dem Wesen der Sache, welche verdeutlicht werden soll, möglichst vollkommen entsprechen. Man merkt es daher der Darstellung auch bald an, daß der Dichter eigentlich von etwas anderem reden will, als wovon er spricht, wie denn auch das aus dem Griechischen entlehnte Wort Allegorie soviel heißt als Ausdruck dessen, was anders gesagt ist, als es verstanden werden soll. Die Allegorie tritt entweder als selbständiges Gedicht auf, wie Schillers Mädchen aus der Fremde und Herders Kind der Sorge, oder sie bildet einen Teil eines größeren Gedichtes, wie die Erzählung von den drei Ringen in Lessings Nathan.

Von der parabolischen Erzählung, wie sie uns im Neuen Testament begegnet, finden sich auch zwei Beispiele im Alten Testament. Das erste ist die Parabel 2. Sam. 12, 1—6, worin der Prophet Nathan dem König David sein Verbrechen gegen Uria vorhält, und das zweite ist die parabolische Erzählung Jes. 5, 1—6, die von dem Weinberge handelt, der dem Freunde des Propheten gehörte. Auch die Fabel findet sich im Alten Testament vertreten, jedoch nur in einem Beispiele; es ist die Fabel des Jotham von den Bäumen und dem Dornbusche, Richt. 9, 7—15. Häufiger findet

sich die Parabel bei den Rabbinen des Talmud, jener vom 3. bis zum 6. Jahrh. n. Chr. entstandenen Sammlung von Satzungen und Überlieferungen, die aus Vorträgen jüdischer Gelehrten der hohen Schulen in Palästina und Babylonien entlehnt waren und sich besonders auf das religiöse und bürgerliche Leben bezogen. Den Parabeln Jesu oft ähnlich, werden aber die rabbinischen Parabeln von den Gleichnissen des Herrn sowohl an Tiefe und Wahrheit des Lehrgehaltes als auch an Einfalt und überführender Kraft der Darstellung bei weitem übertroffen. War Jesus, wie alle seine an Tiefsinn und schlichter Form ausgezeichneten Reden zeigen, überhaupt ein Meister des Worts, ein unübertroffener Volkslehrer, so war er es insbesondere in seinen Parabeln, „durch welche er, wie Alte und Neue, Heiden und Christen anerkannten, seinen Ruhm begründet hat, der größte Parabelredner zu sein, den die Welt gesehen: populär, natürlich und hochpoetisch in den Bildern, ideal und geistig im Gedanken, religiös im Ziel". Von den Gleichnissen Jesu sagt ein namhafter Kanzelredner unserer Zeit: „Sie sind wie die Blumen nach einer Taunacht, wenn der blaue Himmel sich wieder über die getränkten Fluren wölbt, und nach zwei Jahrtausenden haben sie nichts von ihrer Frische verloren."

Warum hat nun Jesus so oft in Parabeln geredet? Schon oben ist bemerkt worden, daß sich der Herr in seinen Lehrvorträgen überhaupt der bildlichen Redeweise vielfach bediente. Das that er schon infolge der Bestimmtheit seiner natürlichen Lebensstellung, aus dem Grunde seiner Zugehörigkeit zu einem Volke, das es, wie die phantasiereichen orientalischen Völker überhaupt, von jeher liebte, in Bildern zu reden. So finden sich ja auch im Alten Testament überall zahlreiche bildliche Aussprüche und Wendungen für die Darstellung abstrakter Begriffe und Gedanken von Gott und göttlichen Dingen, und auch die späteren Schriftgelehrten des jüdischen Volkes haben sich der Bildersprache vielfach bedient. Ein weiterer Antrieb zur häufigen Anwendung der bildlichen Lehrweise ergab sich für Jesus aus seiner idealen, tiefreligiösen Welt- und Lebensanschauung, die ihn in allem Äußeren und Irdischen das Sinnbild des Innern und Überirdischen erblicken ließ. Dazu kam der doppelte Umstand, daß der Herr seine Kanzel für seine Predigt vom Reiche Gottes so oft inmitten des bewegten Natur- und Menschenlebens aufschlug, das ihm von selbst das Bild und Zeichen für das geistige Wort, welches er reden wollte, zutrug, und daß er dort unter Gottes freiem Himmel oder im engen Kreise des häuslichen Lebens meist vor Zuhörern sprach, die als einfache Leute aus dem Volke nicht an abstraktes, wohl aber an anschauliches Denken gewohnt waren. Den eigentlichen und tiefsten Grund aber zur Erklärung der Thatsache, daß Jesus in seinen Lehrvorträgen die bildliche Redeweise und zwar nach ihren verschiedenen Formen so oft zur Anwendung brachte, haben wir unstreitig in dem heiligen Ernst zu suchen, mit welchem der Heiland vom ersten Augenblicke seiner Wirksamkeit an seine hohe Lebensaufgabe erfaßte und verfolgte. Er wollte nicht nach Art anderer Weisen des Altertums eine neue Gelehrtenschule gründen; retten und beseligen, das vom

Wege des Heils abgekommene, unter der Macht der Sünde stehende Menschengeschlecht von seinem Elend zu erlösen; die zur Kindschaft Gottes bestimmte Menschheit in dieses Verhältnis zu versetzen und damit dem einzelnen wie den Völkern und Geschlechtern des Erdkreises das Glück, den Frieden und die Seligkeit eines Lebens in Gott, mit Gott und für Gott zu vermitteln: darauf allein war das Absehen des großen Menschenfreundes gerichtet. Insoweit er sich zu diesem seinem Heils- und Rettungswerke außer seinen Thaten der Lehre als Mittel bediente, wählte er mit Vorliebe diejenige Form der Unterweisung, die das innere Leben seiner Zuhörer am wirksamsten in Bewegung setzte; das war aber, wie die bildliche Lehrform überhaupt, so insbesondere die Parabel, die nach Einkleidung und Inhalt die Aufmerksamkeit weckte, die Einbildungskraft belebte, das Nachdenken und den Willen anregte und die, indem sie die höhere Wahrheit an anschaulichen Bildern aus dem Leben klar vor Augen malte, auch den im Denken weniger Geübten diese Wahrheit zugänglich machte und die dafür minder Empfänglichen fast wider Willen nötigte, den in den vorliegenden Thatsachen klar abgebildeten und nicht zu widersprechenden himmlischen Lehren zuzustimmen. Daß Jesus beim Vortrage seiner Parabeln außer dem Zwecke der anschaulichen, auf Verstandes- und Willensanregung zielenden Belehrung über die Wahrheiten der Religion zugleich den andern Zweck verfolgt habe, diese Wahrheiten vor Unempfänglichen oder Übelwollenden zu verhüllen, und daß demnach die Parabeln des Herrn beides zugleich seien, eine Enthüllung und eine Verhüllung der himmlischen Wahrheiten, das ist eine Behauptung, die zwar seit den ältesten Zeiten vielfach und unter mancherlei Versuchen der Begründung ausgesprochen worden ist, die sich aber in ihrer Allgemeinheit wenigstens nicht aufrecht erhalten läßt. Denn bei nicht wenigen Parabeln liegt doch die darin enthaltene Wahrheit so klar vor Augen, oder sie tritt aus der bildlichen Hülle durch ein vom Herrn dem Gleichnisse hinzugefügtes deutendes Wort so leicht erkennbar hervor, daß von einem Verhüllen derselben nicht die Rede sein kann. Wir erinnern nur an die Gleichnisse vom barmherzigen Samariter, vom Pharisäer und Zöllner, vom reichen Mann und vom armen Lazarus, vom verlorenen Schaf und vom verlorenen Groschen u. s. w. Dazu hat Jesus, wo aus einem bestimmten Anlaß seine Gleichnisreden vorzugsweise oder ausschließlich den für die Wahrheit Unempfänglichen oder gar seinen offenbaren Feinden galten, unmöglich daran denken können, das, was er solchen Hörern zu sagen hatte, ihnen zugleich zu verbergen. Mochte es immerhin ein Ausfluß seiner Lehrweisheit sein, daß er vor Hörern solcher Art die Wahrheit, statt sie in Form der eigentlichen Rede zum Vortrage zu bringen, in ein bildliches Kleid hüllte — die Wahrheit konnte dann bei weiterem Nachdenken über den Inhalt der ins Gedächtnis aufgenommenen bildlichen Erzählung vielleicht auch erst später erkannt werden, oder sie verlor, wenn sie bitterer Art war, vor den Feinden an Schärfe —: an ein absichtliches Verhüllen derselben hat Jesus beim Vortrage seiner Gleichnisse auch vor dem großen Haufen des Volkes und vor seinen Gegnern nicht gedacht.

Seine erbarmende Liebe war so groß, daß er auch vor denen, die nicht sehen wollten, sein Licht leuchten ließ, und daß er auch dem erbittertsten Feinde die rettende Hand darbot, mochte dieser sie auch zurückstoßen. Freilich könnte auf Grund eines Ausspruches aus dem Munde Jesu selbst behauptet werden, daß doch bei einer Reihe von Gleichnissen — es sind die bekannten, am galiläischen Meere vorgetragenen Gleichnisse — der doppelte Zweck der Enthüllung und Verhüllung vorgelegen habe. Ob aber die damals vom Herrn gegebene Antwort auf die Frage der Jünger: „Warum redest du zu ihnen durch Gleichnisse?" (Matth. 13, 10 ff. und Parallelen) in der vorliegenden Fassung ein unverändertes Jesuswort ist, oder ob sie nicht „die besondere Betrachtungsweise des Evangelisten zum Ausdruck bringt, der die Erfahrung vor sich hatte, daß das jüdische Volk im ganzen für die Lehre Jesu unempfänglich geblieben war", das ist eine so schwierige Frage, daß wir hier auf eine nähere Erörterung derselben um so weniger eingehen, als kritische Untersuchungen in den Religionsunterricht für die Jugend nicht gehören. In diesem Unterricht lasse man sich mit Angabe des oben angegebenen allgemeinen Zweckes der parabolischen Lehrweise genügen; den Lehrer aber, dem es für sich um weitere Aufklärung über die in Rede stehende Frage zu thun ist, verweisen wir auf Schriften wie: Keim, Geschichte Jesu von Nazara, II. Tl. S. 439 f. Goebel, Die Parabeln Jesu, 1. u. 2. Abt. S. 20 f., besonders S. 36 ff. v. Hofmann, Das Evangelium des Lukas, S. 206 f. J. P. Lange, Das Evangelium nach Matthäus, 3. Aufl. S. 188.

Was die neutestamentlichen Quellen betrifft, aus denen wir die Gleichnisse Jesu entnehmen, so ist zu bemerken, daß letztere sämtlich den drei ersten, den synoptischen Evangelien angehören, und zwar begegnen sie uns insbesondere bei Matthäus und Lukas. Im Evangelium Johannis finden sich zwar ebenfalls viele bildliche Aussprüche und auch länger ausgeführte sinnbildliche Vergleichungen, wie die vom guten Hirten, vom Weinstock und von den Reben, aber keine Gleichnisse in dem oben entwickelten Begriffe des Wortes. — In welche Zeit der öffentlichen Wirksamkeit Jesu vorzugsweise die Gleichnisse fallen und wie sich einzelne derselben nach ihrer oft verschiedenen Darstellung in den Evangelien zu einander verhalten, ob nämlich Jesus dieselbe Parabel auf verschiedene Weise ausgeführt habe (Matth. 13, 24 ff.; Mark. 4, 26 f.), so daß der eine Bericht (Matth 25, 14 ff.; Luk. 14, 16 ff.) die einfachere, der andere (Luk. 19, 12 ff.; Matth. 22, 2 ff.) die ausführlichere Form enthalte, das und anderes sind Fragen, die für uns bei dem besonderen Zwecke, den wir in dem vorliegenden Buche verfolgen, eine untergeordnete Bedeutung haben. Viel wichtiger ist uns der Inhalt der Gleichnisse, das, was sie lehren. Und da sei denn gleich bemerkt, daß sie sich sämtlich auf das Reich Gottes beziehen. Das Reich Gottes war der Centralbegriff der gesamten Lehre Jesu, auf das Reich Gottes zielen darum auch die in allen Gleichnissen enthaltenen Belehrungen. Aber was besagt der mit diesem Ausdruck verbundene schwierige Begriff; was war insbesondere das Reich Gottes im

Sinne Jesu? Der Beantwortung dieser Frage sei, weil sie für das Verständnis der Gleichnisse von großer Wichtigkeit ist, ein besonderer Abschnitt gewidmet.

2.

Wenn gefragt wird: Was ist das Reich Gottes? so läßt sich kurz darauf antworten: Es ist die durch Jesum Christum vermittelte beseligende Lebensgemeinschaft des einzelnen Gläubigen, wie der Gesamtheit der Gläubigen mit Gott. Aber sehen wir näher zu, was der Ausdruck „Reich Gottes“, dem wir so oft im Neuen Testament begegnen, seinem vollen Inhalte nach bedeutet.

Als Jesus seine öffentliche Wirksamkeit begann, da predigte er: „Thut Buße, das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen“ (Matth. 4, 17; Mark. 1, 15). Mit diesem Buß- und Reichsrufe hatte auch Johannes der Täufer sein Predigtamt begonnen, es war auch dessen Losungswort gewesen (Matth. 3, 2). Aber so wenig Jesus bei seiner Antrittspredigt das Wesen des Reiches Gottes näher beschreibt, so wenig war dies von Johannes geschehen; das eine Mal wie das andere Mal wird auf dieses Reich hingewiesen als auf etwas, das den Zuhörern, im allgemeinen wenigstens, schon bekannt war. So führt denn die Predigt Jesu vom Reiche Gottes auf das Alte Testament zurück, an dessen religiös-sittliche Grundbegriffe der Herr auch sonst vielfach anknüpfte, um für die Verkündigung seines Evangeliums eine sichere Grundlage zu gewinnen. Die alttestamentliche Religion war nun so wesentlich an die Idee des Reiches Gottes gebunden und so eng mit ihr verknüpft, daß diese Idee für das gesamte religiös-sittliche Leben des israelitischen Volkes das beherrschende Prinzip bildete. Jehova hatte nämlich schon mit den Erzvätern einen Bund geschlossen (1. Mos. 15, 18; 17, 1 ff.; 26, 3; 28, 13—15), und als Erweiterung dieses Bundes galt dann die durch Moses begründete eigentümliche religiös-politische Institution, die unter dem Namen der Theokratie, zu deutsch der Gottesherrschaft, bekannt ist. Nach der Idee dieser Gottesherrschaft hat sich Gott, der der Herr und König der ganzen Welt ist, aus allen Völkern der Erde Israel besonders auserwählt zu seinem Eigentume, zu seinem heiligen Volke, zu einem priesterlichen Königreiche (2. Mos. 19, 5 f.). Dieses Königtum Gottes stellt sich auf Erden dar, indem einerseits Gott bald in unmittelbarer Gegenwart, bald durch seine geisterfüllten Organe, durch Gesetzgeber und Heerführer, durch Priester und Propheten, schließlich durch Könige, die sichtbaren Stellvertreter des unsichtbaren himmlischen Königs, sein auserwähltes Volk leitet, schützt und regiert, und indem andererseits dieses Volk den für alle seine Lebensbeziehungen als Norm und Richtschnur geltenden Willen seines himmlischen Herrn und Königs erfüllt und dadurch in den Besitz des verheißenen Heils und Segens gelangt (5. Mos. 5, 1 ff.; 6, 1 ff.; 28, 1 ff.). So großartig und erhebend nun auch die Idee von einem Gottesreiche auf Erden für die Genossen desselben war, — in ihrer Verwirklichung stieß sie doch fort und fort auf mancherlei

Hemmungen und Schranken, die hauptsächlich dadurch herbeigeführt wurden, daß Israel die Wege des Herrn so oft verließ, daß es sich dadurch dessen Schutzes unwürdig machte und nun infolge seiner Sünden viel inneres und äußeres Elend, so insbesondere die Bedrückungen der benachbarten heidnischen Völker zu erdulden hatte. Aber trotz dieser thatsächlichen Unvollkommenheiten in der Verwirklichung des Gottesreiches erhielt sich der Glaube, das auserwählte Volk Gottes zu sein, und die Zuversicht, der Hilfe des Herrn teilhaftig zu werden, in Israel lebendig, und zwar geschah dies hauptsächlich durch die Wirksamkeit der Propheten. Als Wortführer, Sprecher und Männer Gottes, als Ratgeber und Lehrer der Könige und des Volkes hielten sie hoch und gering ihr Unrecht vor, wiesen sie warnend und drohend auf die Folgen der Sünde hin, verhießen sie aber auch unter der Bedingung der Umkehr, der Buße und Besserung Gnade und Vergebung und lenkten damit den Blick auf die Zukunft, erweckten so die Hoffnung auf ein *zukünftiges* Reich. Die Idee dieses zukünftigen Reiches erhielt im Laufe der Zeit mancherlei Umgestaltungen; nach ihren wesentlichen Momenten war sie aber bei den Propheten immer die Vorstellung von der vollen Verwirklichung der Theokratie, von einem im höchsten Glanze der davidischen Zeit sich darstellenden Reiche, das nun, von Gott selbst oder von seinem Messiasstatthalter beherrscht, im Innern Gerechtigkeit, Erkenntnis, Friede und Segen pflanzen und nach außen seine Macht und Herrlichkeit über alle Völker und Geschlechter der Erde ausdehnen werde (Jes. 2, 2—5; 9, 1 ff.; 11, 1 ff.; Jer. 3, 17 ff.; 31, 31 ff.; Hes. 34, 11 u. 16 u. 23; Mich. 4, 1 ff.; Sach. 14, 9 u. 16). Unter dem Einflusse des um die Zeit der Makkabäer (167 v. Chr.) entstandenen und in der Folgezeit viel gelesenen Buches Daniel war allmählich die Hoffnung auf ein *ewiges*, vom Himmel herabkommendes Reich entstanden. In seinen „Gesichten“ oder Visionen hatte der Verfasser dieses Buches unter allerlei kühn gezeichneten Sinnbildern bereits vergangene und noch zukünftige Weltereignisse angedeutet und namentlich im Kapitel 7 durch vier sinnbildliche Tiere vier aufeinander folgende Weltreiche bezeichnet, die sich zu ungeheurer Macht und Gewalt erheben, aber sich gegenseitig selbst vernichten würden, worauf dann nach schrecklichen Gerichten und unter gewaltigen Zeichen am Himmel und auf der Erde das Reich des Gottes der Himmel folgen werde, ein Reich über alle Mächte und Gewalten der Erde, das Gott seinem heiligen Volke zum festen, dauernden, ewigen Besitztume giebt. Die Aussicht und Hoffnung auf dieses Reich Gottes vom Himmel her, auf dieses Himmelreich, wie nun der Name hieß, hatte sich unter dem jüdischen Volke in der Fortdauer der Zeiten schwerer Not und Bedrückungen durch Griechen und Römer erhalten bis in die Tage Johannes des Täufers, der als der letzte Prophet die Nähe dieses gerade damals mit heißer Sehnsucht erwarteten Reiches von neuem verkündigt, seinen Eintritt aber nicht, wie seine Zeitgenossen, vom Vollzuge außerordentlicher göttlicher Gerichte über das Heidentum, sondern hauptsächlich, wie dies schon von den alten Propheten geschehen war, von der sittlichen Erneuerung seines Volkes abhängig macht. In diesem Sinne

predigte Johannes: „Thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen" (Matth. 3, 2).

Dem Wortlaute nach hat Jesus, wie wir oben sahen, den Täufer buchstäblich wiederholt, dem Sinne nach geht er aber über dessen Auffassung vom Wesen der Buße, wie vom Wesen des Reiches Gottes weit hinaus. Buße heißt nach dem Grundtexte wörtlich Sinnesänderung. Auf die Erneuerung des Sinnes, auf innere Umkehr legte auch Johannes das größte Gewicht und trat damit dem bei aller Gesetzlichkeit vielfach in groben Sünden dahinlebenden Volke im ganzen, wie insbesondere den selbstgerechten, auf ihre Abstammung von Abraham stolzen Sektenmännern entgegen (Luk. 3, 7; Matth. 3, 7). Und mit demselben Ernst, den Johannes in seiner Forderung der Sinnesänderung zeigte, drang er auf sittliche Besserung in der äußeren Lebensführung; er verlangte „rechtschaffene Früchte der Buße" (Matth. 3, 8; Luk. 3, 8), d. h. Leistungen im Thun und Lassen, die der inneren Sinnesänderung angemessen und würdig seien und die sich damit nach ihrem sittlichen Wert über die hergebrachten Werke der ceremoniellen Vorschriften weit erhoben. Die Forderung der sittlichen Erneuerung seines Volkes brachte nun Johannes in die nächste Beziehung zum Himmelreich, dessen Eintritt er für nahe bevorstehend hielt. Denn so lautet nach dem Grundtexte sein Losungswort: „Ändert euren Sinn, denn nahe herbeigekommen ist das Reich der Himmel" (Matth. 3, 2). Weil also dem Prediger in der Wüste das Nahegekommensein des Himmelreichs für sicher und gewiß galt, darum erhob er mit so viel Nachdruck seine Stimme zum Bußrufe; aber aus welchem tieferen Grunde that er dies? Weil mit dem Himmelreich zugleich der Gerichtstag Gottes nahte; „schon ist", so verkündigt der strenge Bußprediger drohend, „die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt; welcher Baum nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen" (Matth. 3, 10; Luk. 3, 9). Fragen wir von hier aus nach dem eigentlichen Motiv, aus welchem Johannes die von ihm gepredigte Buße forderte, so ergiebt sich die Antwort: es ist die Furcht vor dem nahe bevorstehenden Gericht, die zur Erneuerung des Sinnes und Lebens treiben soll, zu jener sittlichen Umwandlung, als deren sinnbildliches Zeichen dem Johannes seine Jordanstaufe in erster Linie galt. Nun war es allerdings eine epochemachende That, welche der Täufer dadurch vollbrachte, daß er im Geiste der alten Propheten an sein vielfach entartetes Volk von neuem mit der Forderung einer wahrhaft sittlichen Erneuerung herantrat, aber die tiefere Begründung dieser Forderung vermissen wir bei ihm; von Glaube und Liebe, diesen schöpferischen Kräften und Mächten, unter deren Wirksamkeit sich nach dem Evangelium Jesu das neue Leben des Menschen von innen heraus gleichsam als Naturnotwendigkeit vollzieht, redet der Täufer nicht. Er war eben noch ein Mann des Gesetzes; er hatte Gott noch nicht erkannt als den Vater der Liebe und Gnade, sondern er glaubte vor allem an einen strafenden und richtenden Gott, und darum wurde er im Sinne der alttestamentlichen Propheten zum Herold dieses Gottes als Verkündiger der nahen Gerichte, als Prediger der

Buße und der zureichenden menschlichen Leistung in Gesinnung und That. Dieser Mangel an einem höheren Gottesbewußtsein tritt uns bei Johannes auch in seiner Anschauung vom Wesen des Himmelreichs entgegen. Dieses Reich hält er für nahe bevorstehend, und es ist gewiß ein Zeichen der Größe des Täufers, daß er trotz des mannigfachen äußeren und inneren Jammers, der ihm in den politischen und religiös-sittlichen Zuständen seines Volkes entgegentrat, mit festem, starkem Glauben die Nähe des einst für ferne Zeiten erhofften Gottesreiches verkündigte. In diesem Glauben, wie nach seinem tief sittlichen Ernst und seinem gewaltigen Thatendrang war Johannes nach des Herrn eigenem Urteil über ihn „mehr denn ein Prophet“ (Matth. 11, 7 ff.); aber was machte ihn doch wieder nach der zweiten Hälfte dieses Urteils geringer, als „der Kleinste ist im Himmelreich“? Das war wieder sein noch unvollkommener Gottesbegriff von wesentlich alttestamentlicher Färbung. Die Nähe des Himmelreiches galt dem Johannes für gewiß; aber wie nahte es? Mit gewaltigen Gerichten, die zwar nicht, wie man es nach der herrschenden Zeitvorstellung erwartete, über die Heiden ergehen, die sich aber sicher an allen faulen Bäumen in der Gottespflanzung Israel vollziehen würden. „Ihr Ottergezüchte, wer hat euch denn bewiesen, daß ihr dem zukünftigen Zorn entrinnen werdet?“ (Matth. 3, 7) so ruft der strenge Mann Gottes allen zu, die, sei es aus bloßer Neugierde oder sei es aus anderen unlauteren Beweggründen zu seiner Predigt und Taufe sich einfanden. Gewiß, das Himmelreich kommt, denn Gott hält, was er seinem Volke Großes und Herrliches verheißen hat; und diese Verheißungen gehen auch bald in Erfüllung, darauf deuten die Zeichen der Zeit, die der Täufer als Ankündiger der erwarteten Heilszeit mit scharfem Blick ins Auge faßte. Aber mit dieser Heilszeit kommt zugleich der Gerichtstag des Höchsten, der vor allem ein heiliger und gerechter Gott ist und der es nicht dulden kann, daß seine Ehre noch länger gelästert wird und seine heiligen Gebote noch länger unbeachtet bleiben. Das Maß seiner Geduld und Langmut ist erschöpft, und wer daher dem „zukünftigen Zorn“, den nahen göttlichen Gerichten entrinnen will, der muß Buße thun in der Änderung des Sinnes und durch Thatleistungen, die dieser inneren Umwandlung würdig sind; nur solche innerlich und äußerlich vom sittlichen Verderben Gereinigte dürfen auf Vergebung ihrer Sünden hoffen und empfangen zur Bestätigung dieser Hoffnung die Taufe (Mark. 1, 4; Luk. 3, 3), die dadurch noch eine andere und höhere Bedeutung als die des bloßen sinnbildlichen Zeichens der Buße erhält. Jene mit dem Schmucke einer neuen Gerechtigkeit Bekleideten werden dann von dem Stärkeren, der nach dem Täufer kommt und auf den er als den Messias, als den Bringer und Begründer der Heilszeit hinweist, als die Weizenkörner angesehen werden, die es wert sind, in die Scheune gesammelt zu werden, während die unnütze Spreu der Vernichtung preisgegeben wird (Matth. 3, 12; Luk. 3, 17). Mögen es dann immerhin auch nur wenige sein, die bei der strengen Scheidung übrig bleiben, welche der kommende Messias mit seiner Wurfschaufel und mit seiner verzehrenden Feuertaufe vollzieht: sicher und gewiß ist, daß ein Rest Bekehrter noch vor-

handen sein wird, und diesen Genossen des neuen Reiches Gottes spendet dann der an dessen Spitze stehende große Gottgesandte durch seine Geistestaufe seinen Segen an himmlischen Gaben und Kräften zu einem neuen gottgeweihten Leben. So fehlt in der Verkündigung des Johannes bezüglich des Himmelreichs auch der Hinweis auf die Segnungen dieses Reiches nicht, aber mehr doch als mit diesen Segnungen befaßt sich jene Verkündigung mit dem drohenden Gericht und mit der in Aussicht stehenden strengen Vergeltung Gottes, die nur unter der Bedingung einer zureichenden menschlichen Leistung Gnade gewähren kann. Der Grund aber, warum sich Johannes in seiner Auffassung vom Wesen des Himmelreichs noch nicht auf einen höheren, über die engen Schranken der theokratischen Vorstellungen hinausgehenden Standpunkt zu erheben vermochte, lag demnach ebenso, wie bei seiner Auffassung vom Wesen der Buße, in seinem noch wesentlich alttestamentlichen Gottesbegriff. Am Wendepunkt der Zeiten hat der Täufer mit tief sittlichem Ernst die von jeher als notwendig erkannte Buße von neuem gepredigt und damit seine Zeitgenossen für den Eintritt des Himmelreichs in würdiger Weise vorbereitet, in ihren Herzen die Sehnsucht danach von neuem kräftig geweckt; über beides aber, über Buße und Himmelreich konnte erst der Stärkere, der nach ihm kam, das rechte, neues Leben und neues Wesen schaffende Licht verbreiten. Und zwar darum, weil dieser größte Gottgesandte, den die Welt gesehen hat, eine wesentlich andere Gottesanschauung hatte, eine Gottesanschauung, die ihm eine ganz neue Welt erschloß.

Schon in der Bergpredigt und dann auch in seiner gesamten übrigen Lehre verkündigt Jesus im Tone innerster, freudigster Gewißheit Gott als den V a t e r der Menschen. Was sich aber über den Inhalt dieser das Menschenherz beglückenden Verkündigung des Heilands im einzelnen sagen läßt, das hat ein theologischer Schriftsteller unserer Zeit auf Grund echter Aussprüche des Herrn (Matth. 5, 45. 48; 6, 9. 10. 14. 25. 26. 30. 31; 12, 12) in die herrlichen Worte zusammengefaßt: „Gott liebt, Gott sucht den Menschen, sein göttliches Leben ist Pflege des Menschen, Bekümmernis um das Irrende, ein Nachgehen und Herbeiholen auch des Verlorenen. Er erhält die Vögel unter dem Himmel, wie v i e l m e h r den Menschen; er horcht jedem Gebet und führt seine Sonne herauf auch dem Undankbaren. Aber er will nicht bloß pflegen, er will die Menschen zu sich heraufziehen; all das Seinige will er ihnen zur Erbschaft geben, er will unter ihnen wohnen, er will sie zur Vollkommenheit und Gleichheit erheben, nicht zur Engelgleichheit, nein, zur Gottgleichheit, die er nicht beneidet: ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, allermeist in Herz und That, im Geben und Vergeben." — Wenn aber Gott so in seiner unendlichen, fürsorgenden, suchenden und erbarmenden Liebe der V a t e r der Menschen ist, was ist da der Mensch? Ein K i n d des Höchsten, der in seiner Majestät über den Sternen thront und doch einer jeden Menschenseele in all ihrem Anliegen und in jeder Bekümmernis nahe ist mit seiner Kraft und seinem Segen, mit seinem Heil und Trost: ein Kind Gottes ist

der Mensch auch noch in seiner Sünde und Verschuldung (Matth. 5, 45), wenn nur das ruhelos gewordene Herz wieder die Sehnsucht fühlt nach dem Vater im Himmel, wenn nur in der Tiefe der Seele ein neues, auf Gott und seinen heiligen Willen gerichtetes Leben geboren wird. Zu dieser Umkehr und Umwandlung, zu dieser Wiedergeburt von innen heraus fordert Jesus mit heiligem Ernst alle ohne Unterschied auf, an die sein Wort ergeht, denn nur der „einige Gott" ist gut (Matth. 19, 17), die Menschen aber allzumal (Matth. 7, 11), wenn auch im Vergleich unter sich in verschiedenem Grade, sind Sünder und Schuldner vor Gott dem Herrn (Luk. 13, 4), der, wie er beseligen will, auch verdammen kann in die Hölle (Matth. 10, 28). Aber was von allen gefordert wird, das können auch alle leisten; auch in dem tief gesunkenen Sünder, der auf seinen Irrwegen lange das Heil und den Frieden Gottes entbehrt hat, kann die Sehnsucht nach dem Vater der Liebe wieder erwachen (Gleichnis vom verlorenen Sohne), und wie er durch die freie That des eigenen Willens Gott verlassen hat, so kann er auf demselben Wege auch wieder zu ihm zurückkehren, zumal — und das ist ein Hauptmoment in der neuen Gottesoffenbarung Jesu — es Gott, der Geber alles Guten, wieder ist, der durch sein Entgegenkommen und Suchen (Gleichnisse vom verlorenen Schaf und vom verlorenen Groschen), durch seine Berufung und Erleuchtung, seine himmlischen Gaben und Kräfte jene Umkehr anbahnt und bewirkt. Dieser innere Akt nun des Zusichkommens des Menschen, durch welchen er im Aufblick zu Gott, dem Heiligen und Gerechten, seine Sünden und Verirrungen in tiefer Selbstdemütigung erkennt und bereut und wobei er zugleich im Glauben an die Liebe Gottes und im Vertrauen auf die göttliche Gnade die dargebotene Rettungshand ergreift und den Willen zum schuldigen Gehorsam erneuert, — das ist ihrem Kern und Wesen nach die Buße im Sinne Jesu, eine Sinnesänderung also, die nicht, wie es Johannes und die Propheten vor ihm ansahen, als die Wirkung einer von außen kommenden strengen Forderung eintritt, sondern die sich nach ihrem innersten Wesen als ein Werk göttlichen und menschlichen Mitthuns vollzieht. In dieser inneren Umkehr und Erneuerung liegen dann die Anfänge zu einem ganz neuen Leben; die frühere Gottentfremdung oder auch nur das Geteiltsein des Menschen zwischen Gott und der Sünde wird zu einer innigen Lebensgemeinschaft mit Gott, und in diesem von den schöpferischen Kräften des Glaubens und der Liebe angefachten und in Bewegung erhaltenen neuen Leben wird dann weiter dem Menschen, so verkündigt das Evangelium, die frohe Botschaft, das höchste Heil, der höchste Segen zu teil: Gerechtigkeit und Gottesfurcht, Friede und Freude, welche geistige Güter, indem sie von innen nach außen wirken, ihren Glanz auch über das äußere Leben verbreiten, das sie heiligen und dadurch verklären. Diese Lebensgemeinschaft aber des Menschen mit Gott, die eine Herrschaft Gottes im Menschen ist und zugleich eine willige, aus einem ganz neuen religiös-sittlichen Prinzipe hervorgehende Hingabe des Menschen an Gott, das ist das Gottesreich Jesu, ein ganz anderes Reich also, wie die alttestamentliche Theokratie in ihrer politischen und nationalen

Beschränkung und mit ihren ceremoniellen, die äußere Lebensführung regelnden Vorschriften und Satzungen; ein ganz anderes Reich auch, wie das von Johannes verkündigte Himmelreich mit seinem vorwiegenden Ernst und seinen Gerichten, an deren Ankündigung sich nur spärlich die Verheißung von Heil und Segen anschloß. Im innersten Heiligtum der einzelnen Menschenseele baut sich das Gottesreich Jesu auf und durchdringt von da mit seinen Kräften und Mächten das ganze Leben in all seinen Äußerungen und Beziehungen (Gleichnis vom Sauerteig), und wie es allen angeboten wird — nach der Heilsordnung Gottes zuerst den Juden, dann aber auch den Völkern außer Israel (Matth. 8, 10 f.; 21, 43) —, so vereinigt es im Laufe seiner nach außen gehenden Entwickelung (Gleichnis vom Senfkorn) ohne Unterschied der Abkunft, der Heimat, der Sprache, der Sitte alle, die sich von seinem Geiste durchdringen lassen und in seine Ordnungen sich finden, und wird so zu einem sittlichen Gemeinwesen, zu einem Reiche rein geistiger Art, das, wie es vom Himmel kommt, zum Himmel führt und damit von den Mächten und Gewalten dieser Welt gänzlich unabhängig ist (Joh. 18, 36).

Dieses Reiches Gründer wollte Jesus werden, und er ist es geworden; durch ihn und in ihm ist das Reich Gottes thatsächlich auf Erden erschienen. Indem er in der innigsten Lebensgemeinschaft mit Gott stand (Joh. 10, 30; 14, 11), genoß er die volle, reine Seligkeit seiner Sohnschaft (Matth. 3, 17), und was er so sein nannte, das bot er durch seine Lehre, sein Leben, sein Leiden und Sterben auch andern dar zur Erleuchtung, zum Trost und zur Hoffnung, zur religiös-sittlichen Erneuerung ihres gesamten Seins und Wesens und damit zu ihrer Beglückung für Zeit und Ewigkeit. Alle nun, die im innigen Anschluß an ihn gleicher Lebensrichtung folgen, die in ihm den beseelenden Mittelpunkt ihres Lebens finden, die sind Genossen des Reiches Gottes, stellen ihrerseits dieses Reich dar, das der Herr, weil es in ihm und durch ihn sich verwirklicht hat, auch sein Reich nennen lassen konnte (Matth. 20, 21), als dessen König er sich bezeichnen (Matth. 27, 11) und von dem er sagen konnte, daß es, indem er es verkündigte, schon gegenwärtig da sei (Matth. 12, 28; Luk. 17, 21), wenn auch seine volle Verwirklichung auf Erden und über diese Welt hinaus noch immer im Werden begriffen war und es bleiben wird bis zum Ende der Zeiten.

3.

Auf das Reich Gottes beziehen sich, wie schon oben bemerkt wurde, sämtliche im Neuen Testament vorkommende Gleichnisse, indem sie zum Zwecke der Belehrung über dieses Reich die verschiedenen Seiten desselben in sinnbildlicher Darstellung zur Anschauung bringen. Nicht wenige Gleichnisse beginnen daher mit den Worten: „das Himmelreich ist gleich", nach welcher Einleitungsformel dann die bildliche Darstellung folgt, durch welche das eine oder andere Merkmal im Begriffe des Reiches Gottes veranschaulicht wird. Wenn in anderen Gleichnissen der direkte Hinweis auf das Reich Gottes fehlt, so ist zu bemerken, daß ein solcher Hinweis auch in

vielen nicht-parabolischen Reden des Herrn fehlt, die doch ebenfalls immer das Reich Gottes zum Hauptgegenstand ihrer Belehrung haben. Manche Gleichnisse zeigen darin eine innere Verwandtschaft, daß sie sich nach ihrem Grundgedanken auf eine und dieselbe Seite des Reiches Gottes oder doch auf nahe sich berührende Momente im Begriffe desselben beziehen. Auf dieser inneren Verwandtschaft beruht dann die Klassifikation der Gleichnisse, wie solche in vielen Schriften über dieselben, hier aber nach oft sehr verschiedenen Gesichtspunkten ausgeführt, sich findet, und die den Zweck hat, den Lehrinhalt der Gleichnisse leichter übersehen zu lassen. In der vorliegenden Schrift ist von einer solchen Klassifizierung Abstand genommen worden und zwar darum, weil bei der Behandlung der Gleichnisse nach einem bestimmten Schema nicht wenige derselben zu Gunsten dieses oft nicht einmal auf inneren zwingenden Gründen beruhenden Schemas gänzlich aus dem Zusammenhange gerissen werden, in dem sie unter sich oder mit bestimmten Vorgängen stehen, durch welche ihr Vortrag veranlaßt wurde und die für das Verständnis einzelner Gleichnisse oft von so wesentlicher Bedeutung sind. Außerdem hielten wir uns auf Grund eigener Erfahrung zu der Annahme berechtigt, daß bei der unterrichtlichen Behandlung von so lebensfrischen, inhaltreichen Bildern, wie es die Gleichnisse sind, die Wirkung auf Geist und Gemüt der Jugend leicht geschwächt wird, wenn es in erster Linie die Rücksicht auf eine systematische Einteilung des zu behandelnden Unterrichtsstoffes ist, von welcher sich das Lehrverfahren leiten läßt. Die Hauptsache wird doch immer bleiben, daß das einzelne Gleichnis nach seiner bildlichen Form und nach seinem Lehrinhalte gründlich besprochen wird, um dadurch die jugendlichen Herzen für die zur Darstellung gebrachten himmlischen Wahrheiten nachhaltig zu gewinnen. Immerhin können dann auch gelegentlich die behandelten Gleichnisse übersichtlich besprochen werden, aber für den dabei einzuhaltenden Gang kann sich jeder Lehrer die systematische Einteilung leicht selbst machen. Anleitung dazu findet er überdies reichlich in Schriften, in welchen die Gleichnisse entweder besonders oder im Zusammenhange mit anderen Lehrstoffen des Religionsunterrichts behandelt werden. Von solchen Schriften führen wir hier an: Lisco, Die Parabeln Jesu, exegetisch-homiletisch bearbeitet; Mangold, Populäre Auslegung sämtlicher Gleichnisse Jesu Christi in kategetischer Gedankenfolge; Nissen, Unterredungen über die Biblischen Geschichten; Kehr, der christliche Religionsunterricht in der Volksschule; Grube, Charakterbilder aus der heiligen Schrift.

Indem wir die in diesem Buche behandelten Gleichnisse nicht nach einer bestimmten systematischen Einteilung darbieten, sondern sie in der Reihenfolge auftreten lassen, wie sie in ihren Hauptquellen, den Evangelien Matthäi und Lucä, verzeichnet stehen, bringen wir dieselben nach diesem mehr chronologischen Gesichtspunkt in drei Gruppen.*) Die erste Gruppe umfaßt die Gleichnisse, welche der Herr nach dem Matthäusevangelium (die

*) Wir schließen uns bei dieser Gruppierung an Goebel an, der übrigens in seiner Schrift auch einen höchst beachtenswerten Versuch zu einer Klassifizierung der Gleichnisse nach ihrem Lehrinhalte gemacht hat.

Berichte der anderen Evangelisten bieten teilweise Parallelen dazu) an einem Tage am galiläischen Meere zum Vortrage gebracht hat; es sind die Gleichnisse vom Säemann, vom Unkraut unter dem Weizen, vom Senfkorn, vom Sauerteig, vom Schatz im Acker, von der köstlichen Perle und vom Fischernetz. Die zweite Gruppe wird gebildet von späteren Gleichnissen, welche dem Lukasevangelium eigentümlich sind; es gehören dahin die Gleichnisse vom barmherzigen Samariter, vom unfruchtbaren Feigenbaum, vom großen Gastmahl, vom verlorenen Schaf, vom verlorenen Groschen, vom verlorenen Sohn, vom reichen Mann und vom armen Lazarus und vom Pharisäer und Zöllner. Die dritte Gruppe endlich umfaßt Gleichnisse, welche der letzten Zeit des Lehrens und Wirkens Jesu angehören; es sind die Gleichnisse vom gütigen Schuldherrn und vom harten Knecht, von den Arbeitern im Weinberg, vom königlichen Hochzeitsmahl, von den zehn Jungfrauen und von den anvertrauten Centnern. Für diese Gleichnisse bildet bis auf das letzte, dem die Lukasparabel von den anvertrauten Pfunden (Luk. 19,12—27) nach ihrer bildlichen Form und ihrem Lehrinhalt sehr ähnlich ist, das Matthäusevangelium die ausschließliche Quelle.

I. Gruppe.

Die Gleichnisse vom Tage zu Kapernaum.

Der Säemann.

(Matth. 13, 1—9 u. 18—23; Mark. 4, 3 ff.; Luk. 8, 4 ff.)

(V. 1) An demselben Tage ging Jesus aus dem Hause und setzte sich an das Meer. (V. 2) Und es versammelte sich viel Volks zu ihm, also daß er in das Schiff trat und saß, und alles Volk stand am Ufer. (V. 3) Und er redete zu ihnen mancherlei durch Gleichnisse und sprach: Siehe, es ging ein Säemann aus, zu säen. (V. 4) Und indem er säete, fiel etliches an den Weg; da kamen die Vögel und fraßen es auf. (V. 5) Etliches fiel in das Steinichte, da es nicht viel Erde hatte, und ging bald auf darum, daß es nicht tiefe Erde hatte. (V. 6) Als aber die Sonne aufging, verwelkte es, und dieweil es nicht Wurzel hatte, ward es dürre. (V. 7) Etliches fiel unter die Dornen, und die Dornen wuchsen auf und erstickten es. (V. 8) Etliches fiel auf ein gutes Land und trug Frucht, etliches hundertfältig, etliches sechzigfältig, etliches dreißigfältig. (V. 9) Wer Ohren hat zu hören, der höre!

(V. 18) So höret nun ihr dieses Gleichnis von dem Säemann. (V. 19) Wenn jemand das Wort von dem Reich höret und nicht verstehet, so kommt der Arge und reißt es hin, was da gesäet ist in sein Herz; und der ist es, der an dem Weg gesäet ist. (V. 20) Der aber auf das Steinichte gesäet ist, der ist es, wenn jemand das Wort höret und dasselbige bald aufnimmt mit Freuden; (V. 21) aber er hat nicht Wurzel in ihm, sondern ist wetterwendisch; wenn sich Trübsal und Verfolgung erhebt um des Wortes willen, so ärgert er sich bald. (V. 22) Der aber in die Dornen gesäet ist, der ist es, wenn jemand das Wort höret, und die Sorge dieser Welt und Betrug des Reichtums erstickt das Wort, und bringt nicht Frucht. (V. 23) Der aber in das gute Land gesäet ist, der ist es, wenn jemand das Wort höret und verstehet es und dann auch Frucht bringt; und etlicher trägt hundertfältig, etlicher aber sechzigfältig, etlicher dreißigfältig.

1. Wort- und Sacherklärung.

„An demselben Tage"; an dem gleichen Tage, an welchem die Matth. 12, 22—50 erzählten Vorgänge stattgefunden hatten. — „ging Jesus aus dem Hause"; aus dem Hause zu Kapernaum. Der gewöhnliche Wohnort Jesu war nicht seine Heimatstadt Nazareth, sondern Kapernaum, wo er mit seiner Mutter und ihrer Familie ein Haus hatte, weshalb Kapernaum auch seine Stadt hieß (Matth. 9, 1). Am nordwestlichen Ufer des galiläischen Meeres gelegen und ursprünglich ein Dorf, dann aber zu größerer Bedeutung gelangt, hatte Kapernaum eine Synagoge, eine Zollstätte und eine ansehnliche Besatzung; besonders wegen seiner Lage an der großen Handelsstraße vom Mittelmeer nach Damaskus war der Ort für Jesu Wirksamkeit sehr geeignet. — „und setzte sich an das Meer"; das galiläische Meer. Der eigentliche Name war See Genezareth; auch der Name See Tiberias kommt vor. Die reizenden Ufer des Seees, die terrassenförmig aufsteigen, da und dort von Schluchten durchzogen sind und ehemals sorgfältig bebaut und mit volkreichen Orten bedeckt waren, dienten dem Heiland oft zum Aufenthalt; hier gewann er auch seine ersten Jünger Andreas, Petrus, Jakobus und Johannes, welche da Fischer waren. Jetzt bieten die früher so lieblichen Umgebungen des Seees das Bild großer Verödung dar; die Dörfer und Städte liegen in Trümmern, und über Straßen und Felder breiten sich Dornen und Disteln aus. — „Und er redete zu ihnen mancherlei durch Gleichnisse"; er erteilte seinen Zuhörern Belehrungen verschiedener Art in Gleichnissen. — „Und indem er säete, fiel etliches an den Weg"; beim Säen fielen Samenkörner auf den Teil des Ackers, an welchem ein Weg vorüber führte. Durch das Übertreten der Fußgänger war dieser Teil des Ackerfeldes fest und hart geworden; der darauf fallende Samen konnte nicht in den Boden eindringen, und die Folge davon war, daß ihn die Vögel auffraßen. — „Etliches fiel in (wörtl.: auf) das Steinichte u. s. w."; ein anderer Teil des ausgestreuten Samens fiel auf Stellen des Saatfeldes, wo sich unter einer nur dünnen Erdschichte felsiger Grund befand. Eine solche Bodenbeschaffenheit war an den Uferabhängen des galiläischen Meeres nichts Ungewöhnliches. — „und ging bald auf darum, daß es nicht tiefe Erde hatte"; die junge Saat erschien bald über der dünnen Erdschichte, weil sie nicht zuvor in gutem Grund und Boden tiefe Wurzeln schlagen konnte. — „Als aber die Sonne aufging, verwelkte es u. s. w."; die schnell aufgegangene zarte Saat wurde unter den heißen Sonnenstrahlen welk und verdorrte in Ermangelung tiefer Wurzeln und der nötigen Nahrung aus der Erde bald gänzlich. — „Etliches fiel unter (wörtl.: auf) die Dornen"; ein Teil des Samens fiel auf einen Boden, unter dessen Oberfläche schon eine Unkrautsaat von Dornen und Disteln verborgen lag. — „und die Dornen wuchsen auf und erstickten es"; das schnell aufschießende und üppig wuchernde Unkraut entzog der jungen Saat Luft und Licht, so daß sie wohl eine Zeitlang wuchs, aber dann unter dem Unkraut verkam. — „Etliches

fiel auf ein gutes Land“; beim Säen fielen endlich auch Samenkörner auf einen Boden, der nicht fest und hart war, wie der am Wege, der auch nicht bloß eine dünne Erdschichte hatte, wie das Steinichte, und der endlich nicht eine Dornensaat in sich barg, wie die dritte Bodenart; der Boden war also locker, tief und rein und daher wohlgeeignet, den Samen aufgehen und die Saat gedeihen zu lassen. — „hundertfältig“, „sechzigfältig“, „dreißigfältig“; das Hundertfache, Sechzigfache, Dreißigfache des einzeln ausgesäeten Samenkorns. Die Zahlenangaben gründen sich auf die überaus große Fruchtbarkeit des galiläischen Landes; auch andere orientalische Länder, wie namentlich Babylonien und Ägypten, zeichneten sich durch große Fruchtbarkeit aus. — „Wer Ohren hat zu hören, der höre“; Aufforderung, dem Sinne der vorgetragenen Rede nachzudenken und die darin mitgeteilten Lehren zu beherzigen. — „So höret nun ihr dieses Gleichnis vom Säemann“; so merket nun ihr darauf, was das Gleichnis vom Säemann bedeuten soll. — „das Wort von dem Reich“; das Wort, welches das Reich Gottes zum Gegenstand seiner Verkündigung hat, das Evangelium (Matth. 4, 23; 9, 35; 24, 14). Das „Wort von dem Reich“ ist hier das Gegenbild von dem Samen. — „und nicht verstehet“; beim Hören des Evangeliums auf dessen Wahrheit aus Mangel an innerem Verständnis und rechter Empfänglichkeit nicht eingeht, sie nicht zu Herzen nimmt. Der hier in Rede stehende Hörende und nicht Verstehende ist das Gegenbild von dem fest und hart getretenen Boden am Wege. — „so kommt der Arge“; der Satan, Teufel (Mark. 4, 15; Luk. 8, 12) „und reißt es hin, was da gesäet ist in sein Herz“; nimmt weg, was ein solcher Hörer des Evangeliums nur äußerlich ins Gedächtnis aufgenommen hat. — „und der ist es, der an dem Weg gesäet ist“; diese Worte wollen noch besonders bemerklich machen, daß das ihnen Vorausgehende: „Wenn jemand das Wort von dem Reich höret u. s. w.“ für eine Deutung des ersten Gleichnisteils (V. 4) gelten soll. Die Worte selbst drücken aus, daß der an dem Weg Gesäete das Gegenbild von dem Samen sei, der auf den fest und hart getretenen Ackerboden am Wege fiel. Es findet hier in der Deutung ein Wechsel des Bildes statt. Der Samen war zuerst das Bild für das verkündete Wort von dem Reiche, und nun ist er das Bild für den Hörenden und nicht Verstehenden, für dessen Person vorher das Bild des Ackerbodens am Wege gebraucht wurde. Dieser Wechsel des Bildes, der in ähnlicher Weise auch in den drei folgenden Gleichnisteilen stattfindet, erklärt sich daraus, daß einmal eine Vergleichung gemacht wird zwischen dem Säen des Samens und der Verkündigung des Wortes vom Reich und dann eine Vergleichung zwischen der Wirkung des Säens und der Wirkung des verkündeten Wortes. Bei der ersten Vergleichung entspricht dem Bilde des Samens das Gegenbild des Wortes, und dem Bilde des Ackerbodens entspricht das Gegenbild der Person des Hörenden und nicht Verstehenden, während in der zweiten Vergleichung die Person des Hörenden das Gegenbild des Samens ist. Dieser Wechsel konnte stattfinden, weil auch auf dem natürlichen Gebiete, woher das Gleichnisbild entlehnt ist, die

Wirkung des Säens auf den Samen, nicht aber auf den Ackerboden, an dem keine Veränderung vorgeht, berechnet ist. Der Samen kann aufgehen, nach unten tiefer wurzeln und nach oben sich weiter entwickeln bis zum Fruchtbringen; es kann aber das alles, wenn die rechte Bedingung zum Keimen und weiteren Wachstume fehlt, auch unterbleiben oder sich nur teilweise vollziehen. So ist es auch auf dem hier abgebildeten geistigen Gebiete. An der Person dessen, dem das Wort vom Reich (das Gegenbild des Samens) verkündet wird und der dann als das Gegenbild des Ackerfeldes erscheint, soll sich die Wirkung dieses Wortes in der Neu- und Umgestaltung seines ganzen Seins und Wesens erweisen, und er kann daher, insofern dies geschieht oder sich nur teilweise vollzieht oder auch ganz unterbleibt, auch als Gegenbild des Samens selbst hingestellt werden. — „Der aber auf das Steinichte gesäet ist"; derjenige, welcher dem auf das Steinichte gesäeten Samen als Gegenbild entspricht. — „der ist es"; bei dem findet statt, was geschieht, „wenn jemand das Wort (das Evangelium; also auch hier wieder Wechsel des Bildes) höret und dasselbige bald aufnimmt mit Freuden"; er hört das Wort nicht bloß, sondern nimmt es auch gern und willig in sich auf, er gleicht also als Gegenbild des steinichten Ackerbodens diesem insofern, als derselbe den ausgestreuten Samen ebenfalls in die ihn bedeckende dünne Erdschichte aufnimmt. — Nun folgt das Aber von dem hier gesetzten Falle: „aber er hat nicht Wurzel *in ihm*"; ein solcher, wie er hier geschildert wird und wie er dem aufs Steinichte gesäeten Samen gleicht, ist nicht fest in sich gegründet, er nimmt das gehörte Wort (Wechsel des Bildes) wohl sofort gern und willig in sich auf, läßt es aber nicht tiefer ins Herz eindringen; er ist „wetterwendisch", d. h. nach Zeit und Umständen unbeständig; „wenn sich Trübsal u. s. w."; wenn er wegen des Evangeliums allerlei Schlimmes erdulden soll, „so ärgert er sich bald"; so nimmt er an diesen schlimmen Begegnissen sofort Anstoß und fällt vom Evangelium wieder ab. — „Der aber in (auf) die Dornen gesäet ist"; derjenige, welcher als Gegenbild des Samens erscheint, der auf einen schon eine Unkrautsaat in sich schließenden Boden fällt, „der ist es", das ist ein solcher, der das Wort (das Evangelium; Wechsel des Bildes) hört, es auch in sich aufnimmt, bei dem es aber trotzdem die rechte Wirkung nicht hervorbringt. — Grund: „die Sorge dieser Welt"; die Sorge um Irdisches und Vergängliches, und „der Betrug des Reichtums", die Täuschungen, zu welchen der Reichtum führt, wenn er das Menschenherz beherrscht, „ersticken das Wort u. s. w."; drängen die begonnene Wirkung des Evangeliums zurück, lassen sie wieder zu Grunde gehen. — „Der aber in das gute Land gesäet ist"; der das Gegenbild von dem auf einen guten, also auf einen lockeren, tiefen und reinen Boden gefallenen Samen ist, „der ist es"; das ist derjenige, der „das Wort hört und verstehet es"; der dem Evangelium inneres Verständnis und die rechte Empfänglichkeit entgegenbringt, es in ein offenes, reines Herz tief aufnimmt „und dann auch Frucht bringt"; Bild für die mancherlei Wirkungen, die sich bei demjenigen zeigen, der das Evangelium in der eben geschilderten Weise in sich aufnimmt.

2. Veranlassung und Zweck des Gleichnisses.

Es war ein ungewöhnlicher Lehrstuhl, den Jesus einnahm, als er das vorliegende Gleichnis sprach. Er war von seinem Hause in Kapernaum hinaus an den See Genezareth gegangen, in dessen lieblicher Umgebung er oft und gern zu weilen pflegte. Seine Jünger waren ihm dahin gefolgt, und in ihrer Mitte hatte er sich am Ufer des Seees niedergelassen. Da versammelte sich wieder viel Volks um ihn, das ihm zum Teil von seiner Wohnung her gefolgt (Matth. 12, 23 u. 46), zum Teil auch aus anderen Städten herzugeströmt sein mochte (Luk. 8, 4), und das ihn hören wollte. Um von allen besser verstanden zu werden, begab er sich vom flachen Ufer auf ein am Strand gelegenes Schiff, und von hier aus trug er der versammelten Menge das in Rede stehende Gleichnis vor. Was den Herrn veranlassen mochte, gerade jetzt seine Belehrungen in die bildliche Erzählung von einem Säemann und von der verschiedenen Wirkung, zu welcher es an dessen Samen kam, einzukleiden, das war wohl der Umstand, daß vor seinen Augen die galiläischen Felder mit ihrer verschiedenen Bodenart und mit der dadurch bedingten Verschiedenheit im Fruchtbringen dalagen. Diesem Ackerfeld ringsum glich ja, das erkannte der Herr, dessen Blick ins Innere der Menschen drang, die um ihn versammelte Menge mit ihrer verschiedenen Herzensbeschaffenheit und mit ihrem daraus sich ergebenden verschiedenen Verhalten gegenüber dem Samen des göttlichen Wortes, dem Evangelium; und so lag es denn für den gottgesandten Verkündiger dieses Evangeliums, der es verstand, seine Belehrungen immer aufs angemessenste der jeweiligen Situation anzupassen, nahe, gerade jetzt das Gleichnis vom Säemann vorzutragen. Er wollte darin zu seinen Zuhörern von der Pflanzung des Reiches Gottes reden; er wollte ihnen zeigen, daß die G r ü n d u n g d i e s e s R e i c h e s d u r c h d i e V e r k ü n d i g u n g d e s E v a n g e l i u m s g e s c h e h e, daß a b e r d e r E r f o l g u n d d i e W i r k u n g d i e s e r V e r k ü n d i g u n g v o n d e r H e r z e n s b e s c h a f f e n h e i t d e r e r a b h ä n g i g s e i, a n d i e s i e e r g e h t. Seinen Jüngern gab dann der Herr entweder gleich oder, was wahrscheinlicher ist, erst später, nachdem er das Volk entlassen hatte und mit den Zwölfen in seine Wohnung zurückgekehrt war*), noch eine besondere Deutung des Gleichnisses, zu dessen Auslegung wir nun übergehen.

---

*) Für die Wahrscheinlichkeit, daß die Matth. 13, 10—23 mitgeteilte Unterredung Jesu mit den Jüngern, in deren Verlauf er ihnen die Deutung des Gleichnisses vom Säemann gab, erst stattgefunden hat, nachdem er das Volk entlassen hatte und in seine Wohnung zurückgekehrt war (V. 36), spricht schon der Umstand, daß die Jünger fragen: „Warum redest du zu ihnen durch Gleichnisse?“ (V. 10), welche Frage ihrem Wortlaute nach eine Mehrheit von Gleichnissen voraussetzt. Dazu kommt, daß nach Mark. 4, 10 die Jünger den Herrn um den Sinn und die Bedeutung des Gleichnisses (nach ursprünglicher Lesart: der Gleichnisse) erst fragten, als er allein war. So werden wir uns denn den Verlauf, welchen das Lehren Jesu in Gleichnissen an dem V. 1 erwähnten Tage nahm, so zu denken haben, daß die Gleichnisse vom Säemann, vom Unkraut unter dem Weizen, vom Senfkorn und vom Sauerteig in unmittelbarer Aufeinanderfolge zum Vortrage gebracht wurden. Die Unterredung mit den Jüngern, in welcher Jesus diesen ihre Frage beantwortete,

3. Auslegung des Gleichnisses.

Wenn wir das Gleichnis mit Rücksicht auf die einzelnen Vorgänge, welche darin zur Darstellung gebracht werden, überblicken, so finden wir, daß es aus vier Teilen besteht. Aus eben so vielen Teilen besteht seine Deutung, die der Herr gab. Nach dem Inhalt des ersten Gleichnisteiles fiel ein Teil des Samens, den ein Säemann ausstreute, auf einen Boden, in den er gar nicht eindringen konnte. Warum nicht, worin bestand das Hindernis? Der Boden war dadurch, daß die Leute, statt auf dem am Ackerfelde hinziehenden Wege zu bleiben, aufs Land hinüber traten, fest und hart geworden. Bei einer solchen Bodenart fehlte aber die erste Bedingung zum Keimen und Wachstume des Samens, die bekanntlich darin besteht, daß der Samen ins Erdreich hineinkommt. Da dies hier nicht geschehen konnte, so war die Folge, daß sich an dem Samen die beabsichtigte Wirkung des Säens in keiner Weise vollziehen konnte; er blieb oben auf dem Boden liegen, und die Vögel fraßen ihn auf. — Wie wird nun dieser erste Gleichnisteil vom Herrn gedeutet? Er sagt (V. 19): „Wenn jemand das Wort von dem Reich höret u. s. w. — gesäet ist". Das sollte aber heißen: Wenn jemand das Evangelium hört, dabei aber für dessen Wahrheit gar kein inneres Verständnis, gar keine Empfänglichkeit hat und sie daher *nicht* in sein inneres Leben eindringen läßt, so gleicht ein solcher Hörer des Evangeliums dem Samen, der auf den hart und fest getretenen Boden am Wege fiel, und zwar gleicht er solchem Samen darum, weil sich an ihm ebensowenig wie an dem in Rede stehenden Samen irgend welche Wirkung zeigt.

Wie überaus zutreffend war doch der Vergleich, den der Herr hier machte. In jedem Samenkorn liegt eine Kraft verborgen, die sich in mancherlei Wirkungen äußern kann. Es kann am ausgesäeten Samenkorn zum Keimen, zum tieferen Wurzeln nach unten und zum weiteren Wachstume nach oben bis zum Blättertreiben, bis zur Blütenbildung und zum Fruchtbringen kommen; aber alle diese Wirkungen sind in erster Linie an die Bedingung geknüpft, daß der Samen beim Aussäen in das Erdreich hineinkommt. Bleibt diese erste und wichtigste Bedingung zur Bewegung der in dem Samen liegenden Kraft unerfüllt, dann kommt es auch zu keinerlei Wirkung an ihm; er bleibt das trockene, leblose Samenkorn und geht auf die eine oder andere Weise zu Grunde. — Im Evangelium liegt ebenfalls eine Kraft verborgen, ja es ist seinem ganzen Wesen nach selbst eine Kraft und zwar, wie es von dem Apostel Paulus genannt wird, eine „Kraft Gottes" (Röm. 1, 16). Der Geist Gottes darin kann den Menschen erleuchten, heiligen und beseligen, so daß man auch sagen kann, durch das

---

warum er zum Volke in Gleichnissen rede, fand dann erst später statt. Im Verlaufe dieser Unterredung deutete Jesus den Jüngern das erste der am See vorgetragenen Gleichnisse und gab ihnen dann auf ihr Verlangen (Matth. 13, 36) auch eine Deutung des zweiten, worauf die Gleichnisse vom Schatz, von der Perle und vom Fischernetz zum Vortrage gelangten.

Evangelium werde die beseligende Lebensgemeinschaft des Menschen mit Gott oder das Reich Gottes begründet. Aber diese erleuchtende, heiligende und beseligende Wirksamkeit übt die Gotteskraft des Evangeliums nur dann, wenn der Mensch dessen Wahrheit in sein inneres Leben aufnimmt und sie darin bewahrt. Geschieht dies nicht, verhält sich der Mensch beim Hören des Evangeliums gegen seine Wahrheit ganz gleichgültig, verschließt er derselben sein Herz, weil es ihm an innerem Verständnis und an Empfänglichkeit dafür fehlt, und gleicht daher ein solcher Mensch dem hart und fest getretenen Boden am Wege, dann bringt das Evangelium keinerlei Wirkung an ihm hervor; er bleibt verfinstert, unheilig und unselig, wie er es war; er gleicht dann auch dem Samen, der auf den Weg fiel: sein inneres Leben gewinnt keine gottgefällige Gestalt, und was er von den Wahrheiten des Evangeliums nur mit dem äußeren Ohr ins Gedächtnis aufgenommen hat, das wird ihm vom Teufel, der in mancherlei Gestalt durch die Welt geht, bald wieder entrissen; es ist, als hätte er diese Wahrheiten nie gehört.

Im zweiten Gleichnisteile (V. 5) wird erzählt, daß ein anderer Teil des Samens auf einen Boden gefallen sei, wo sich unter einer nur *dünnen* Erdschichte felsiger Grund befand. Bei dieser Bodenart war also für das Keimen und weitere Wachstum des Samens nicht ein solches Hindernis vorhanden, wie es sich bei der ersten Bodenart fand. Das Erdreich war nicht fest und hart, sondern locker und weich, und der Samen konnte daher in dasselbe eindringen und aufgehen. Das letztere geschah auch bald, und wie der Augenschein lehrte, brachte hier die im Samenkorn liegende Kraft eine Wirkung hervor. Es dauerte nicht lange, so war der Boden mit jungem Grün bedeckt; aber das Wachstum des Samens nach oben geschah nur darum so bald, weil ihm nach unten das Hindernis des felsigen Grundes entgegentrat. So stand denn die junge Saat bald frisch und grün da, aber sie war im Boden nicht fest und tief gewurzelt; der Mangel an festen und tiefen Wurzeln, die der Saat den rechten Halt hätten geben und ihr die nötige Nahrung hätten zuführen können, mußte für ihr weiteres Wachstum verderblich werden, und was sich unter den vorliegenden Umständen für die schnell aufgegangene zarte Saat befürchten ließ, das geschah auch bald. Als die heißen Sonnenstrahlen auf sie hernieder brannten, verwelkte sie in kurzem nach oben und verdorrte sie auch nach unten; zu einer nachhaltigen Wirkung kam es auch an dem Samen nicht, der auf das Steinichte fiel. — In der Deutung dieses zweiten Gleichnisteils stellt der Herr dem aufs Steinichte gesäeten Samen denjenigen Hörer des Evangeliums gleich, der die Heilswahrheiten desselben, wenn sie ihm verkündigt werden, gleich mit Freuden aufnimmt, der aber von diesen Wahrheiten sein inneres Leben nicht tiefer durchdringen läßt, und auf dessen Herz, Gemüt und Willen sie daher keine nachhaltige Wirkung ausüben. Ein solcher Hörer des Evangeliums hat keinen rechten Halt in sich, er ist nicht fest in sich gegründet, sondern nach Zeit und Umständen unbeständig; wenn er wegen des Evangeliums allerlei Schlimmes erdulden soll, so nimmt er an diesen schlimmen Begegnissen sofort Anstoß und fällt vom Evangelium

wieder ab. Zu einer dauernden, bleibenden Lebensgemeinschaft mit Gott kommt es bei ihm nicht, und vom Reiche Gottes in ihm, das kaum eine Gestalt gewonnen hatte, ist bald keine Spur mehr vorhanden. Ein solcher Hörer des Evangeliums gleicht daher dem Samen, der auf das Steinichte fiel.

Führen wir einmal ein Beispiel an aus der Zahl derjenigen Christen, deren Verhalten dem Evangelium gegenüber im zweiten Gleichnisteile bildlich dargestellt wird. Da ist jemand, der hat wieder einmal eine gute Predigt gehört und sich von ihrem Inhalt recht erbaut gefühlt. Er nimmt sich vor, von nun an wieder fleißiger zur Kirche zu gehen, denn das Wort Gottes mit seinen Belehrungen, Tröstungen und Verheißungen ist ihm unter dem Anhören der Predigt von neuem lieb und wert geworden. Und was er sich vorgenommen hat, das führt er auch aus; an den nächsten Sonntagen findet er sich wieder im Gotteshause ein. Aber da muß er bald den Spott leichtfertiger Menschen über sich ergehen lassen, mit denen er in der Gesellschaft, die er besucht, zusammentrifft. Sie fragen ihn, ob er nun auch zu den Frommen gehöre, ob er ein Betbruder geworden sei. Diese Spottreden sind ihm empfindlich, er mag sie nicht länger hören; aber statt aus der Gesellschaft der Spötter wegzubleiben, sucht er sie immer wieder auf, denn er hat d o r t bisher so viel Unterhaltung und Zerstreuung gefunden. Sein weltlicher Sinn, der die Tiefen seines Herzens noch erfüllt, hat es zu tieferen Eindrücken der gehörten Wahrheiten des göttlichen Wortes nicht kommen lassen, und um nur nicht länger den Spottreden seiner Freunde und Genossen ausgesetzt zu sein, meidet er fortan wieder das Gotteshaus und vergißt bald die guten Vorsätze, die er dort gefaßt: er hatte die Wahrheiten des Wortes Gottes nur oberflächlich in das Herz aufgenommen. — Solcher oberflächlichen Hörer des Evangeliums giebt es viele. Es sind die leicht Erregten, die leicht Begeisterten, die weichherzigen und sogenannten gutmütigen Leute. Ein erbauliches Lied, das sie in der versammelten Gemeinde mitsingen, bewegt ihnen leicht das Herz, und einem schönen Bibelwort, das sie dort hören, öffnen sie willig das Ohr; wenn ihnen in beredten Worten die großen Thaten Gottes geschildert werden, dann sind sie augenblicklich erwärmt und begeistert davon, und wenn ihnen sonst aus der Geschichte oder aus der Gegenwart das Große, Schöne und Gute dargestellt wird, dann sind sie sofort Feuer und Flamme dafür. Sie sind schnell bereit, gute Vorsätze zu fassen, aber mit der Ausführung derselben machen sie keinen Ernst; sie führen schöne Worte im Munde, aber es mangelt ihnen die That. Denn unter der Oberfläche eines regen Gefühls, einer lebhaften Empfindung, eines leicht beweglichen Willens liegt bei ihnen der harte Boden eines unbekehrten Herzens verborgen; in das Innerste ihres Lebens dringt das Wort Gottes mit seinem Licht und seiner Kraft, mit seinen ernsten Forderungen nicht hinein, und darum geht es auch mit dem Werden und Wachsen ihres inwendigen Menschen nicht voran, darum gewinnt das Reich Gottes keine feste, dauernde Gestalt in ihnen. Wenn sie unter den mannigfachen Anfechtungen des Lebens als echte und rechte Be-

kenner des Evangeliums sich erweisen sollen, dann fehlt ihrem Glauben die rechte Stärke, ihrer Liebe die rechte Wärme und ihrer Hoffnung der feste, sichere Halt; die kaum begonnenen Anfänge ihres neuen Lebens in Gott und Christo Jesu nehmen rasch ein Ende, wie es mit dem Wachstume des Samens geschah, der auf das Steinichte fiel.

Der dritte Gleichnisteil (V. 7) hat folgenden Inhalt: Beim Säen fiel ein Teil des Samens auf einen Boden, in dem schon eine Unkrautsaat verborgen lag. Der Boden selbst war nicht fest und hart wie der am Wege, sondern weich und locker; er barg auch nicht, wie die zweite Bodenart, unter einer nur dünnen Erdschichte einen felsigen Grund, sondern das Erdreich ging tiefer hinab, und der Boden an sich war daher geeignet, den auf ihn ausgestreuten Samen in sich aufzunehmen und ihn zu einem gedeihlichen Wachstume kommen zu lassen. Hätte nur nicht schon eine Unkrautsaat in dem Boden gelegen! Aber das war leider der Fall, und so ging denn der Samen wohl auf, und die junge Saat wuchs auch eine Zeitlang hoffnungsvoll empor, aber die Unkrautsaat war mit aufgegangen und überholte bald in ihrem Wachstume die Saat aus dem guten Samen; üppig wuchernd, wie es die Art des Unkrauts ist, entzogen die Dornen und Disteln der guten Saat das erforderliche Licht und die nötige Luft und erstickten sie so. Zum Fruchtbringen kam es nicht. — Die Deutung dieses dritten Gleichnisteiles will besagen: Es giebt Hörer des Evangeliums, die öffnen seiner Wahrheit bereitwillig das Herz und lassen ihr inneres Leben von dieser Wahrheit auch tiefer durchdringen. Bei dieser Art von Hörern bringt daher das Evangelium mit seiner Kraft auch eine nachhaltigere Wirkung hervor, als es bei der im vorhergehenden Gleichnisteile geschilderten Klasse von Hörern geschieht. Sie erwecken bei andern in Bezug auf die Gestaltung ihres christlichen Lebens schöne Hoffnungen; das Reich Gottes in ihnen hat sich schon über die ersten Anfänge hinaus entwickelt; ihr Glaube ist schon fester, ihre Liebe schon wärmer, ihre Hoffnung schon sicherer geworden. Aber so erfreulich das alles ist, — zu einer rechten Ausgestaltung ihres inneren Lebens kommt es doch auch bei dieser Art von Hörern nicht. Denn sie sind geteilten Herzens; neben ihrer Freude an den himmlischen Gütern des Reiches Gottes geht die Sorge um Irdisches und Vergängliches einher; dieser irdische Sinn erfüllt aber ihr Herz je länger, je mehr; es erwacht in ihnen die Begierde nach Reichtum, um genießen zu können, und im Besitze von vielleicht nicht immer auf ehrlichem Wege erworbenem Geld und Gut werden dann die Freuden der Welt im Übermaße genossen. Man glaubt nun, den Gipfel des Glückes erstiegen zu haben, aber man befindet sich in arger Täuschung, denn bei Menschen der eben geschilderten Art wird die Entwickelung ihres christlichen Lebens, das einen so vielversprechenden Anfang genommen hatte, durch den weltlichen Sinn, der in ihnen die Überhand gewinnt, nicht bloß gehemmt, sondern nach und nach ganz unterdrückt. Zu Früchten eines neuen Geistes, wie sie am Lebensbaume der von der Kraft des Evangeliums ganz und voll durchdrungenen Christen gefunden werden, kommt es bei solchen Menschen

nicht; sie gleichen dem Samen, der auf einen Boden mit einer Dornensaat gesäet ward oder auch einem solchen Boden selbst.

Wem fällt nicht, wenn er sich nach einem entsprechenden Beispiel aus der Schrift umsieht, die Geschichte von jenem reichen Jünglinge ein, der zum Heiland kam und ihn fragte, was er Gutes thun müsse, um des ewigen Lebens teilhaftig zu werden (Matth. 19, 16 ff.). Der Heiland verweist ihn auf die Erfüllung der göttlichen Gebote und fordert ihn dann, als er glaubt, diese Gebote bisher schon erfüllt zu haben, auf, sein gesamtes Besitztum aufzugeben und sich ihm, dem Herrn, in ungeteilter Hingabe anzuschließen. Diese Forderung vermag der Jüngling nicht zu erfüllen; daran hindert ihn die Liebe zu seinem Reichtume, der Wahn, daß zu einem glücklichen Dasein auf Erden der Besitz von viel Geld und Gut gehöre. Der Jüngling hatte sich, wie aus der ganzen Erzählung von ihm hervorgeht, bisher sein Seelenheil ernstlich angelegen sein lassen; die Wahrheiten des Evangeliums, die er wohl schon öfters aus dem Munde des Heilandes vernommen hatte, waren ihm zu Herzen gegangen, und nun begnügte er sich nicht damit, Gott nur in dem einen oder andern Stücke zu gefallen, sondern er wäre gern in seinem ganzen Sein und Wesen ein Mann nach dem Herzen Gottes geworden, hätte sich gern im vollen Besitze des göttlichen Heils gesehen. Darum fragte er den Heiland nach dem Wege, der zu diesem Heil führt. Als aber dem Jünglinge vom Herrn dieser Weg in der Forderung der Entsagung, der Selbstverleugnung und der ungeteilten Hingabe an Gott und sein Reich gezeigt wurde, da wich er zurück; die Sehnsucht nach dem Frieden und der Freude des Reiches Gottes war zwar groß in seinem Herzen, aber die Liebe zu seinen irdischen Gütern war noch größer; es zog ihn nach oben, aber auch zugleich, und stärker noch, nach unten, nach den Freuden und Genüssen der Welt, und so geschah es, daß der irdische Sinn in ihm ein großes Hindernis für sein Trachten nach dem Reiche Gottes wurde. Ein echter und rechter Jünger Jesu ist dieser Jüngling sicherlich nicht geworden; die Sorge um Irdisches und Vergängliches und die Täuschungen des Reichtums haben, wie wir annehmen dürfen, früher oder später das Gute in ihm erstickt.

Auch unter den Christen hat es von jeher solche gegeben, die diesem Jünglinge mit dem geteilten Herzen gleichen, und es giebt deren noch jetzt. Sie finden sich in allen Kreisen der Gesellschaft. Da ist ein reicher Mann, der von den drückenden Sorgen um das tägliche Brot nichts weiß, und da ist ein unbemittelter Arbeiter, dem es immer schwerer fällt, sich und die Seinigen ehrlich und redlich durchzubringen. Beide sind ernstere Naturen; in dem Herzen des einen wie in dem des andern ist Sinn und Empfänglichkeit für das Gute vorhanden; das Christentum insbesondere mit seinen das Menschenleben veredelnden und heiligenden Kräften und Mächten ist beiden eine wichtige Angelegenheit geworden, und der eine wie der andere hat daher auch in der Erneuerung seines inwendigen Menschen, in der Heiligung seines Sinnes und Wandels schon manchen guten Schritt vorangethan. Aber ganz und ungeteilt hat sich bisher noch keiner von ihnen dem Leben in Gott,

mit Gott und für Gott hingegeben. Bei dem einen waren es von Zeit zu Zeit die Genüsse und Vergnügungen der Welt, die seinen geistigen Blick verdunkelten, sein Herz mit sündlicher Lust erfüllten und die Kraft seines Willens lähmten, und bei dem anderen war es öfters die Sorge um Nahrung und Kleidung, das im Übermaß gesteigerte Sinnen und Trachten nach besserem Verdienst und nach Vermehrung des Erwerbs, das ihn vergessen ließ, daß es ein Wort der Schrift giebt, das heißt: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen" (Matth. 6, 33). Bei diesem zeitweisen Hingegebensein an das Irdische und Vergängliche, an die Täuschungen, zu welchen die Güter dieser Welt führen, oder an die Sorgen, welche durch diese Güter hervorgerufen werden, vergaßen aber beide acht zu haben auf die Fortentwickelung des göttlichen Lebens in ihrem Denken, Fühlen und Wollen; die Stunden und Tage des Abgewandtseins von Gott und seinem Reiche kehrten wieder, und der weltliche Sinn mit all den bösen Neigungen und Begierden, die er wach ruft, wurde stärker in ihnen; das Böse in ihrem Herzen gewann endlich die Überhand über das Gute und erstickte es, wie das aufgeschossene, üppig wuchernde Unkraut im Gleichnisse die gute Saat erstickte. Auch hier haben wir wieder Beispiele von Hörern des Wortes, die dem Samen gleichen, der auf den dornigen Boden fiel, und wieder haben wir uns davon überzeugt, daß, wenn der Mensch geteilten Herzens ist, wenn er Göttliches und Weltliches mit gleicher Liebe umfaßt, es bei ihm zu Früchten eines wahrhaft gottseligen Lebens nicht kommt. Denn ein Nebeneinander von Gutem und Bösem in der Art, daß beides auf demselben Herzensgrunde in gleicher Kraft und Stärke bestehen könnte, ist nun einmal nicht möglich, wie es nicht möglich ist, daß jemand zu gleicher Zeit zweien Herren dienen kann, die nach ihrem Wesen und Walten einen völligen Gegensatz zu einander bilden. „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon" (Matth. 6, 24).

Der letzte Gleichnisteil (V. 8) berichtet Folgendes: Beim Säen fiel ein Teil des Samens auf **gutes** Land, auf einen Boden also, der weich und locker war im Gegensatze zum ersten und tief im Gegensatze zum zweiten und rein von Unkrautsaat im Gegensatze zum dritten. Bei einer solchen Bodenbeschaffenheit konnte es an dem Samen zur rechten Wirkung kommen: er trug Frucht, und der Zweck, den der Säemann beim Säen seines Samens im Auge hatte, wurde erreicht. Und daß dies geschah, das finden wir ganz natürlich, denn der Samen konnte in den Boden eindringen, und er konnte in dem Erdreiche auch tiefe Wurzeln schlagen; dazu wurde die frisch und fröhlich emporsprossende Saat in ihrer Entwickelung nicht durch mitaufwachsendes Unkraut gehindert oder gar von diesem endlich erstickt. So mußte es denn unter den obwaltenden Verhältnissen bei diesem Teil des Samens zum Fruchtbringen kommen. Allerdings trat in letzterem Punkte bei den verschiedenen Samenkörnern wieder eine merkliche Verschiedenheit zu Tage; hier wurde das Hundertfache, dort nur das Sechzigfache und auf anderen Stellen des Ackerfeldes gar nur das Dreißigfache des einzeln aus-

gesäeten Samenkornes erzielt; aber bei allen auf gutes Land gesäeten Samenkörnern kam es doch zu einer befriedigenden Ernte. — In der Deutung des letzten Gleichnisteiles stellt der Herr als das Gegenbild des Samens, von dem eben die Rede war, diejenigen Hörer des Evangeliums hin, die für die Wahrheit desselben das rechte Verständnis und die rechte Empfänglichkeit haben, und bei denen daher auch das Evangelium eine entsprechende Wirkung hervorbringt. Denn indem sie zugleich dem guten Land gleichen, nehmen sie die Wahrheit des göttlichen Wortes nicht bloß in das Herz auf, sondern lassen von seiner Kraft ihr inneres Leben auch ganz und voll durchdringen; dabei achten sie unter fortgesetzter Heiligungsarbeit an sich darauf, daß nicht das Böse, komme es aus dem eigenen Herzen oder von außen, eine Störung in die Entwickelung ihres neuen, aus Gott geborenen Lebens bringt. So wachsen sie denn immer mehr in die beseligende Lebensgemeinschaft mit Gott hinein; das Reich Gottes in ihnen gewinnt eine immer festere Gestalt, und der neue Geist, der ihr Denken, Fühlen und Wollen durchdringt, regiert und leitet, äußert sich in all den herrlichen und lieblichen Tugenden, die als Früchte dieses Geistes zur Erscheinung kommen; es sind nach Gal. 5, 22: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit. Mag sich dann auch bei den Hörern des Evangeliums solcher Art eine Verschiedenheit im Maße ihrer christlichen Tugenden und guten Werke zeigen, — sie sind doch alle, weil jeder *bestrebt ist*, unter Gottes Beistand zu werden und zu leisten, was er nach dem besonderen Maße seiner natürlichen Begabung wie nach der Eigenart seiner Lebensverhältnisse zu werden und zu leisten vermag, echte Kinder Gottes und wahre Genossen seines Reiches, das durch sie in seinem Wachstume auf Erden gefördert wird.

„Wer Ohren hat zu hören, der höre!" — mit der in diesen Worten enthaltenen Aufforderung, dem Sinne der vorgetragenen Rede nachzudenken und die darin mitgeteilten himmlischen Lehren zu beherzigen, hatte der Herr seine bildliche Erzählung vom Säemann geschlossen. Diese Aufforderung ergeht noch jetzt an alle, die das herrliche Gleichnis vernehmen, in welchem unser Herr und Heiland gezeigt hat, wie und auf welche Weise die Gründung des Reiches Gottes in den Herzen der Menschen geschieht. Auch euch, liebe Kinder, ist dieses Gleichnis mit seinem reichen Inhalte wieder nahe getreten. O, so nehmt denn alle die Lehren, die es enthält, als himmlische Samenkörner bereitwillig in euer inneres Leben auf und laßt wie von der Wahrheit dieser besonderen Lehren, so von der Wahrheit des Evangeliums überhaupt Herz und Gemüt immer tiefer durchdringen, auf daß das Reich Gottes in euch eine feste, sichere Gestalt gewinne und ihr bei fortschreitendem Wachstume in der Heiligung eures Sinnes und Wandels, bei der Zunahme an allen Tugenden und guten Werken, die als Früchte aus dem neuen Lebensgeiste hervorgehen, dem Samen gleichet, der auf gutes Land gesäet wurde und reichlich Frucht brachte. Daß dies geschehe, das gebe Gott, der euch sein Licht leuchten lassen und seine Hilfe und Gnade verleihen wolle! Amen.

Luk. 11, 28: Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren. Jak. 1, 22: Seid aber Thäter des Worts und nicht Hörer allein, damit ihr euch selbst betrüget. Matth. 5, 8: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Mache mich zum guten Lande,
Wenn dein Saatkorn auf mich fällt;
Gieb mir Licht in dem Verstande,
Und was mir wird vorgestellt,
Präge meinem Herzen ein,
Laß es mir zur Frucht gedeihn.

(Aus dem Liede: „Thut mir auf die schöne Pforte“ von B. Schmolk, † 1737.)

Das Unkraut unter dem Weizen.

(Matth. 13, 24—30 u. 36—43.)

(V. 24) Er legte ihnen ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säete. (V. 25) Da aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säete Unkraut zwischen den Weizen und ging davon. (V. 26) Da nun das Kraut wuchs und Frucht brachte, da fand sich auch das Unkraut. (V. 27) Da traten die Knechte zu dem Hausvater und sprachen: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesäet? Woher hat er denn das Unkraut? (V. 28) Er sprach zu ihnen: das hat der Feind gethan. Da sprachen die Knechte: Willst du denn, daß wir hingehen und es ausjäten? (V. 29) Er sprach: Nein, auf daß ihr nicht zugleich den Weizen mit ausraufet, so ihr das Unkraut ausjätet. (V. 30) Lasset beides mit einander wachsen bis zur Ernte; und um der Ernte Zeit will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuvor das Unkraut und bindet es in Bündel, daß man es verbrenne, aber den Weizen sammelt mir in meine Scheune.

(V. 36) Da ließ Jesus das Volk von sich und kam heim. Und seine Jünger traten zu ihm und sprachen: Deute uns dieses Gleichnis vom Unkraut auf dem Acker. (V. 37) Er antwortete und sprach zu ihnen: Des Menschen Sohn ist es, der da guten Samen säet. (V. 38) Der Acker ist die Welt. Der gute Samen sind die Kinder des Reiches. Das Unkraut sind die Kinder der Bosheit. (V. 39) Der Feind, der sie säet, ist der Teufel. Die Ernte ist das Ende der Welt. Die Schnitter sind die Engel. (V. 40) Gleichwie man nun das Unkraut ausjätet und mit Feuer verbrennt, so wird es auch am Ende dieser Welt gehen. (V. 41) Des Menschen Sohn wird seine Engel senden, und sie werden sammeln aus seinem Reiche alle Ärgernisse und die da Unrecht thun. (V. 42) Und werden sie in den Feuerofen werfen: da wird sein Heulen und Zähnklappen. (V. 43) Dann werden die Gerechten leuchten, wie die Sonne, in ihres Vaters Reich. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

1. Wort- und Sacherklärung.

„Er legte ihnen ein anderes Gleichnis vor“; er trug ihnen ein neues Gleichnis vor. „ihnen“; denselben Zuhörern, zu welchen Jesus das vorhergehende Gleichnis geredet hatte, also den Jüngern und dem am Ufer versammelten Volke. — „Das Himmelreich ist gleich einem Menschen u. s. w.“; mit dem Himmelreich oder Reich Gottes verhält es sich ähnlich wie mit dem, was in der folgenden Erzählung (und zwar ihrem ganzen Inhalte nach) zur Darstellung gebracht wird. Durch den ganzen Inhalt des Gleichnisses sollen gewisse Erscheinungen und Thatsachen auf dem Gebiete des Himmelreiches abgebildet werden, und die Eingangsformel

des Gleichnisses ist daher nicht so zu verstehen, als solle der Mensch, der guten Samen auf seinen Acker säete, für sich das Himmelreich abbilden. — „Da aber die Leute schliefen“; zur Nachtzeit. — „kam sein Feind“; der Ackerbesitzer hatte also, was die Erzählung stillschweigend voraussetzt, einen Feind. Dieser kam zur Nachtzeit und „säete Unkraut zwischen den Weizen und ging davon“. Das Wort, welches Luther mit „Unkraut“ übersetzt hat, bezeichnet im Urtexte eine Lolchart, den Taumellolch oder das Tollkorn (Lolium temulentum), eine Grasart, die auf Äckern, vorzüglich unter Sommergetreide vorkommt und ein höchst lästiges Unkraut ist. Der Samen des Lolches wurde schon seit der ältesten Zeit für schädlich gehalten; sein Genuß soll Erbrechen, Schwindel und Krämpfe verursachen. Der Feind säete also in der boshaften Absicht, die Weizensaat zu verderben, den Lolch zwischen oder, wie es im Urtexte heißt, „mitten unter“ dieselbe, so daß durch die Untermengung eine Sonderung der beiden Fruchtarten sehr erschwert wurde, und nachdem er sein böses Werk im geheimen vollbracht hatte, machte er sich unbemerkt, wie er gekommen war, davon. — „Da nun das Kraut wuchs“; mit dem Ausdrucke „Kraut“ ist hier die gesamte, auf dem Acker sprossende Saat gemeint, die Weizensaat sowohl, als auch die Unkraut-(Lolch)saat. — „und Frucht brachte“; als die Saat auf dem Acker Ähren trieb. Es ist die erste Fruchtbildung, das Ansetzen der Ähren gemeint, nicht die Frucht, wie sie zur Erntezeit beschaffen ist, da es *nach* V. 30 noch eine geraume Zeit bis zur Ernte war. — „da fand sich auch das Unkraut“; da wurde nun auch der Lolch als solcher erkennbar, was vorher nicht der Fall gewesen war, indem der Lolch, ehe die Ähre sich entwickelt hat, dem Weizen sehr ähnlich sieht. Jetzt aber, nach dem Ansetzen der Fruchtkörner, die bei dem Lolche eine schwärzliche Farbe haben, an dem einen Ende etwas dicker und außerdem oft behaart sind, konnten die beiden Fruchtarten von einander unterschieden werden. — „Da traten die Knechte zu dem Hausvater“; zu dem Gutsherrn, dem Ackerbesitzer. — „Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesäet? Woher hat er denn das Unkraut?“ zwei Fragen, in welchen die Knechte ihre Verwunderung über die Erscheinung des Lolches ausdrücken. Der Hausherr hat doch, wie es sich die Knechte nicht anders denken können, nur guten Samen auf seinen Acker gesäet; wie erklärt es sich nun, daß dicht vermengt mit dem Weizen der Lolch dasteht? Der Hausherr vermag den Knechten das Rätsel zu lösen, denn er weiß, daß er in der That nur guten Samen gesäet hat und daß daher das Vorhandensein des Lolches auf die böse That eines ihm feindlich gesinnten Menschen zurückzuführen ist. Diesen Gedanken bringt der Hausherr in der kurzen Antwort zum Ausdruck: „das hat der Feind gethan“ (wörtlich: „Ein feindlicher Mensch hat das gethan“). — „Willst du denn, daß wir hingehen und es (das Unkraut, den Lolch) ausjäten?“ — Wenn, das ist der Sinn der Frage, der Lolch das Werk eines dir feindlich gesinnten Menschen ist, dann wird es auch dein Wille sein, daß wir den schädlichen Lolch sofort aus der guten Weizensaat entfernen und so die Vermengung der beiden Fruchtarten be-

seitigen. In dieser Annahme gehen aber die Knechte fehl; der Hausherr tritt ihrer Frage mit einem entschiedenen Nein entgegen und begründet dann auch dieses Nein, indem er sagt: „auf daß ihr nicht (damit ihr nicht) zugleich den Weizen mit ausraufet, so ihr (indem ihr) das Unkraut (den Lolch) ausjätet“. Die hier ins Auge gefaßte Befürchtung in betreff des Weizens hatte ihren Grund nicht darin, daß die Knechte Weizen und Lolch nicht genau von einander zu unterscheiden vermöchten, denn den letzteren hatten sie ja (nach V. 26 u. 27) als solchen bereits erkannt. Aber mitten unter die Weizensaat hineingesäet und mit ihr aufgewachsen, war er jetzt durch seine Wurzeln so eng mit ihr verschlungen, daß seine Entfernung nicht ohne großen Schaden für die gute Saat hätte geschehen können, und darum soll diese Entfernung vorerst unterbleiben. Vorerst, — nicht für immer, das ist die Meinung des Hausherrn, und darüber spricht er sich auch den Knechten gegenüber bestimmt aus: „Lasset beides mit einander wachsen bis zur Ernte“, sagt er zunächst. Weizen und Lolch, die nun einmal eng mit einander vermengt auf dem Ackerfelde dastehen, sollen in dieser Vermischung bis zur Ernte, d. i. bis zu der Zeit, wo das Wachstum und die Entwickelung der beiden Fruchtarten völlig zum Abschlusse gekommen sein wird, verbleiben. Dann aber, zur Zeit der Ernte, wann Weizen und Lolch völlig ausgereift sein werden und nun eine Scheidung des letzteren von ersterem ohne Schaden für diesen geschehen kann, dann, das erklärt der Herr weiter, wird er selbst für diese Scheidung Sorge tragen, und zwar in der Weise, daß von den Schnittern zuerst der Lolch gesammelt und zum Zwecke des Verbrennens in Bündel gebunden, der Weizen aber in die Scheune gesammelt werden wird. Die Knechte können sich daher über den endlichen Ausgang der Sache, die ihnen so auffallend erschienen war und der gegenüber es sie zum energischen Eingreifen gedrängt hatte, völlig beruhigen. — „kam heim“; kam wieder in seine Wohnung zu Kapernaum. — „Deute uns dieses Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen“; erkläre uns das Gleichnis, mache uns mit dem Sinn und der Bedeutung der bildlichen Rede bekannt. — „Des Menschen Sohn“ (wörtl.: der Sohn des Menschen); ein Ausdruck, dessen sich Jesus auch sonst öfters zur Bezeichnung seiner selbst als des erschienenen Messias bedient, z. B. Matth. 8, 20; 20, 28; 25, 13. — „die Welt“; die Menschenwelt und zwar hier ohne Beschränkung auf ein besonderes Volk. — „Der gute Samen“; das Wort Samen ist hier in der Bedeutung von Saat gebraucht, die aus dem guten Samen hervorgegangen ist. — „sind die Kinder des Reiches“ (wörtl.: „die Söhne des Reiches“) = die wahren Genossen des Gottesreiches, diejenigen, welche sich ganz vom Willen Gottes beherrschen lassen und in ihrer Gemeinschaft als das Gegenbild der guten Saat erscheinen. — „Das Unkraut (der Lolch) sind die Kinder (wörtl.: „die Söhne“) der Bosheit“; unter Unkraut- oder Lolchsaat sind diejenigen zu verstehen, die sich im Unterschied von den wahren Genossen des Gottesreiches vom Bösen beherrschen lassen, die im Dienste der Sünde stehen. — „Der Feind, der sie säet u. s. w.“; der Widersacher, in dem

das Vorhandensein der Kinder der Bosheit seinen Grund und seine Ursache hat, ist der Teufel. — „das Ende der Welt“; das Ende der Periode, während welcher sich die Entwickelung des Gottesreiches hinieden vollzieht. — „seine Engel“; die Engel werden hier als die Engel des Menschensohnes bezeichnet, weil sie ihm als ihrem Herrn zur Vollziehung seines Willens zu Gebote stehen, wie im Gleichnisse dem Herrn der Ernte seine Schnitter. — „aus seinem Reiche“; aus dem von ihm, dem Menschensohne, begründeten Gottesreich, das anderwärts auch das Reich Christi und von Jesus selbst „mein Reich“ genannt wird (Joh. 18, 36). — „alle Ärgernisse“; alles sündige Werk und Wesen, das in dem Reiche Gottes auf Erden zum Anstoße, zum Ärgernis wird. — „und die da Unrecht thun“; diejenigen, von welchen die bösen, Anstoß und Ärgernis erregenden Werke ausgehen. — „und werden sie (die eben bezeichneten Personen) in den Feuerofen werfen“; mit dem Ausdruck Feuerofen ist die Gehenna gemeint, der Strafort für die Verdammten. Nach der Vorstellung der Juden kamen die abgeschiedenen Seelen an einen gemeinsamen Aufenthaltsort, den man sich im Innern der Erde gelegen dachte und der Scheol, d. h. Kluft, Höhlung, genannt wurde. Im Scheol blieben die Verstorbenen bis zum Weltgericht. Er war in zwei Abteilungen geschieden, in einen Ort für die Frommen, das Paradies, und in einen Ort für die Gottlosen, die Gehenna. Die Qual, welche die Gottlosen in der Gehenna litten, dachte man sich als ein Brennen in Feuerflammen, woraus sich an unserer Stelle der Gebrauch des Ausdrucks „Feuerofen“ als Bezeichnung der Gehenna erklärt. — „da wird sein Heulen und Zähnklappen“ (wörtl.: „dort wird sein das Wehklagen und das Knirschen der Zähne“); Hinweis auf die den Hörern bekannte Pein, welche nach der herrschenden Vorstellung von der Gehenna die Verdammten daselbst zu erdulden hatten. — „die Gerechten“; die wahren Genossen des Gottesreiches, die Frommen, die so sind, wie sie nach dem Willen Gottes sein sollen. — „in ihres Vaters Reich“; im Gottesreiche der zukünftigen Welt im Unterschied vom Gottesreiche auf Erden. — Der Sinn der Worte: „Dann werden die Gerechten leuchten, wie die Sonne, in ihres Vaters Reich“, ist: Eingegangen in das zukünftige Gottesreich, werden die wahren Genossen desselben, deren sittlich gute Beschaffenheit dann nicht mehr, wie es in dieser Welt geschah, durch böses Werk und Wesen um sie und durch böse Menschen unter ihnen verdunkelt wird, in einem Zustande himmlischer Verklärung sich befinden; ihre Gerechtigkeit wird in himmlischem Lichte strahlen. — „Wer Ohren hat u. s. w.“; vgl. S. 18.

2. Veranlassung und Zweck des Gleichnisses.

Das vorliegende Gleichnis ist das zweite, welches Jesus am galiläischen Meere, wohin er sich aus seinem Hause zu Kapernaum begeben hatte, zu seinen Jüngern und zu dem um ihn versammelten Volke redete. Und zwar hat er es, wie wir annehmen dürfen, unmittelbar nach dem Gleichnisse vom Säemann zum Vortrage gebracht. Die Deutung gab er dann den

Jüngern auf ihre Bitte, nachdem er mit ihnen in seine Wohnung zurückgekehrt war (vgl. die Anmerkung S. 20). Nach der Einleitungsformel des Gleichnisses sollten den Hörern desselben gewisse Erscheinungen und Thatsachen auf dem Gebiete des Reiches Gottes zur Anschauung gebracht werden. Welcher Art waren nun diese Erscheinungen und Thatsachen? Bevor wir zur Beantwortung dieser Frage übergehen, lassen wir das Gleichnis nach seinem wesentlichen Inhalt nochmals an uns vorübergehen.

Ein Hausherr hat guten Samen auf seinen Acker gesäet. Zur Nachtzeit, als die Leute schliefen, kommt ein ihm feindlich gesinnter Mensch, streut mitten unter die Weizensaat Lolchsamen und geht dann heimlich und unbemerkt, wie er gekommen ist, davon. Weizen und Lolch, dicht mit einander vermengt und bei ihrem ersten Erscheinen auf dem Acker schwer von einander zu unterscheiden, wachsen zusammen auf. Als es aber zur ersten Fruchtbildung kommt, wird die schädliche Lolchsaat als solche erkannt, und die Knechte des Hausherrn fragen verwundert nach ihrem Ursprunge. Der Hausherr hat die Sachlage sofort erkannt: ein ihm feindlich gesinnter Mensch hat den Lolch gesäet. Da glauben die Knechte, daß es der Wille des Herrn sein werde, wenn sie ungesäumt durch die Entfernung des Lolches eine Scheidung der beiden Gewächsarten vornähmen. Der Herr aber gebietet, diese Scheidung bis zur Ernte zu verschieben, da jetzt durch dieselbe auch die gute Saat Schaden leiden würde. Zur Zeit der Ernte aber, wann diese Gefahr nicht mehr vorhanden sein wird, werde er selbst die Scheidung vollziehen lassen und zwar in der Weise, daß die schädliche Lolchsaat zum Zwecke des Verbrennens in Bündel gebunden, die gute Weizensaat aber in die Scheune gesammelt werden wird.

Auf Grund dieses wesentlichen Inhalts des Gleichnisses und unter Zuziehung seiner Deutung werden wir die oben aufgeworfene Frage nach den Erscheinungen und Thatsachen, welche Jesus in dem vorliegenden Gleichnisse veranschaulichen wollte, dahin beantworten können: Er wollte seinen Zuhörern darthun, daß bei der Verwirklichung des Reiches Gottes in der Menschenwelt gleich vom Anfange seiner Begründung an neben den wahren Genossen dieses Reiches auch unreine Elemente vorhanden sein würden, daß aber eine Ausscheidung der letzteren, so lange die Entwickelung des Gottesreiches auf Erden dauert, unstatthaft sei; erst beim Abschlusse dieser Entwickelung werde eine durchgreifende Scheidung der vorhandenen Mischung stattfinden. Über diese drei Punkte seine Zuhörer zu belehren, das war also der Zweck, den der Herr beim Vortrage des Gleichnisses vom Unkraut unter dem Weizen verfolgte.

Die Lehren, welche in dem Gleichnisse enthalten sind, gelten auch uns. Sie sind für einen jeden Christenmenschen von der größten Wichtigkeit und Bedeutung. Bringen wir ihnen daher jetzt, wo wir das Gleichnis noch einer ausführlicheren Besprechung unterziehen wollen, ein offenes Ohr und ein williges Herz entgegen, damit ihr Licht uns erleuchte, ihr Ernst uns durchdringe und ihre Wahrheit für uns zu einem Leitstern auf unserem Lebenswege werde.

3. Auslegung des Gleichnisses.

Daß bei der Verwirklichung des Reiches Gottes in der Menschenwelt gleich vom Anfange seiner Begründung an neben den wahren Genossen dieses Reiches auch unreine Elemente vorhanden sein würden, diese Thatsache war, wie wir gesehen haben, das erste, worauf der Herr beim Vortrage des Gleichnisses seine Zuhörer hinweisen wollte. Er geht dabei so zu Werke, daß er zunächst nochmals, aber diesmal kürzer, als es im vorigen Gleichnisse geschehen war, zeigt, wie die Gründung des Gottesreiches in der Menschenwelt geschieht, und daß er dann im raschen Anschluß an diese Andeutung, aber ebenfalls nur mit kurzen Worten, auf den Ursprung der sich eindrängenden unreinen Elemente und auf die Merkmale, woran dieselben kenntlich werden, hinweist. Aus jener Andeutung und aus diesem Hinweis besteht der Inhalt des ersten Gleichnisteiles, der von V. 24—26 geht. Die wichtigsten Begriffe in diesem Gleichnisteile erklärt dann der Herr in der späteren Deutung; es sind die Begriffe: der säende Mensch, der Acker, der gute Samen, das Unkraut (der Lolch) und der Feind.

Wie geschieht nun die Gründung des Gottesreiches in der Menschenwelt nach der kurzen Andeutung, welche der Herr darüber im Eingange seiner bildlichen Rede giebt? Das Gleichnis beginnt mit den Worten: „Das Himmelreich (Reich Gottes) ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säete." Die Absicht, in welcher der Ackerbesitzer den guten Samen säete, bestand darin, daß er eine Saat erzielen wollte, die bei fortschreitender gedeihlicher Entwickelung gute Frucht bringen werde. Nach der Deutung ist der säende Mensch der Heiland selbst. Der gute Samen aber, den er ausstreute, war, wie wir schon im ersten Gleichnisse gesehen haben, das Wort vom Reich, das Evangelium, und in dieser Bedeutung haben wir das Wort „Samen" vorerst auch hier zu nehmen. Als himmlischer Säemann trat der Gottes- und Menschensohn mit dem Evangelium in die Menschenwelt hinein, die damit zum Acker wurde, auf dem er die Samenkörner seiner himmlischen Weisheit zur Aussaat brachte. Aus diesen Samenkörnern voll innerer Lebens- und Triebkraft sollte eine Saat hervorgehen, die in ihrer Art der Saat gleiche, die der Hausherr beim Aussäen des guten Samens auf seinem Acker zu erzielen suchte, eine Saat also, die bei fortschreitender gedeihlicher Entwickelung gute Frucht bringen werde. Die so in Aussicht genommene gute Saat in der Menschenwelt sollte aber, wie dies schon im ersten Gleichnisse an dem Samen, der auf das gute Land fiel, gezeigt worden war, in der Weise zu stande kommen, daß die Hörer des Evangeliums diesem ihr Herz und Gemüt willig öffneten, daß sie von den darin liegenden himmlischen Kräften und Mächten ihr inneres Leben durchdringen ließen, und daß sich so bei ihnen von innen heraus eine Erneuerung und Umgestaltung ihres ganzen Seins und Wesens vollziehe. Alle nun, die das rechte, vom Heiland ins Auge gefaßte Verhalten dem Evangelium gegenüber bethätigten und bei denen daher dessen Kraft

in der Erneuerung und Umgestaltung ihres inwendigen Menschen die rechte Wirkung hervorbrachte, die stellten die gute Saat in der Menschenwelt dar, weshalb nun auch bei der Deutung des ersten Gleichnisteiles das Wort „Samen" in der Bedeutung von Saat genommen werden konnte. Diese gute Saat, das sind dann eben „die Kinder (die Söhne) des Reiches", die wahren Genossen des Gottesreiches auf Erden, in denen und durch welche dieses Reich hienieden zur Verwirklichung kommt. — In die Gemeinschaft dieser echten Reichsangehörigen drängten sich nun aber, darauf wird im ersten Gleichnisteile weiter hingewiesen, gleich vom Anfange an unreine Elemente ein, denn es heißt: „Da aber die Leute schliefen, kam sein (des Säemanns, des Ackerbesitzers) Feind und säete Unkraut (Lolch) zwischen (mitten unter) den Weizen und ging davon." Bleiben wir zunächst bei diesen Worten des Bildes stehen. Der Säemann hatte also, das wird beim Vortrage der in knappen Zügen fortschreitenden Bildrede stillschweigend vorausgesetzt, einen Feind, und dieser Feind säete in der boshaften Absicht, dem Säemann seine gute Saat, die er zu erzielen suchte, zu verderben, „mitten unter" die Weizensaat eine Unkraut-(Lolch)saat. Dieses böse Werk vollbrachte der Feind zur Nachtzeit, also heimlich, im stillen, und unbemerkt, wie er gekommen war, machte er sich dann davon. Es war natürlich, daß aus dem Lolchsamen nur eine Lolchsaat, eine schädliche Unkrautsaat entstehen konnte. Als dieselbe unter der Weizensaat zuerst erschien, war sie nicht sofort als Lolchsaat erkennbar, denn zu Anfang ihrer Entwickelung sehen sich Lolch und Weizen einander sehr ähnlich. Erst als das „Kraut", die ganze Saat auf dem Acker, die Weizensaat sowohl als auch die Lolchsaat in ihrer Entwickelung und in ihrem Wachstume weiter kam und „Frucht brachte", d. h. als sie Ähren ansetzte, erst da „fand sich auch das Unkraut", wurde die Lolchsaat als solche erkannt. Gehen wir nun zur Deutung dieses Teils der bildlichen Rede über. Die Deutung des Herrn kommt uns dabei zu Hilfe. Er sagt: „Das Unkraut (die Lolchsaat) sind die Kinder der Bosheit", d. h. die unreinen Elemente, die sich unter den wahren Genossen des Gottesreiches finden, das sind diejenigen, welche im Unterschied von den letzteren Gott sich nicht hingeben, mit Gott nicht in eine lebendige Lebensgemeinschaft eingehen, sondern vom Bösen, von der Sünde sich beherrschen lassen. Auf wen ist nun deren Vorhandensein auf dem Acker der Menschenwelt, wo sie unter den wahren Genossen des Gottesreiches erscheinen, zurückzuführen? Der Herr beantwortet diese Frage in der Deutung dahin, daß er sagt: „Der Feind, der sie (die Kinder der Bosheit) säet, ist der Teufel." In dem Teufel also, der auch sonst in der heil. Schrift als der Urheber von allem Bösen in der Welt bezeichnet wird, hat, nach der Erklärung des Herrn, das Vorhandensein der unreinen Elemente neben den wahren Genossen des Gottesreiches seinen Grund und seine Ursache. Woran aber werden jene als nicht zu den „Kindern des Reiches" gehörig kenntlich? Im Bilde sind die Merkmale, wodurch sie sich von den echten Gliedern des Gottesreiches unterscheiden, angegeben. Die auf dem Acker aufsprossende Weizen- und Lolchsaat sah sich anfangs sehr ähnlich; als es

aber zur ersten Fruchtbildung kam, als Weizen und Lolch mehr ausreiften und in ihrer Entwickelung überhaupt eine bestimmtere Gestalt und ein bestimmteres Aussehen gewannen, da wurde der Lolch als schädliche Unkrautsaat erkannt, und über sein wahres Wesen konnte kein Zweifel mehr bestehen. Ein ähnlicher Vorgang findet, das wollte der Herr in diesem Zuge seines Bildes darthun, auch auf dem Gebiete des Gottesreiches statt. Die unreinen Elemente, die auf dem Acker der Menschenwelt neben den wahren Genossen des Gottesreiches vorhanden sind, werden als solche oft lange nicht erkannt; ihre äußere Ehrbarkeit läßt sie oft lange Zeit für gute Christen gelten, aber je länger das Böse in ihnen Macht über sie gewinnt und in ihren Werken sich offenbart, desto mehr kommt die wahre Natur ihres Seins und Wesens zur Erscheinung, und wie der Lolch an seiner Frucht als schädliche Unkrautsaat erkannt wurde, so werden mit der Zeit auch die in Rede stehenden Menschen an den Früchten ihrer bösen Werke als „Kinder der Bosheit“, als solche kenntlich, die Gott und seinem Reiche ferne stehen.

So hatte denn der Herr bis dahin seinen Zuhörern dargethan, daß in dem von ihm begründeten Gottesreiche gleich vom Anfange an neben den wahren Genossen dieses Reiches auch unreine Elemente vorhanden seien, die ihren Ursprung in dem Urheber alles Bösen, dem Teufel, haben, und die an ihren bösen Werken je länger, je mehr kenntlich werden.

Die Erscheinung auf dem Gebiete des Gottesreiches, auf welche der Herr als eine schon bei der Begründung dieses Reiches vorhandene Thatsache hinweist, ist keine vorübergehende gewesen; sie hat sich vielmehr während der ganzen Entwickelungszeit des Gottesreiches auf Erden erhalten. So lange das Evangelium gepredigt wird, hat es neben seinen wahren Anhängern auch solche gegeben, die sich nur äußerlich dazu bekannten, die nur dem Namen nach Christen waren, in ihrem Denken und Thun aber von der Gotteskraft des Evangeliums sich nicht ergreifen und beherrschen ließen, sondern der Sünde sich hingaben und die daher in ihren bösen Werken je länger, je mehr als Feinde des Reiches Gottes sich offenbarten. Ihre Zahl ist, wie ein Blick ins Leben zeigt, noch immer groß. Wie viele Christenkinder wachsen heran, denen in Haus, in Schule und Kirche aus dem Munde treuer Eltern und Lehrer die himmlischen Lehren des Evangeliums mit allem Fleiße verkündigt werden, und auf die man, weil sie nach ihrem äußeren Verhalten gut geartet zu sein scheinen, für die Zukunft die schönsten Hoffnungen glaubt setzen zu dürfen; aber wenn sie im späteren Leben am Auf- und Ausbau des Gottesreiches auf Erden mithelfen sollen, dann erweisen sie sich als unnütze Glieder desselben. Sie haben dem Bösen ihr Herz geöffnet und haben am Schlechten und Gemeinen Wohlgefallen gefunden; die Sünde in ihnen ist zu einer Macht geworden, die ihr Leben beherrscht, und in Wort und That offenbart sich bei ihnen, daß sie in der christlichen Lebensgemeinschaft, die ein Saatfeld sein soll zum Fruchtbringen für Zeit und Ewigkeit, eine Unkrautsaat sind zum Schaden und Verderben für andere. Aber sollte man nicht diese schlimmen Elemente, sobald sie als solche erkannt werden, aus der

Gemeinschaft der Guten, der wahren Kinder Gottes auf Erden, entfernen, um diese vor dem ihnen drohenden Unheil zu bewahren und um es überhaupt zu ermöglichen, daß sich das Gottesreich in der Menschenwelt ungestört entwickele? Diese Frage mochte sich schon den Zuhörern des Herrn am galiläischen Meere und insbesondere den Jüngern aufgedrängt haben; aber daß die Frage mit einem entschiedenen Nein zu beantworten ist, das war nun der zweite Punkt der Belehrung, mit welchem sich Jesus bei der weiteren Ausführung des Gleichnisses beschäftigte. Und zwar diente ihm als Grundlage für die neue Belehrung der Teil der bildlichen Erzählung, der von V. 27 bis zur ersten Hälfte des Verses 30 geht.

Nach dem Inhalt dieses Gleichnisteiles hatten die Knechte die schädliche Lolchsaat an ihrer Fruchtbildung erkannt, und vom Hausherrn erfuhren sie dann auch, wie diese Saat entstanden sei. Aber wenn dieselbe das Werk eines Feindes war, der die gute Saat ihres Herrn zu verderben suchte, dann mußte es gewiß auch dessen Wille sein, daß die böse Absicht des Feindes durch das sofortige Ausjäten der Lolchsaat vereitelt werde. Dieser Gedanke drängte sich den Knechten auf, und lebhaft erregt vom Eifer für die gute Sache ihres Herrn sowohl, wie vom Unmut über die böse That des Feindes, fragen sie den Hausherrn: „Willst du denn, daß wir hingehen und den Lolch ausjäten?“ Der Hausherr antwortet aber mit einem bestimmten Nein auf diese Frage und giebt dann auch mit den Worten: „damit ihr nicht zugleich den Weizen mit ausraufet, wenn ihr den Lolch ausjätet“, den Grund an für sein Nein. An diese Angabe des Grundes schließt er dann noch die Aufforderung an die Knechte: „Lasset beides (den Weizen und den Lolch) wachsen bis zur Ernte.“

Es war also der entschiedene Wille des Hausherrn, daß die vorhandene Mischung der guten und schlimmen Saat vorerst fortbestehen solle, und dieser sein Wille gründete sich darauf, daß nicht durch die sofortige Ausrottung der Lolchsaat auch die Weizensaat geschädigt werde. Nun war ja erstere allerdings inzwischen an ihrer Fruchtbildung genau kenntlich geworden, und die Gefahr einer Verwechslung der beiden Fruchtarten war daher nicht mehr vorhanden; aber dicht mit einander vermischt, standen doch nun einmal Weizen und Lolch auf dem Acker da; ihre Wurzeln hatten sich so vielfach in einander verschlungen, daß jetzt eine Aussonderung des Lolches von dem Weizen nicht ohne großen Schaden für diesen geschehen konnte. Darum sollte die Mischung fortbestehen bleiben bis zur Ernte.

Blicken wir von hier auf die von Jesus gegebene Deutung des zweiten Gleichnisteiles, so finden wir in derselben den Begriff „Ernte“ erklärt. Es heißt: „Die Ernte ist das Ende der Welt“, d. i., wie wir gesehen haben, das Ende der Periode, während welcher sich die Entwickelung des Gottesreiches auf Erden vollzieht. Mit Berücksichtigung der Erklärung des Begriffs „Ernte“ und auf Grund des Lehrinhalts des ersten Gleichnisteiles werden wir nun den zweiten Teil der bildlichen Erzählung ausführlicher in folgender Fassung deuten können: Obwohl sich im Gottesreiche gleich von seinem Beginne an auch unreine Elemente finden, so soll doch deren Aus-

sonderung, so lange die Entwickelungszeit dieses Reiches auf Erden dauert, nicht stattfinden, und zwar darum nicht, weil sich diese Aussonderung bei der in dieser Welt bestehenden engen Verknüpfung aller Beziehungen und Verhältnisse der echten und der unechten Glieder des Gottesreiches nicht ohne große Gefahr für die ersteren vollziehen läßt. Die vorhandene Mischung soll daher fortbestehen bleiben, bis die Entwickelung des Gottesreiches auf Erden ihren Abschluß gefunden haben wird.

Es war eine überaus wichtige Lehre, welche der Herr im zweiten Teile des Gleichnisses seinen Zuhörern zur Anschauung und Erkenntnis brachte. Diese Lehre hat aber, wie jedes andere Wort, das der Herr jemals geredet, ihre Bedeutung und Geltung behalten für alle Zeiten und für alle, die sie vernehmen. Die unreinen Elemente, welche sich unter den echten Gliedern des Gottesreiches finden, sollen nicht gewaltsam unterdrückt und ausgerottet werden, das ist ein bestimmtes Gebot des Herrn, welches wir hier vor uns haben. Es mag sich ja oft dem frommen Christen im Hinblick auf solche, die durch Worte und Werke die Saat des Guten in der Welt am Gedeihen zu hindern und zu verderben suchen, die schon oben aufgeworfene Frage aufdrängen: Sollte man nicht diese Bösewichte und Übelthäter aus der menschlichen Gesellschaft entfernen, um dem Unheil, das von ihnen ausgeht, ein Ziel zu setzen? Aber wenn dem Eifer um die Sache des Guten, der in solchem Gedanken sich kund thut, sofort Folge gegeben würde: wie viel Leid und Trübsal würde sich daraus für diejenigen ergeben, welche mit diesen Ungerechten, mit diesen „Kindern der Bosheit", in der engsten Beziehung stehen; ja wie schwer könnten jene um dieser willen in der Entwickelung ihres eigenen christlichen Lebens geschädigt werden! Da ist ein Sohn, der Vater und Mutter verachtet und durch sein schlechtes Thun und Treiben seinen braven Eltern das bitterste Herzeleid verursacht. Gewiß, er wäre es wert, daß man ihn aus der menschlichen Gesellschaft ausstieße; aber wenn es geschähe, welche schlimme Folgen würden daraus für die schon so schwer heimgesuchten Eltern entstehen! Ist doch der leichtfertige, pflichtvergessene Mensch auch in seinen Sünden und Lastern noch immer ihr Sohn, dem sie, obschon ihnen das Schlechte an ihm in tiefster Seele zuwider ist, ihre Liebe nicht entziehen können und auf dessen Rettung sie daher mit unermüdlichem Eifer bedacht sind. Wenn sie nun den Unglücklichen überall zurückgewiesen und verstoßen sähen: ihr Schmerz und Kummer, den sie ohnehin schon zu erdulden haben, würde noch dadurch vermehrt werden, daß ihnen auch der Glaube an das Erbarmen anderer genommen wird. Wie leicht könnte es aber infolge dessen geschehen, daß Bitterkeit und Groll sich ihres Herzens bemächtigte gegen diejenigen, die an dem Sohne nicht handeln, wie Christen doch auch gegen den weit vom Pfade der Tugend Abgeirrten noch immer handeln sollen. Das lieblose und harte Verfahren anderer könnte so auch für die rechtschaffenen und braven Eltern zu einer sittlichen Gefahr werden, und ähnliche Gefahren würden bei den engen Beziehungen und Banden, durch welche Schuldige und Unschuldige so oft miteinander verknüpft sind, für viele entstehen, wenn sich die Guten in übertriebenem Eifer

verleiten ließen, die Bösen gewaltsam zu unterdrücken. Darum wehrt der Heiland in unserem Gleichnisse solchem Eifer, darum verlangt er Geduld mit den Verirrten und Nachsicht gegen sie. „Lasset beides miteinander wachsen bis zur Ernte", so gebietet der Hausvater den Knechten dem Unkraut und dem Weizen gegenüber, und so gebietet auch der Heiland in Bezug auf die Mischung der Bösen und der Guten in der Welt. Aus dem Unkraut draußen auf dem Felde kann ja nun freilich niemals etwas anderes werden, als was es ist; Unkraut bleibt Unkraut; in der Menschenwelt ist es aber doch anders. Der Sünder kann sich bekehren, und daß es bei ihm zur Umkehr und Besserung auch wirklich komme, das ist der Wunsch und Wille des Heilandes, wie es der Wunsch und Wille Gottes ist. Die Sünder zur Buße zu rufen, dazu war Christus, wie er selbst sagt (Matth. 9, 13) in die Welt gekommen, und Hesek. 33, 11 heißt es: „So wahr als ich lebe, spricht der Herr, ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß sich der Gottlose bekehre von seinem Wesen und lebe." Also auch mit Rücksicht auf die mögliche und von Gott und Christo gewollte Bekehrung der Ungerechten gilt die Forderung, ihnen gegenüber sich frei zu erhalten von leidenschaftlichem Eifer und von blinder Verfolgungssucht. Und dann, ist es nicht so, daß die Bekehrung und Besserung der Bösen ein Werk ist, das die Guten mit in die Hand nehmen sollen? Wenn aber letztere in Erfüllung dieser Pflicht, in der Bethätigung erbarmender, rettender Liebe die Tugenden der Geduld, der Langmut, der Selbstverleugnung u. s. w. üben und diese Tugenden bei sich immer mehr zur Vervollkommnung bringen: wird dann nicht sogar das Zusammenleben der Guten und Bösen für erstere zu einer Übungsschule und zu einem Mittel des Wachstums ihres eigenen christlichen Lebens? Darum nochmals: Duldung der Bösen in der Menschenwelt; nicht Duldung des Bösen und der Sünde an ihnen und in ihnen, wohl aber Geduld gegen die Sünder. Dies endlich auch aus dem Grunde, weil für die Angehörigen des Gottesreiches die tröstliche Gewißheit besteht, daß nach den Ordnungen dieses Reiches die vorhandene Mischung von Bösen und Guten nicht für immer fortbestehen bleiben wird, sondern daß sie zur rechten Zeit und dann durch eine höhere Macht, als es die der Menschen sein könnte, ihr Ende finden wird. Über diesen Punkt hat sich der Herr in unserem Gleichnisse ganz bestimmt ausgesprochen. Das dritte nämlich, worüber er seine Zuhörer in der bildlichen Erzählung belehren wollte, war, wie oben bemerkt wurde, das Wann und Wie der endlichen Scheidung der Gerechten und Ungerechten.

Es heißt am Schlusse des Gleichnisses: „Und um der Ernte Zeit will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuvor das Unkraut und bindet es in Bündel, daß man es verbrenne; aber den Weizen sammelt in meine Scheune." Auf Befehl des Ackerbesitzers wird also zur Zeit der Ernte von den in seinem Dienste stehenden Schnittern ein doppeltes Sammeln, das zugleich ein Akt des Scheidens ist, vorgenommen werden: Unkraut wird zu Unkraut und Weizen zu Weizen kommen, dort zum Zwecke des Verbrennens und hier zum Zwecke der Aufbewahrung in die Scheune. Damit

hat dann das Vermengtsein zweier nicht zusammengehörender Fruchtarten sein Ende erreicht, und zwar nicht bloß völlig, sondern auch für alle Zeit. — Ein ähnlicher Vorgang, der sich ebenfalls als ein Akt des Sammelns und als ein Akt zugleich des Aussonderns vollziehen wird, wird einst auf dem Gebiete des Gottesreiches stattfinden. Denn es heißt in der Deutung des dritten Gleichnisteiles: „Gleich wie man nun das Unkraut ausjätet und mit Feuer verbrennt, so wird es auch am Ende dieser Welt gehen." Das Genauere über das Wie der Erntearbeit auf dem Gebiete des Gottesreiches zur Zeit, wann dessen zeitliche Entwickelung ihren Abschluß gefunden haben wird, berichten dann die folgenden Worte der Deutung, die hier vollständiger gegeben ist, als die Deutung der beiden ersten Gleichnisteile. Als Ausführer der in Rede stehenden geistigen Erntearbeit werden die im Dienste des Menschensohnes, des Begründers des Gottesreiches, stehenden Engel genannt, die aus diesem Reiche „alle Ärgernisse", d. i. alles gottlose Werk und Wesen, „und die da Unrecht thun", d. i. alle unreinen Elemente, von denen das gottlose Werk und Wesen ausgeht, sammeln und die letzteren, die „Kinder der Bosheit", wie sie früher genannt wurden, dem für sie bestimmten Strafort zur verdienten Pein überliefern werden. Und die „Gerechten", die echten Glieder des Gottesreiches, — welcher Art wird dann deren Zustand nach diesem Akt des Scheidens sein? Völlig befreit von *allem*, was ihre Reinheit beeinträchtigen und ihre weitere Vollendung *hindern* könnte, werden sie in „ihres Vaters Reich", im Gottesreiche der zukünftigen Welt, im ungetrübten Glanze ihrer Gerechtigkeit strahlen und den vollen Segen genießen, den Gott den Erben seines vollendeten Reiches bereitet hat. Wie es also auf dem Acker des Hausvaters zur rechten Zeit zu einer durchgreifenden Scheidung zwischen Unkraut und Weizen kommt, so wird einst auf dem Gebiete des Gottesreiches, wann der Herr desselben die Zeit dazu für gekommen halten wird, eine völlige Scheidung zwischen Ungerechten und Gerechten stattfinden, jenen zum ewigen Verderben, diesen dagegen zum ewigen Heil und Segen, — das ist die überaus wichtige Lehre, die Jesus im dritten Teil des Gleichnisses für die Hörer desselben zur Darstellung brachte. Sie fußt auf den übrigen Wahrheiten des Gleichnisses und schließt nach der einen Seite eine ernste Mahnung und Warnung in sich ein, während sie nach der anderen Seite Trost und selige Hoffnung erwecken soll. Möge sie sich nach beiden Richtungen hin auch an uns recht wirksam erweisen!

Matth. 18, 7: Es muß ja Ärgernis kommen, doch wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt. Hebr. 9, 27: Den Menschen ist gesetzt, einmal zu sterben, darnach aber das Gericht. Röm. 2, 6. 7. 9: Gott wird geben einem jeglichen nach seinen Werken, nämlich Preis und Ehre und unvergängliches Wesen denen, die mit Geduld in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben; Trübsal aber und Angst über alle Seelen der Menschen, die da Böses thun.

Bedenke, Mensch, das Ende,
Der Hölle Angst und Leid,
Daß dich die Welt nicht blende
Mit ihrer Eitelkeit.

Hier ist ein kurzes Freuen,
Dort aber ewiglich
Ein kläglich ernstes Schreien;
Ach, Sünder, hüte dich!

Bedenke, Mensch, das Ende,
Bedenke doch die Zeit,
Daß dich ja nichts abwende
Von jener Herrlichkeit,
Womit vor Gottes Throne
Die Seele wird gepflegt;
Dort ist die Lebenskrone
Den Frommen beigelegt.

(Aus dem Liede: „Bedenke, Mensch, das Ende", wahrscheinlich von Sam. Liskow, † um 1659.)

Das Senfkorn.

(Matth. 13, 31 u. 32; Mark. 4, 30—32; Luk. 13, 18 u. 19.)

(V. 31) Ein anderes Gleichnis legte er ihnen vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und säete es auf seinen Acker. (V. 32) Welches das kleinste ist unter allen Samen; wenn es aber erwächst, so ist es das größte unter dem Kohl und wird ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen unter seinen Zweigen.

1. Wort- und Sacherklärung.

„Ein anderes Gleichnis legte er ihnen vor"; vgl. S. 28. — „Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn u. s. w."; mit dem Himmelreich (Reich Gottes) verhält es sich, wie mit einem Senfkorn, und zwar in Hinsicht auf die einem solchen Samenkorn eigentümlichen, hier besonders namhaft gemachten Merkmale, also in Hinsicht auf seine anfängliche Kleinheit, auf seine spätere unverhältnismäßige Größe und auf das, was es in dieser Gestalt für die Vögel des Himmels wird. — „Senfkorn"; der Senf (Sinăpis) ist eine bekannte schotentragende Pflanze, von der auch bei uns verschiedene Arten vorkommen. Die hier genannte Pflanze soll der schwarze Senf oder Senfkohl sein, der schon in Spanien eine Höhe von 3—4 m erreicht, in Kleinasien aber und in Palästina, wo er wild wächst und wo man ihn seines gewürzigen Samens wegen auch in Gärten zog, noch höher wird, so daß er oft wie ein kleiner Baum aussieht. Deswegen heißt es V. 32: „und wird ein Baum". Die runden Körner, deren sich 4—6 in einer Schote befinden, dienten bei den Juden sprichwörtlich zur Bezeichnung von etwas sehr Kleinem, Wenigem, Geringem. So heißt es Matth. 17, 20: „So ihr Glauben habt, wie ein Senfkorn". Es giebt allerdings noch kleinere Samenkörner als die des Senfes; die letzteren waren aber wohl die kleinsten unter den in der israelitischen Landwirtschaft am meisten gebräuchlichen Samenarten. — „unter dem Kohl"; nach dem Urtexte: „unter den Gartenkräutern", wie Kürbisse, Melonen, Zwiebeln u. s. w., die häufig gezogen wurden.

2. Veranlassung und Zweck des Gleichnisses.

Nach der Stelle, welche das vorliegende Gleichnis im Matthäusevangelium einnimmt, ist es das dritte in der Reihe der Gleichnisse, welche Jesus am galiläischen Meere seinen Jüngern und dem um ihn versammelten Volke vortrug. Er setzt darin, wie die Einleitungsformel zeigt, seine Belehrungen über das Wesen und die Beschaffenheit des Reiches Gottes, mit welchen Belehrungen er in den beiden vorausgegangenen Gleichnissen begonnen hatte, fort, und es fragt sich nun, welche besondere Seiten dieses Reiches waren es diesmal, die er in der neuen Bildrede seinen Zuhörern veranschaulichen wollte. Die Antwort auf diese Frage wird sich leicht finden lassen, wenn wir zunächst das vorgeführte Bild selbst etwas näher ins Auge fassen. Da fällt denn unser Blick auf ein Samenkörnlein, das wegen seiner Kleinheit bei den Juden sprichwörtlich geworden war. Es wird dann aber gezeigt, daß an diesem unscheinbaren Samenkorn, wenn es auf dem Acker in den Zustand der Entwickelung kommt, Erscheinungen zu Tage treten, die von wunderbarer Art sind. Das winzige Samenkörnlein gestaltet sich nämlich im Verlaufe seiner Entwickelung zu einem Gewächs, das an Größe alle ihm gleichartigen Gewächse übertrifft, und dieses Gewächs erreicht mit der Zeit eine Höhe und einen Umfang, daß es zuletzt wie ein Baum aussieht, der für die Vögel zur Wohnstätte wird und ihnen dann vieles gewährt, was zu ihrem Wohle dient. So läßt denn die Betrachtung des Bildes erkennen, daß sich Jesus desselben bediente, um seinen Zuhörern die dreifache Wahrheit zu veranschaulichen, daß das Reich Gottes bei seinem ersten Auftreten in der Welt eine überaus unscheinbare Gestalt zeige, daß es aber im Verlaufe seiner weiteren Entwickelung eine Ausdehnung vom größten Umfange erreichen und daß es in dieser Gestalt die Menschheit mit den herrlichsten Segnungen beglücken werde.

Sehen wir nun zu, wie Jesus zu Werke ging, um diese bedeutsamen Wahrheiten in seiner diesmal kurzgefaßten bildlichen Rede zur Veranschaulichung zu bringen. Wir werden bei der weiteren Besprechung des Gleichnisses Gelegenheit finden, das Geschick zu bewundern, mit welchem der Herr jedesmal das geeignetste Bild zu wählen wußte, wenn er es darauf abgesehen hatte, seinen Zuhörern auf dem Wege der Veranschaulichung die eine oder andere Wahrheit seiner göttlichen Lehre zur Erkenntnis zu bringen.

3. Auslegung des Gleichnisses.

Das Gleichnis beginnt mit den Worten: „Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und säete es in seinen Acker". Als der Mensch das Senfkorn nahm, um es zu säen, befand es sich noch im Zustande seiner ursprünglichen Beschaffenheit; das Merkmal aber, das am Senfkorn in diesem Zustande vor allem in die Augen fällt, ist seine außerordentliche Kleinheit, und daher heißt es auch weiter von ihm: „welches das kleinste ist von allen Samen". Auf das Merkmal der dem Senfkorn

im Zustande seiner ursprünglichen Beschaffenheit eigenen, jedem sofort in die Augen fallenden Kleinheit lenkte also Jesus in seiner bildlichen Rede zunächst die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer, und das that er, um ihnen an diesem Zuge des Bildes darzuthun, daß auch das Gottesreich in seinem Anfange eine überaus unscheinbare Gestalt zeige. Das letztere war aber, wie wir aus der Geschichte des Christentums wissen, in der That der Fall. Denn bei seinem ersten Auftreten in der Welt war das Gottesreich nur in einer einzigen Person, in Jesus Christus allein vorhanden, und dieser Begründer des Gottesreiches, wenn er auch eine Welt von neuen Gedanken und Ideen in sich trug, wie gering erschien er doch bei seinem ersten Auftreten seinen Volksgenossen nach Geburt und äußerem Herkommen; wie fehlte ihm doch da alles, was sonst einem Menschen in den Augen der Welt so leicht zu Ansehen, Macht und Einfluß verhilft. Auf Familienverbindungen konnte er sich nicht stützen, den Empfehlungsbrief einer gelehrten Schule besaß er nicht, und denen, in deren Händen zur Zeit die äußere Macht und Gewalt lag, stand er fern. Und als er nun, so ganz nur auf sich angewiesen, sein großes Werk der Begründung des Gottesreiches begann; als er als himmlischer Säemann auf dem Acker der Welt die ersten Furchen zog, um die geisterfüllten Samenkörner eines neuen Lebens aus Gott zur Aussaat zu bringen, wie unbedeutend und gering war doch da anfangs der Erfolg, den seine in heißem Bemühen sich vollziehende Arbeit hatte. Sein ganzer Anhang blieb in der ersten Zeit seiner öffentlichen Wirksamkeit auf die Zahl von zwölf schlichten Männern aus dem Volke beschränkt, und mochten es diese Männer im engen Anschluß an den Herrn auch täglich immer mehr inne werden, daß ein Strom neuen, höheren, göttlichen Lebens von ihm ausging, — wem imponierte es sonst, daß diese geringen Leute, diese ehemaligen Fischer und Zöllner, an dem Jesus von Nazareth etwas Besonderes fanden! Wußte man doch, daß er der Sohn eines Zimmermanns war, und kannte man doch seine Mutter, wie seine Brüder und Schwestern! (Matth. 13, 55.) Was konnte überhaupt aus dem verachteten Nazareth Gutes kommen! Als dann über den Kreis der zwölf Jünger hinaus die Zahl der Anhänger Jesu allmählich wuchs; als noch 70 und mehr dazu kamen, die das Evangelium, die frohe Botschaft des Heils, in sich aufnahmen und ihr inneres und äußeres Leben zu einem Ackerfelde werden ließen, auf dem das Reich Gottes Gestalt gewann: wie klein und gering war doch auch da noch immer dieses Reich im Vergleich zu der Ausdehnung, die es nach dem Willen Gottes und nach der Absicht seines Stifters erlangen sollte! Denn war es nicht für alle Völker und Geschlechter der Erde bestimmt? Sollte es nicht seine Herrschaft ausbreiten über die ganze Welt? Und nun war es in seinen ersten Anfängen nur inmitten eines einzigen Volkes ins Dasein getreten, das noch dazu vielfach verachtet war und unter dem Drucke von mancherlei Elend lebte. Unter diesem Volke schenkte man ihm aber, wie schon bemerkt wurde, auch nur eine geringe Beachtung; die Vornehmen insbesondere und die Gebildeten wollten von Jesus und der Sache, die er vertrat, nichts wissen; als aber

der Mann von Nazareth mit dem gewaltigen Geist, der von ihm ausging, anfing, diesen Vornehmen und den Obersten des Volkes unbequem zu werden, da wurde er von ihnen mit bitterem Haß verfolgt, und sie ruhten nicht, bis er ans Kreuz geschlagen ward. Und aus dem Häuflein der Gläubigen, in deren Mitte das Gottesreich kaum eine Gestalt gewonnen hatte, — was war aus jenen einfachen, schlichten Männern und Frauen aus dem Volke geworden, als der, den sie für den verheißenen Messias gehalten, den schmachvollen Tod am Kreuze starb? Angsterfüllten Herzens und in ihrem Glauben wieder wankend geworden, waren sie auseinander geflohen, und hinter verschlossenen Thüren hingen sie dem Schmerze und der Trauer nach über ihre, wie es schien, in Trümmer gegangenen Hoffnungen. Solcher Art waren die ersten Anfänge des Reiches Gottes auf Erden, und durchaus zutreffend war daher das Bild vom Senfkorn, unter welchem Jesus seinen Zuhörern dieses Reich in seiner anfänglichen Gestalt zur Anschauung brachte.

Aber der Herr wollte in dem Gleichnisse vom Senfkorn das Reich Gottes nicht bloß nach seinen ersten Anfängen abbilden, sondern er wollte es darin auch nach der Seite seines allmählichen Wachstums und seiner späteren Gestaltung zur Anschauung bringen, und daher sagt er weiter von dem bei seiner Aussaat so kleinen, unscheinbaren Senfkorn: „Wenn es aber erwächst, so ist es das größte unter den Gartenkräutern und wird ein *Baum*". Auf die in ihrer Art wunderbare Thatsache, die in der Weise zur Erscheinung kommt, daß das in seiner ursprünglichen Gestalt so winzige Senfkorn im Verlaufe seines Wachstums zu einer Pflanze von unverhältnismäßiger Größe wird, ja daß dieses unansehnliche Samenkorn mit der Zeit sogar zu einem baumartigen Gewächs sich gestaltet —, auf diese seinen Zuhörern wohlbekannte Thatsache weist also der Herr in seiner bildlichen Rede noch hin und veranschaulicht damit die Wahrheit, daß auch das in seinen Anfängen so unscheinbare Gottesreich im Verlaufe seiner späteren Entwickelung eine Ausdehnung vom größten Umfange erreichen werde.

Es war eine in bildliche Form gekleidete Weissagung auf die zukünftige Gestaltung des Gottesreiches, welche der Herr vor seinen Zuhörern in dem Hinweis auf das fortschreitende Wachstum des Senfkornes aussprach. Hat sich diese Weissagung erfüllt? Aufs herrlichste, so lautet die Antwort, wenn wir die Geschichte des Reiches Gottes über die Zeit seiner ersten Anfänge hinaus weiter verfolgen.

Schon wenige Tage nach dem Tode Jesu war mit den zaghaft und mutlos gewordenen Jüngern eine völlige Umwandlung vorgegangen; sie traten mit neuer Zuversicht aus ihrer Verborgenheit hervor und bekannten sich entschiedener, als es je zuvor von ihnen geschehen war, zu Christo Jesu als dem Heiland der Welt. Die Auferstehung des Herrn, in welcher er über Tod und Grab den Sieg davon getragen, hatte diese Umwandlung bei den Jüngern bewirkt. Am nächsten Pfingstfeste, als ihr neuerwachtes Glaubensleben durch die Ausgießung des heiligen Geistes noch einen höheren Aufschwung genommen hatte, geschah es dann, daß durch die Predigt des

Petrus auf einmal gegen 3000 neue Bekenner des Christentums gewonnen wurden, und von da an mehrte sich täglich die Zahl derer, die durch den Glauben an Jesum in die durch ihn vermittelte beseligende Lebensgemeinschaft mit Gott eintraten und so ihrerseits die Grenzen des Gottesreiches auf Erden erweitern halfen. Als dann Paulus mit der ganzen Kraft und dem ganzen Feuer seines durch wunderbare Erleuchtung in ihm angefachten Glaubens in den Dienst dieses Reiches eintrat; als er thatendurstig und siegesgewiß mit seinen Begleitern durch die Länder und über die Meere dahinzog, um den Samen des Evangeliums auch in die Herzen der Heiden zu pflanzen: wie stand da bald die noch vor kurzem so unscheinbare Senfpflanze des Gottesreiches in üppigem Wachstume auf dem Acker der Welt da! Mochten nun auch die heftigsten Stürme über sie hinbrausen und die schwersten Gefahren ihr drohen, sie war jetzt stark und kräftig genug, um allem Wettern und Stürmen standzuhalten; das Blut der Märtyrer wurde zum Samen der christlichen Kirche, und als das erste Jahrhundert nach Christo abgelaufen war, da fand sich in dem weiten Römerreiche kaum eine Stadt noch, in welcher es nicht eine Gemeinde von Christen gab, — noch zwei Jahrhunderte weiter, und überall standen die Götzentempel und die Altäre der Heiden leer; der römische Kaiser selbst beugte die Kniee vor dem Evangelium, das jetzt schon zum Glauben der Völker geworden war. Aber damit hatte sich die im Gottesreiche liegende Lebens- und Triebkraft noch nicht erschöpft.

Das Senfkorn wird, wenn es erwächst, nicht nur eine hervorragend große Gartenpflanze, sondern es wird vermöge der in ihm liegenden wunderbaren Trieb- und Gestaltungskraft mit der Zeit sogar zu einem baumartigen Gewächs, das dann hoch über den Boden sich erhebt und sein reiches Geäste nach allen Seiten ausbreitet. Eine ähnliche Erscheinung ist am Reiche Gottes zu Tage getreten. Vermöge der in ihm liegenden Kräfte und Mächte vom Himmel her hatte dieses Reich schon im 4. Jahrhundert nach dem Tode seines Begründers in weiten Ländern und unter vielen Völkern eine feste Gestalt gewonnen; aber die Ströme des neuen Lebens, die von ihm ausgingen, ergossen sich in immer weitere Fernen; vom römischen Reiche aus verbreitete sich das Christentum nach dem heutigen Frankreich und England, von dort kam es nach Deutschland, und um das Jahr 1000 herrschte der christliche Glaube bereits in fast allen Ländern Europas. Heute aber, nachdem achtzehn Jahrhunderte verflossen sind, seitdem das Evangelium verkündet wird, bis wohin reichen heute die Grenzen des Reiches, das einst in einem fernen Winkel der Erde und dort in einer einzigen Person, in Christo Jesu, seinen Anfang genommen hat? In allen Weltteilen und unter allen Menschenrassen hat gegenwärtig dieses Reich seine Herrschaft ausgebreitet, und noch immer dehnt es dieselbe weiter aus, denn jahraus jahrein ziehen zahlreiche Missionäre in die Ferne und erobern ihm durch die Predigt des göttlichen Wortes neue Gebiete.

So ist denn das Reich Gottes vermöge der in ihm liegenden unversiegbaren Lebens- und Triebkraft im Verlaufe seiner Entwickelung zu einem

mächtigen und gewaltigen, zu einem Wunderbaume geworden, und aufs herrlichste hat sich die Weissagung des Herrn erfüllt, die er in Bezug auf die zukünftige Gestaltung des Gottesreiches in dem Hinweis auf das fortschreitende Wachstum des Senfkorns zum Ausdrucke brachte; in hohem Grade geeignet war aber, wie wir gesehen haben, auch nach dieser Seite hin das Bild, unter welchem er das Himmelreich zur Anschauung brachte. Doch der Herr bringt hiermit sein Bild noch nicht zum Abschluß; er fügt noch einen Zug hinzu, um seine Zuhörer noch in einem dritten Punkte die Ähnlichkeit zwischen dem Reiche Gottes und einem Senfkorne erkennen zu lassen. Unterziehen wir auch diesen letzten Zug noch einer kurzen Besprechung.

Das Senfkorn ist im Verlaufe der Zeit, so hat die Schilderung seines Wachstums gezeigt, ein stattliches, baumartiges Gewächs geworden; in dieser Gestalt zieht es nun, wie die letzten Worte des Gleichnisses besagen, die Vögel des Himmels zu sich heran; dieselben „kommen und wohnen unter seinen Zweigen". Auf den Zweigen des aus der Senfpflanze emporgewachsenen Baumes lassen sich aber, wie wir diesen Zug des Gleichnisses weiter ausdehnen dürfen, die Vögel nieder, weil sie hier Ruhe finden, wenn sie müde geworden sind vom Hin- und Herfliegen, und weil ihnen das Blätterdach des Baumes Schutz und Schirm gewährt gegen die heißen Sonnenstrahlen wie gegen Sturm und Regen. So deutet denn dieser letzte Zug des Bildes auf die mannigfachen Segnungen hin, die für die Menschenwelt von dem Reiche Gottes bei seiner stets zunehmenden Verbreitung über die Erde ausgehen. Hat nun die Menschheit im Verlaufe der Zeit von diesen in Aussicht gestellten Segnungen wirklich so viel an sich erfahren, daß der Herr auf sie als auf besondere Wirkungen des sich immer weiter ausbreitenden Gottesreiches verheißend hinweisen konnte? „Ja", so antworten aus allen Zeiten die tausend und abermal tausend Genossen dieses Reiches, die in dasselbe eingegangen sind und von seinen erleuchtenden, heiligenden und beseligenden Kräften und Mächten sich haben ergreifen und durchdringen lassen; „ja", so rufen diese unzähligen Gotteskinder im Tone freudigsten, innigsten Dankes, „das Reich vom Himmel her, in dem wir Christo und durch ihn Gott dienen gelernt, hat uns Ruhe gebracht und den Frieden finden lassen, den die Welt nicht geben, aber auch nicht nehmen kann; es hat uns auf unserem Gange durchs Leben gegen die Sonnenhitze der Trübsale und gegen die Gewitterstürme schweren Leids und Ungemachs geschützt; wir haben in ihm den Glauben gefunden und in diesem Glauben den Sieg, der die Welt überwindet.

So ist denn auch dieser letzte Zug des Bildes ein Beweis dafür, daß dieses Bild wie kein anderes geeignet war, um diejenigen Erscheinungen auf dem Gebiete des Gottesreiches zur Veranschaulichung zu bringen, über welche Jesus diesmal seine Zuhörer belehren wollte. Es waren aber die bedeutsamen Erscheinungen, daß das Gottesreich in seinen ersten Anfängen eine überaus unscheinbare Gestalt zeige, daß es aber im Verlaufe seiner Entwickelung eine Ausdehnung vom größten Umfange erreichen und daß es in dieser Gestalt die Menschheit mit den herrlichsten Segnungen beglücken werde.

Auch unser Blick ist durch die Betrachtung und Besprechung des Bildes vom Senfkorn auf diese dreifache Erscheinung am Gottesreiche gelenkt worden. Es sind Geist und Herz erhebende Lehren und Wahrheiten, die uns dabei zur Erkenntnis gebracht worden sind. Gebe Gott, daß sie eine bleibende, nachhaltige Wirkung auf unser gesamtes Leben üben!

Joh. 10, 16: Es wird eine Herde und ein Hirte werden. Matth. 11, 28: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.

Heiland, deine größten Dinge
Beginnest du still und geringe;
Was sind wir Armen, Herr, vor dir?
Aber du wirst für uns streiten
Und uns mit deinen Augen leiten,
Auf deine Kraft vertrauen wir.
Dein Senfkorn, arm und klein,
Wächst endlich ohne Schein
Doch zum Baume,
Weil du, Herr Christ,
Sein Hüter bist,
Dem es von Gott vertrauet ist.

(Aus dem Liede: „Einer ist's, an dem wir hangen", von A. Knapp, † 1864.)

Der Sauerteig.

(Matth. 13, 33; Luk. 13, 20 u. 21.)

Ein anderes Gleichnis redete er zu ihnen: Das Himmelreich ist einem Sauerteig gleich, den ein Weib nahm und vermengte ihn unter drei Scheffel Mehl, bis daß es gar durchsäuert ward.

1. Wort- und Sacherklärung.

„Das Himmelreich ist einem Sauerteig gleich u. s. w."; mit dem Himmelreich (Reich Gottes) verhält es sich wie mit einem Sauerteig, — nicht mit einem Sauerteig an und für sich, sondern mit einem solchen, den ein Weib unter eine Mehlmasse that, in welcher er wirkte, bis das Mehl ganz durchsäuert war. — „Sauerteig"; durch Gärung sauer gewordener Teig, womit man den Brotteig säuert, damit das Brot schmackhaft werde. — „und vermengte ihn unter drei Scheffel Mehl"; wörtl.: „verbarg ihn oder that ihn in drei Scheffel Mehl." — „Scheffel"; das Wort, welches Luther mit Scheffel übersetzt hat, heißt im Urtexte Sáton, im Hebräischen Seáh und bezeichnet hier ein Hohlmaß für trockene Gegenstände, das der dritte Teil des Ephá war (ca. 10 kg), des gebräuchlichen Maßes für Mehl (1. Mos. 18, 6; Richt. 6, 19; 2. Sam. 1, 24). Mit der Maßbestimmung ist hier eine größere Menge Mehl gemeint. — „bis daß es gar (ganz) durchsäuert war"; die Worte drücken den Endpunkt der Zeitdauer aus, bis wohin sich die Wirksamkeit des Sauerteiges im Mehle erstreckte; sie weisen zugleich auf den Zustand hin, in welchen die Mehlmasse durch den in ihr wirkenden Sauerteig versetzt wurde.

2. Veranlassung und Zweck des Gleichnisses.

In dem Gleichnisse vom Senfkorn hatte Jesus seinen Zuhörern das Reich Gottes hauptsächlich nach der Seite seiner äußeren Entwickelung, nach seiner von ganz geringen Anfängen ausgehenden, aber an Umfang stetig zunehmenden Ausbreitung in der Welt zur Anschauung gebracht. Im letzten Zuge des Bildes hatte er kurz auch auf die segensreichen Wirkungen hingewiesen, welche vom Gottesreiche bei seinem in Aussicht gestellten wunderbaren Wachstume ausgehen und auf die Menschenwelt sich erstrecken würden. Über diesen wichtigen Punkt wollte nun Jesus, wie der Inhalt des neuen Gleichnisses zeigt, seine Zuhörer noch eingehender belehren; er wollte ihnen an dem neuen Bilde darthun, daß das Reich Gottes bei seinem Wachstume in die Weite und Breite die Menschenwelt durchdringen und sie von innen heraus umgestalten werde so lange, bis sie in ihrer Gesamtheit die Natur des Gottesreiches angenommen hat.

Lassen auch wir uns, indem wir das Gleichnis jetzt noch einer eingehenderen Besprechung unterziehen, über die darin zur Anschauung gebrachte Wahrheit von der durchdringenden und umgestaltenden Wirksamkeit des Gottesreiches belehren.

3. Auslegung des Gleichnisses.

Der Herr vergleicht also diesmal das Reich Gottes mit einem Sauerteig, der, in eine größere Menge Mehl gebracht, darin wirkte, bis die Mehlmasse ganz durchsäuert war. Wir wissen, was Sauerteig ist; es ist durch Gärung sauer gewordener Teig, den man in den Brotteig thut, um das Brot schmackhaft zu machen. Es beruht auf einer dem Sauerteig eigenen, besonderen Kraft, daß er das Mehl, in welches er gebracht wird, durchdringt und es von innen heraus umwandelt so lange, bis es die Natur des Sauerteiges angenommen hat und nun auch eine Sauerteigmasse geworden ist. Wie nun der Sauerteig im Gleichnisse vermöge der ihm eigenen Kraft auf die Mehlmasse wirkte, in die er gebracht wurde, so, in ähnlicher Weise wird das Reich Gottes vermöge der ihm innewohnenden Kräfte und Mächte auf die Menschenwelt — das Gegenbild der größeren Menge Mehl — wirken, in die es als himmlischer Gärungsstoff hineingestellt worden ist: das war der Grundgedanke, den Jesus seinen Zuhörern an dem neuen Bilde zur Anschauung brachte. Diesen Gedanken erweitert er dann auf Grund seiner bildlichen Darstellung dahin, daß er zeigt, wie und mit welchem Erfolge die ins Auge gefaßte Wirksamkeit des Gottesreiches sich vollziehen werde. Sie wird sich aber, so lautet die Belehrung über diese beiden Punkte, in der Weise und mit dem Erfolge vollziehen, daß das Gottesreich mit seinen Kräften die es umgebende Menschenwelt durchdringt und sie von innen heraus umgestaltet so lange, bis sie in ihrer Gesamtheit die Natur des Gottesreiches angenommen hat, bis also in ihrem inneren und äußeren Leben das zur Erscheinung kommt, was zum innersten und

eigentlichen Wesen des Gottesreiches gehört, nämlich Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist (Röm. 14, 17).

Es war eine neue, diesmal auf die Wirkungen des Gottesreiches zielende Weissagung, welche Jesus in dem Gleichnisse vom Sauerteig zum Ausdruck brachte. Hat sich diese Weissagung in gleichem Maße erfüllt, wie jene im Gleichnisse vom Senfkorn, die sich auf die äußere Ausbreitung des Gottesreiches bezog? Ja, so lautet die Antwort schon jetzt, obwohl das Ende der Tage, bis wohin sich die Wirksamkeit des Gottesreiches auf Erden erstrecken wird, noch lange nicht erschienen ist. Denn wie hat doch dieses Reich, seitdem es durch Jesus Christus, durch seine Person, seine Lehren und Thaten begründet worden ist und seitdem es mit seinen himmlischen Kräften des Glaubens und der Liebe, der Hoffnung und des Friedens die Menschenwelt durchdringt und in ihr wirkt, die Gestalt der Erde erneuert! Wo vordem verfinsterte Menschen hingingen zu stummen Götzen, wie sie geführt wurden (1. Korinth. 12, 2), da beten jetzt erleuchtete Völker im Geist und in der Wahrheit zu dem Gott, den der Himmel und aller Himmel Himmel nicht zu umfassen vermögen und der in Christo Jesu den Menschen doch so nahe gekommen ist, daß sie ihn als Vater erkennen und verehren; wo vordem in blinder Wut Rache geübt wurde für jede Beleidigung und wo es als Grundsatz galt: Auge um Auge, Zahn um Zahn (Matth. 5, 38), da lassen jetzt vom Geiste Christi erfüllte Menschen die Liebe walten, die langmütig und freundlich ist, die sich nicht erbittern läßt und nicht nach Schaden trachtet (1. Korinth. 13, 4 ff.); wo vordem der Tod als die Vernichtung des ganzen Menschendaseins oder doch als der Übergang in ein dunkles Schattenreich gefürchtet wurde, da sprechen jetzt sterbende, von glaubensstarker Hoffnung erfüllte Christenherzen: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? (1. Korinth. 15, 55) und wo vordem den Menschen unter dem Drucke ihrer Sünden und Schuld das Leben ruhelos dahin schwand, da singen jetzt gläubige Christengemeinden voll inneren Friedens und voll Dankes:

„Erhebt den Herrn, ihr Frommen!
Er hält, was er verspricht.
Der Heiland ist gekommen,
Der Völker Trost und Licht.
Gott, der uns nicht verstößt,
Hat uns zum Heil und Leben
Selbst seinen Sohn gegeben,
Durch ihn sind wir erlöst."

Das sind nur einige von den segensreichen Wirkungen, die das Gottesreich in der Menschenwelt hervorgebracht hat, seitdem es als ein himmlischer Sauerteig dieselbe durchdringt. Es hat den Menschen sein Licht leuchten lassen, daß sie von der Macht des Irrtums und der Unwissenheit, des Unglaubens und des Aberglaubens erlöst wurden; es hat ganze Völker mit einem neuen Geiste erfüllt, der sie menschenwürdiger denken und fühlen, wollen und handeln läßt; die in ihm Stehenden und von seiner Hoffnung Erfüllten haben die Furcht vor Tod und Grab verloren, und die von

seinem Troste Beseelten haben den Frieden und die Ruhe gefunden, die dem Menschenherzen fehlt, so lange es nicht ruhet in Gott. Aber noch immer wirken die durchdringenden und umbildenden Kräfte und Mächte des Gottesreiches fort in der Menschenwelt; noch immer leuchtet sein Licht, reinigt, läutert, veredelt und heiligt der darin waltende Geist das Herz und Leben derer, die von ihm ergriffen werden. Wo das Reich Gottes Gestalt gewinnt und zur Herrschaft gelangt, sei es im Herzen und Leben des einzelnen Menschen oder sei es in der Gemeinschaft von vielen, da führt es zur Erkenntnis, daß der Mensch von Natur nicht ist, wie er sein soll; da weckt es die Sehnsucht nach höherer Vollkommenheit; da ruft es wach den Glauben an das in Christo erschienene Heil; da läßt es in der Hingabe an den Heiland das dargebotene Heil ergreifen und verhilft damit zum Besitze von Gütern, von Gaben und Kräften, die dazu befähigen, ein reines Herz zu gewinnen, den Willen zu heiligen, in Worten und Werken Gott zu gefallen und so von innen heraus das ganze Leben umzugestalten, daß an ihm immer mehr die Art göttlichen Wesens zur Erscheinung kommt. „Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist" (Matth. 5, 48). Was aber das Gottesreich bisher schon Großes und Herrliches an unzähligen einzelnen Seelen wie im Leben ganzer Völker bewirkt hat, und was als seine Wirkung noch fortwährend in den besten und edelsten Bestrebungen der Menschen zu Tage tritt, das ist die sichere *Bürgschaft* dafür, daß die ganze Zukunft nichts anderes sein wird als die *sich* vollendende Erfüllung der im Gleichnisse vom Sauerteig ausgesprochenen Weissagung, nach welcher das Gottesreich die Menschheit durchdringen und sie von innen heraus umgestalten wird, bis sie in ihrer Gesamtheit die Natur des Gottesreiches angenommen hat und hiermit in den Zustand einer völligen Erneuerung ihres inneren und äußeren Lebens gelangt ist. Mögen auch noch Jahrtausende hingehen, bis auf die Genossen des Gottesreiches im einzelnen wie im großen und ganzen das apostolische Wort: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden!" (2. Korinth. 5, 17) seine Anwendung findet: — der Sauerteig in den drei Scheffel Mehl wirkt fort, bis es ganz durchsäuert ist. So wird auch der Sauerteig des Reiches Gottes in der Menschenwelt fortwirken, bis sie als Ganzes die Gemeinde Gottes darstellt und alles menschliche Wesen das Gepräge des Göttlichen an sich trägt. Das ist unser Glaube, in dem wir Gott loben und danken, daß er durch seinen Sohn sein Reich in der Welt hat aufrichten lassen, und in dem wir beten; „Dein Reich komme!" — es komme auch zu uns mit seinen Kräften und Gaben zur Erleuchtung unseres Geistes, zur Erneuerung unseres Sinnes und Wandels, zu unserer Beglückung für Zeit und Ewigkeit.

1. Korinth. 4, 20: Das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in Kraft.
2. Korinth. 5, 17: Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur.

Der verborgene Schatz.

(Matth. 13, 44.)

Abermal ist gleich das Himmelreich einem verborgenen Schatz im Acker, welchen ein Mensch fand und verbarg ihn und ging hin vor Freuden über denselben und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte den Acker.

1. Wort- und Sacherklärung.

„Abermal“; jetzt gewöhnlich abermals, Zeitadv. = wiederholt, wie vorher. Der Ausdruck deutet an, daß in ähnlicher Weise, wie vorher, eine nochmalige Vergleichung in Bezug auf das Himmelreich gemacht werden soll. — „ist gleich das Himmelreich u. s. w.“; mit dem Himmelreich (Reich Gottes) ist es, verhält es sich, wie mit einem verborgenen Schatz, welchen ein Mensch fand, den er zunächst wieder verbarg und den er sich dann zu eigenem Besitze erwarb. — „Schatz“; Geldmasse, Reichtum an wertvollem Besitze, köstlicher Gegenstand. Der Schatz war verborgen, vergraben; es war mit ihm geschehen, was aus besonderer Veranlassung mit Schätzen, mit edlen Metallen, Kleinodien u. s. w. zu geschehen pflegt: man vergräbt sie der Sicherheit wegen in die Erde. — „und verbarg ihn“; der Mann vergrub den gefundenen Schatz — wie er ihn gefunden hatte, wird nicht gesagt — einstweilen wieder im Acker. Das that er aber aus besonnener Klugheit, um sich den Schatz, auf dessen Erwerb seine Absicht gerichtet war, einstweilen zu sichern. Hätte er gleich viel vor andern von seinem Funde gesprochen, noch ehe er ihn sein wirkliches Eigentum nennen konnte, so hätte ihm aus diesem voreiligen Reden großer Schaden entstehen können. Andere hätten ihn auf die eine oder andere Weise um den Schatz bringen können. In seiner abermaligen Verborgenheit war aber der Schatz dem Manne einstweilen gesichert; in seinen wirklichen Besitz gelangte er dann durch den Ankauf des Ackers. — „und ging hin vor Freuden über denselben“; die Präposition vor drückt hier ein kausatives Verhältnis aus; die Freude über den Schatz war der Grund, daß der Mann hinging und alles verkaufte, um den Schatz zu erwerben. Mit jener vorsichtigen Klugheit des abermaligen Verbergens verband also der Finder ein energisches, thatkräftiges Handeln: unter williger Aufopferung seines ganzen bisherigen Eigentums setzte er sich in den Besitz des Schatzes, dessen Wert ihm über alles ging.

2. Veranlassung und Zweck des Gleichnisses.

Nachdem Jesus die vier voranstehenden Gleichnisse am galiläischen Meere zum Vortrage gebracht hatte, entließ er das Volk und kehrte, von seinen Jüngern begleitet, in seine Wohnung zu Kapernaum zurück (Matth. 13, 36). Hier fand wohl erst, wie schon S. 20 dargethan wurde, die in dem angezogenen Kapitel von V. 10—23 mitgeteilte Unterredung des Herrn mit den Jüngern statt, in deren Verlauf er ihnen die Gleichnisse vom Säemann und vom Unkraut unter dem Weizen deutete. Anknüpfend an

diese Deutungen und an die Belehrungen überhaupt, in welchen er den Jüngern an der Hand seiner Bilderreden eine Fülle von neuen Wahrheiten über das Wesen des Reiches Gottes mitgeteilt hatte, trug er ihnen noch drei weitere Gleichnisse vor: die Gleichnisse vom Schatz im Acker, von der köstlichen Perle und vom Fischernetz. Wie schon aus der Einleitungsformel dieser Gleichnisse hervorgeht („Abermal ist gleich das Himmelreich u. s. w.“), stehen sie mit den vier vorausgegangenen Parabeln in der engsten Verbindung, und ihr Inhalt zeigt dann auch, daß sie sämtlich dazu dienen sollten, die schon in den vier ersten Bilderreden gegebenen Belehrungen über das Reich Gottes noch nach verschiedenen Seiten hin zu erweitern. Was nun zunächst das erste der drei neuen Gleichnisse betrifft, so wird darin das Himmelreich mit einem Schatz verglichen, den ein Mensch fand und den er sich unter Aufopferung seiner ganzen bisherigen Habe zu eigenem Besitze erwarb. Wir werden das Rechte treffen, wenn wir sagen: Der besondere Zweck, den Jesus beim Vortrage dieses Gleichnisses verfolgte, bestand darin, daß er den Jüngern zeigen wollte, auf welche Art und Weise sie sich das ihnen nahe gekommene Reich Gottes, das für den Menschen das höchste Gut sei, erwerben müßten.

Auch wir nennen uns Jünger Jesu. Was der Herr den Zwölfen im Gleichnisse vom Schatz ans Herz legte, das gilt auch uns. Achten wir daher *jetzt bei* der Auslegung des Gleichnisses mit ernstem, ungeteiltem *Sinn auf* die Belehrungen, die uns der Herr darin erteilt.

3. Auslegung des Gleichnisses.

Das Gleichnis beginnt mit den Worten: „Abermal ist das Himmelreich gleich einem Schatz“. Wir haben gesehen, was das Wort Schatz bedeutet; es bedeutet außer anderem so viel als Reichtum an wertvollem Besitze, als köstlicher Gegenstand. In den Eingangsworten des Gleichnisses wird also das Reich Gottes als etwas hingestellt, dem hoher Wert zukommt. Von dem hohen Werte des Gottesreiches werden wir uns aber überzeugen, wenn wir die Güter näher ins Auge fassen, die es in sich begreift und den Menschen darbietet. Doch bevor wir von diesen Gütern reden, wollen wir fragen: Was ist das Reich Gottes? An dieser Stelle möge die kurze Antwort genügen: Es ist die Gemeinschaft mit Gott in Christo Jesu. Welches sind nun die Güter, die in dieser Gottesgemeinschaft eingeschlossen liegen und die darin dem Menschen dargeboten werden? Es ist der feste und gewisse Glaube, daß Gott unser aller Vater ist und daß wir seine Kinder sind; es ist die herzliche Liebe zu Gott und den Brüdern, die aus diesem Glauben erwächst und zu freudigem, kindlichem Gehorsam gegen den Vater im Himmel treibt; es ist der beseligende Friede, den das Herz im Leben in Gott, mit Gott und für Gott empfindet und genießt; es sind die neuen Gaben und Kräfte des Geistes und Gemütes, die in der Hingabe an Gott als Geschenk seiner Gnade gewonnen werden und die dazu befähigen, in der Erkenntnis Gottes immer mehr zu wachsen und im Vollbringen seines Willens immer mehr die höchste und reinste

Freude, das eigentliche Glück des Lebens zu finden. Alle diese Güter sind himmlischer Art; die Motten und der Rost können sie nicht fressen, und die Diebe können ihnen nicht nachgraben und sie nicht stehlen; das Eigentumsrecht darauf kann dem, der sie besitzt, von keiner Macht der Erde bestritten werden, und vor den irdischen Gütern haben sie noch den Vorzug, daß sie über das Grab hinaus fortdauern. Weil aber das Reich Gottes so herrliche und köstliche Güter in sich einschließt, darum vergleicht es Jesus in dem vorliegenden Gleichnisse mit einem Schatze.

Der Schatz im Gleichnisse wird ein verborgener genannt. Daß er in einem Acker vergraben lag, ist kein wesentlicher Zug des Gleichnisses, der besonders zu deuten wäre. Der Schatz hätte auch irgendwo sonst vergraben liegen können, etwa in einem Gartenlande. Wesentlich ist aber, daß er als ein verborgener bezeichnet wird. Damit sollte den Jüngern die Wahrheit veranschaulicht werden, daß das Reich Gottes seinem eigentlichen Wesen nach eine Sache der Innerlichkeit, des inneren Lebens sei, und daß daher auch die Güter, die es umfaßt und den Menschen darbietet, der sinnlichen Wahrnehmung sich entziehen, daß sie ihrer Natur nach mit den irdischen Gütern nichts gemein haben, sondern rein geistlicher Art sind. Daß sie das wirklich sind, darüber bedürfen wir nach dem, was wir als Christen vom Wesen des Gottesreiches bereits wissen, keiner besonderen Belehrung mehr; den Jüngern aber that eine solche Belehrung noch not, denn sie dachten sich das Reich Gottes noch als ein äußerlich politisches Reich, in welcher Gestalt es von den Juden jener Zeit überhaupt erwartet wurde. So richteten einst die Jünger infolge der falschen Vorstellung, die sie sich vom Reiche Gottes machten, die Frage an Jesus: „Wer ist doch der größte im Himmelreich?“ (Matth. 18, 1), womit sie meinten, wer von ihnen bei der Aufrichtung von Jesu Reiche die höchste Stellung in demselben einnehmen werde; und noch kurz vor der Himmelfahrt des Herrn fragten sie ihn nach der Aufrichtung des Reiches Israel (Apostelg. 1, 7). Von einem solchen Reiche aber, das in äußerlicher Pracht und Herrlichkeit hervortreten werde; mußten die Jünger für sich außer der Bevorzugung an äußerer Rangstellung noch andere sinnenfällige Glücksgüter erwarten, und daher war es nötig, daß ihnen Jesus über die wahre Natur des Gottesreiches das Verständnis öffnete. Das that er, indem er dieses Reich unter dem Bilde eines verborgenen Schatzes darstellte und es damit als ein kostbares Gut des inneren Lebens erkennen ließ. Der Herr erteilt hier den Jüngern über das Wesen des Reiches Gottes eine ähnliche Belehrung, wie die war, durch welche er einst die Pharisäer über denselben Gegenstand aufklärte. Als diese ihn fragten: „Wann kommt das Reich Gottes?“ antwortete er: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden, man wird auch nicht sagen: Siehe, hier oder da ist es. Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch“ (Luk. 17, 20), d. h. es ist eine Sache des inneren Lebens, des Herzens und Gemütes.

Von dem im Acker verborgenen Schatz wird nun erzählt, daß ihn ein Mensch gefunden habe. Die näheren Umstände, unter welchen der

Mensch zu seinem Funde gelangte, verschweigt der Herr, woraus hervorgeht, daß es diesmal nicht in seiner Absicht lag, die Jünger darüber zu belehren, wie der einzelne Mensch mit dem Reiche Gottes so bekannt werden könne, daß er in ihm das höchste Gut erkennt. Im folgenden Gleichnisse erteilt er den Jüngern über diesen wichtigen Punkt Belehrung, wie er es an Belehrungen dieser Art auch sonst nicht hat fehlen lassen; hier aber war sein Absehen vornehmlich darauf gerichtet, die Jünger erkennen zu lassen, welcher Art das Verhalten des Menschen dem Reiche Gottes gegenüber sein müsse, wenn ihm dasselbe wie ein gefundener Schatz entgegentritt. Den Jüngern war dieses Glück zu teil geworden; im täglichen Umgange mit Jesu gewannen sie von der Macht seiner Persönlichkeit, von dem Geiste, der von seinen Worten und Werken ausging, immer tiefere Eindrücke und lernten so das in ihm erschienene und von ihm dargebotene Gottesreich als himmlischen Schatz immer näher kennen; was aber hatten sie nun zu thun, um dieses ihnen entgegentretende höchste Gut zu eigenem, zu vollem und dauerndem Besitze sich zu erwerben? Das war die wichtige Frage für sie, und auf diese Frage sollten sie im vorliegenden Gleichnisse Antwort erhalten. Über das Finden des Schatzes geht daher der Herr schnell hinweg und teilt gleich mit, was der glückliche Finder desselben that, um ihn sich zum sicheren Eigentume zu machen. Und wie ging nun der Mensch in Verfolgung dieses Zweckes zu Werke? Er verbarg zunächst den Schatz wieder. Das that er aber, wie wir gesehen haben, aus kluger Besonnenheit, um sich den Schatz einstweilen zu sichern. Als eigenes, festes Besitztum gehörte ihm der Schatz in dieser Verborgenheit allerdings noch nicht an; aber er hatte ihn doch einstweilen so weit in Sicherheit für sich gebracht, daß er ihm nicht durch andere verloren ging. Um dann in den wirklichen Besitz des Schatzes zu gelangen, giebt der Mann in thatkräftiger Entschlossenheit alles für ihn hin; sein ganzes bisheriges Eigentum ist ihm minder wert, als das gefundene neue Gut, für dessen Erwerb er willig alles aufopfert.

An dem Verhalten des Menschen dem gefundenen Schatze gegenüber hatte Jesus den Jüngern dargethan, wie sie zu Werke gehen müßten, um das ihnen nahe gekommene Gottesreich zu eigenem Besitze sich zu erwerben. Es war ihnen im Bilde gezeigt worden, daß ihre nächste Sorge darauf gerichtet sein müsse, die erhebenden Eindrücke, die sie bis dahin von der Person, wie von den Worten und Werken Jesu in sich aufgenommen hatten, in der Verborgenheit des Herzens und Gemütes zu bewahren, damit ihnen nicht der Schatz des Gottesreiches, den sie eben erst gefunden, durch andere verloren gehe. Das letztere hätte aber geschehen können, wenn sie unbesonnen und voreilig ihr Inneres vor solchen offenbart hätten, die von Jesu und der Sache, die er vertrat, nichts wissen wollten. Der Spott und Hohn, der Leichtsinn und die Verführungskünste dieser Verächter und Feinde Jesu hätten die Jünger in ihrem Glauben an den Herrn leicht wieder irre machen, hätten die Kraft ihrer Liebe zu ihm wieder schwächen, ihr Vertrauen auf ihn erschüttern und ihnen so das Heil, das sie in ihm gefunden,

rauben können. Vor diesen Gefahren blieben sie bewahrt, wenn sie die ersten Anfänge ihres neuen Lebens in Gott, zu dem sie in der Gemeinschaft mit Christo sich erhoben fühlten, vor anderen, die ihnen nicht gleich gesinnt waren, verbargen; wenn sie zunächst über das, was in ihnen vorging, schwiegen und die heiligen Gefühle und Gedanken, von denen sie innerlich bewegt wurden, still und fein im Herzen bewahrten. Doch durch die bloße Bethätigung einer solchen besonnenen Klugheit würde es den Jüngern noch nicht gelungen sein, sich in den vollen Besitz des Gottesreiches zu setzen. Sie mußten nun auch, wie es der Mensch dem gefundenen Schatze gegenüber that, für den Erwerb des vor ihrem inneren Blicke erschlossenen höchsten Gutes alle anderen Güter aufopfern, d. h. sie mußten allem, was sie hätte hindern können, sich ganz und mit ungeteiltem Herzen dem Heilande und durch ihn Gott hinzugeben, entsagen und mußten alles, was sie an inneren Kräften und äußerer Habe besaßen, ausschließlich in den Dienst Gottes stellen. Wenn aber die Jünger so in williger Selbstverleugnung und in ernstem sittlichem Ringen und Streben sich immer tiefer in die Gemeinschaft mit Gott hineinlebten, dann durften sie auch des eigenen, wirklichen Besitzes des Gottesreiches immer sicherer und froher werden, denn dann fühlten sie es ja, daß sie zu einem neuen Leben erwacht seien, und genossen das Heil und die Seligkeit, die mit diesem Leben verbunden ist.

Liebe Kinder! Auch euch tritt das Reich Gottes mit seinen himmlischen Gütern und Gaben als ein Schatz entgegen, dessen Wert über alles geht. Das geschieht, so oft der Heiland vor euch hintritt und ihr in Andacht zu ihm aufblickt, um auf seine göttliche Lehre zu hören oder um betrachtend bei seinem heiligen Leben und bei den Werken zu verweilen, die er vollbracht hat, um die Menschen von der Sünde zu erlösen und sie zu Gott hinzuführen, in dessen Gemeinschaft ihnen Licht, Trost und Friede, die Kraft und Stärke zu einem neuen Leben und die ewige Seligkeit dargeboten wird. Wenn nun so das Reich Gottes mit seinen Heilsgütern euch nahe kommt und ihr mit ihm wie mit einem gefundenen Schatze bekannt werdet, was ist dann das erste, das ihr zu thun habt, um euch dieses höchste Gut zu eigenem, innerem Besitze zu erwerben? Das Gleichnis hat euch die Antwort auf diese Frage gegeben; sie lautet: Verberget dann und bewahret zunächst in einem feinen, stillen Herzen die frommen Gefühle, Gedanken und Entschließungen, die in euch unter dem Hören auf die Worte der Wahrheit aus Jesu Munde und unter dem Hinblick auf sein heiliges, im Dienste Gottes und der Menschheit vollbrachtes Leben hervorgerufen werden; es könnte sonst geschehen, daß andere, die das Heilige gering achten und es herabzuziehen suchen, euch auf Abwege lenkten und in das kaum begonnene Wachstum eures inneren, aus Gott geborenen Lebens eine Störung brächten. Aber daß es mit diesem Stillesein und Schweigen über das, was euch im Innersten die Seele bewegt, nicht genug ist, daß außer diesem ersten noch ein zweites von euch geschehen muß, damit ihr in den vollen Besitz des Gottesreiches gelangt, das hat euch das Gleichnis auch gezeigt. Und was ist dieses zweite? Ihr müßt Gott, der euch in Christo nahe

kommt und euch zu sich emporziehen will, für euer höchstes Gut erkennen und müßt so an ihm eure Freude haben, daß ihr alles außer ihm, alle Güter dieser Welt und den Genuß derselben für gering ansehet im Vergleich mit dem, was Gott euch ist; ihr müßt euch dann ferner von der Sehnsucht erfüllen und durchdringen lassen, mit Gott immer mehr eins zu werden, und müßt, um dahin zu gelangen, aufs ernstlichste bestrebt sein, alles aufzugeben und allem zu entsagen, was sich zwischen euch und Gott stellen will, was euer Herz von ihm abziehen und den willigen, freudigen Gehorsam gegen ihn schwächen könnte. Wenn ihr aber so Gott über alles liebt und im Vollbringen seines Willens euere höchste Freude findet, dann werdet ihr auch inne werden, daß das Reich Gottes immer mehr Gestalt in euch gewinnt, daß es euch als eigenes Besitztum angehört, denn dann seid ihr eingegangen in die Lebensgemeinschaft mit Gott, in der Gott in euch herrscht und ihr ihm dienet von Herzen. Möchte es dazu bei euch allen schon frühe kommen!

Matth. 6, 33: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit.

Eins ist not, ach Herr, dies Eine
Lehre mich erkennen doch!
Alles andre, wie's auch scheine,
Ist ja nur ein schweres Joch,
Darunter das Herze sich naget und plaget
Und dennoch kein wahres Vergnügen erjaget.
Erlang ich dies Eine, das alles ersetzt,
So werd ich mit einem in allem ergötzt.

(J. H. Schröder, † 1699.)

Die köstliche Perle.

(Matth. 13, 45 u. 46.)

(V. 45) Abermal ist gleich das Himmelreich einem Kaufmann, der gute Perlen suchte. (V. 46) Und da er Eine köstliche Perle fand, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte dieselbige.

1. Wort- und Sacherklärung.

„Abermal"; vgl. S. 50. — „ist gleich das Himmelreich einem Kaufmann u. s. w."; mit dem Himmelreich, mit gewissen Vorgängen und Verhältnissen auf dem Gebiete des Reiches Gottes verhält es sich ähnlich wie mit dem, was hier von einem Kaufmanne erzählt wird; derselbe suchte gute Perlen, fand Eine köstliche und setzte sich in den Besitz derselben durch den Verkauf seiner gesamten bisherigen Habe. — „der gute Perlen suchte"; der Nachdruck liegt auf „gute"; es sind Perlen von besonders schöner und edler Beschaffenheit gemeint, denen die Nachfrage des Kaufmannes galt. Indem von dem Kaufmanne ausgesagt wird, daß er gute Perlen suchte, wird er als ein Mann bezeichnet, der sich auf den Wert von Perlen verstand und es sich zur besonderen Aufgabe machte, Perlen von hervorragend edler Beschaffenheit in seinen Besitz zu bringen. — Man

unterscheidet echte und künstliche (falsche) Perlen. Letztere werden meistens aus kleinen Glaskugeln gemacht; erstere finden sich in der Meer- und Flußperlmuschel, und zwar liefert die hauptsächlich im persischen und indischen Meere vorkommende Meerperlmuschel die kostbarsten (orientalischen) Perlen, deren Wert sich nach Regelmäßigkeit der Gestalt, nach Schönheit der Farbe und des Glanzes (Wassers) und besonders nach der Größe steigert, so daß eine ganz runde, vollkommen schöne Perle von etwa 1 cm Durchmesser schon 3000 *M* kosten kann. Es hat aber schon Perlen gegeben, die einen Wert von vielen tausend Mark hatten. Die Perlen galten den Orientalen von den frühesten Zeiten an als der gesuchteste Gegenstand des Schmuckes und standen an Kostbarkeit den Diamanten gleich. — „Und da er Eine köstliche Perle fand"; „köstlich", so viel als kostbar, von vorzüglichem, ausgezeichnetem Wert. Im Grundtexte ist dem Beiwort „köstliche" oder „kostbare" das Zahlwort „eine" vorangestellt, und es ist daher, wie oben geschehen, zu übersetzen: „Und da er Eine köstliche (kostbare) Perle fand". Durch die Voranstellung des Zahlworts soll der ausgezeichnet hohe Wert der gefundenen Perle, auf den schon durch das Beiwort „köstliche" hingewiesen wird, noch mehr hervorgehoben werden, und der Sinn ist daher: die Perle, welche der Kaufmann fand, war an Wert einzigartig und unvergleichlich. — „ging er hin und verkaufte alles u. s. w."; nachdem der Kaufmann, der nach Perlen von besonders schöner und edler Beschaffenheit suchte, die Eine von unvergleichlich hohem Wert gefunden hatte, war sein ganzes Trachten darauf gerichtet, diese Perle in seinen Besitz zu bringen, und das bewerkstelligte er in derselben Weise, in welcher sich der Mensch im vorhergehenden Gleichnisse in den Besitz des gefundenen Schatzes setzte, nämlich durch die Hingabe seiner gesamten bisherigen Habe.

2. Veranlassung und Zweck des Gleichnisses.

In betreff der näheren Umstände, unter welchen Jesus das vorliegende Gleichnis erzählt hat, verweisen wir auf das, was darüber schon bei der Behandlung des vorigen Gleichnisses bemerkt worden ist. Beide Gleichnisse gehören eng zusammen, wie aus ihrer großen Ähnlichkeit hervorgeht, die sich schon in der äußeren Form, noch mehr aber im Inhalt zeigt. Das eine Mal wie das andere Mal handelt es sich in der Hauptsache um den Erwerb eines Gutes vom höchsten Wert, und beide Gleichnisse haben daher im wesentlichen denselben Zweck der Belehrung. Wie im Gleichnisse vom Schatz, so wollte Jesus in dem von der köstlichen Perle die Jünger darüber belehren, auf welche Art und Weise sie sich das ihnen nahe gekommene kostbare Gut des Gottesreiches erwerben müßten. Ein neuer Zug in dem neuen Bild ist die Thätigkeit des Suchens der im Mittelpunkt dieses Bildes stehenden Person. Durch diesen Zug erweitert sich der Lehrzweck, dem das neue Bild dienen sollte. Daß die Hauptaufgabe für die Jünger dem Reiche Gottes gegenüber in dem Erwerb desselben zum Eigenbesitze bestehe, diese bedeutsame Wahrheit wird auch im

zweiten Gleichnisse nochmals zur Veranschaulichung gebracht, und zwar geschieht dies, um ihre Wirkung zu verstärken. Aber von Wichtigkeit war doch nun auch die Frage nach der Bedingung, von welcher es abhängt, das Reich Gottes in seinem einzigartigen Wert so erkennen zu lernen, daß aus dieser Erkenntnis das Streben hervorgeht, für seinen Erwerb alles andere aufzuopfern. Welches war für die Jünger, wenn es bei ihnen zu diesem Streben kommen sollte, der Weg, auf dem sie zur Erkenntnis von dem über alles gehenden Wert des Gottesreiches gelangen würden? Über diese wichtige Frage sollte ihnen das zweite Gleichnis noch Aufschluß geben, und als Grundlage für die Erweiterung seiner Belehrung diente dem Herrn eben der Hinweis auf das Suchen des Kaufmannes nach guten Perlen. Wir werden diesem neuen Zuge im vorliegenden Gleichnisse bei seiner Auslegung besondere Beachtung zu schenken haben.

3. Auslegung des Gleichnisses.

Wir können uns denken, wie groß die Freude des Kaufmannes war, als er die Eine köstliche Perle fand. Es war eine Perle von einzigartigem, unvergleichlichem Wert; sie schloß für den Kaufmann, wenn er in ihren Besitz gelangte, — das erkannte er — einen Reichtum in sich, der ihn aller Sorgen des äußeren Lebens überhob und der ihm zugleich die Mittel gewährte, sich vieles zu verschaffen, was das Herz erfreut und dem Geiste Genüsse bereitet, die erhebend und veredelnd wirken. Wie aber war der Kaufmann zu seinem glücklichen Funde gelangt? Er hatte es sich angelegen sein lassen, Nachforschungen anzustellen nach guten Perlen, d. h., wie wir gesehen haben, nach Perlen von besonders schöner und edler Beschaffenheit und daher von hervorragendem Wert. Solche Perlen verstand er von minderwertigen zu unterscheiden; die Fähigkeit dazu hatte er sich dadurch erworben, daß er sich viel mit Perlen beschäftigte, daß er diesen wunderbaren Gebilden des Meeres sein ganzes Interesse zuwandte. Indem nun der Kaufmann die ihm zur Hand kommenden Perlen einer sorgfältigen Prüfung und Probe unterzog, geschah es, daß er eine fand, die an Kostbarkeit alle anderen weit überragte, die, wie er sofort erkannte, ein wahrer Schatz war, und für die er daher freudig seine gesamte übrige Habe hingab.

Es ist klar, daß Jesus mit der Einen köstlichen Perle dasselbe meinte, was er im vorigen Gleichnisse unter dem Bilde eines Schatzes dargestellt hatte, also das Reich Gottes oder die Lebensgemeinschaft mit Gott, als deren Vermittler der eingeborene Gottessohn in der Welt erschienen war. Wer in dieses Reich eingegangen ist und seine Seligkeit genießt, der hat, wie der Besitzer der Einen köstlichen Perle, einen Reichtum gefunden, der ihn, weil er weiß, daß Gott alle seine Bedürfnisse kennt und stillt (Matth. 6, 32), der Sorge für das Zeitliche überhebt, und der ihm, weil dieser Reichtum eine Fülle von geistlichen und himmlischen Gütern in sich schließt, für Geist, Herz und Gemüt volles Genüge gewährt. Ein solcher Genosse des Reiches Gottes fühlt, denkt und spricht mit dem frommen Dichter:

„Allgenugsam Wesen,
Das ich hab erlesen
Mir zum höchsten Gut,
Du vergnügst alleine
Völlig, innig reine
Seele, Geist und Mut.
Wer dich hat,
Ist still und satt;
Wer dir kann im Geist anhangen,
Darf nichts mehr verlangen.

Wem du dich gegeben,
Kann in Frieden leben;
Er hat, was er will;
Wer im Herzensgrunde
Lebt mit dir im Bunde,
Liebet und ist still.
Bist du da
Und innig nah,
Muß das Schönste bald erbleichen,
Und das Beste weichen.

Höchstes Gut der Güter,
Ruhe der Gemüter,
Trost in aller Pein;
Was Geschöpfe haben,
Kann den Geist nicht laben;
Du vergnügst allein.
Was ich mehr
Als dich begehr,
Kann mein Seligsein nur hindern
Und den Frieden mindern.

Was genannt kann werden
Droben und auf Erden,
Alles reicht nicht zu;
Einer kann nur geben
Freude, Ruh und Leben,
Eins ist not: nur du!
Hab ich dich
Nur wesentlich,
So mag Leib und Seel verschmachten:
Will ich's doch nicht achten.

Komm, du sel'ges Wesen,
Das ich mir erlesen,
Werd' mir offenbar!
Meinen Hunger stille,
Und mein Herz erfülle
Mit dir selber gar!
Bleib nur du
Mein Gut und Ruh,
Bis du wirst in jenem Leben
Dich mir völlig geben." (G. Terstegen, † 1769.)

Unter welcher Bedingung geschieht es nun, daß das Reich Gottes als das höchste Gut erkannt und damit von denen, die zu dieser Erkenntnis

gelangen, gefunden wird? Über diesen Punkt hatte sich Jesus im vorhergehenden Gleichnis nicht ausgesprochen; es war ihm dort vor allem darum zu thun, den Blick der Jünger auf die Art und Weise des Erwerbs des köstlichen Besitztums, das ihnen dargeboten wurde, zu lenken. Hier aber in dem neuen Bilde weist er auf jene Bedingung hin; er zeigt den Jüngern den Weg, der sie, wenn sie denselben mit Ernst und Ausdauer verfolgten, zur Entdeckung des Schatzes des Gottesreiches, zum Finden der Einen köstlichen Perle führen würde. Und welches war dieser Weg? Es war der Weg des Suchens nach guten Perlen oder, ohne Bild, das ernste Streben nach solchen Gütern des inneren Lebens, die den, der sie besitzt, Gott nahe bringen, und die in ihm durch das Gefühl wahrer, dauernder Befriedigung, das sie gewähren, das Verlangen erwecken, immer reicher an solchen Gütern zu werden, um dadurch Gott immer näher zu kommen, um ganz eins mit ihm zu werden und von seinem Geist und Leben sich durchdringen zu lassen. Güter dieser Art sind das reine Herz (Matth. 5, 8), die Demut, Sanftmut und Barmherzigkeit (Matth. 5, 5. 7; 11, 29), der anspruchslose Kindessinn (Matth. 18, 3; Mark. 10, 15), die opferbereite Liebe (Matth. 5, 44 ff.), der Glaube (Matth. 17, 20), der sittliche Ernst in Erfüllung des göttlichen Willens (Matth. 7, 21) und all die anderen Güter des neuen Lebens in Gott, das Jesus unter den Menschen wecken und so zur Entwickelung bringen wollte, daß es für sie zur andern Natur werde. Diese Güter waren den Jüngern bekannt; sie hatten sie im täglichen Umgange mit ihrem Herrn und Meister aus seiner Lehre und seinem Vorbilde kennen gelernt, und sie wußten sie nach ihrem Wert auch von den Gütern, welche die Welt darbietet, zu unterscheiden; es verhielt sich in diesem Punkte mit den Jüngern wie mit dem Kaufmanne, der durch seine fortwährende Beschäftigung mit Perlen die guten von den minderwertigen zu unterscheiden verstand. Wenn nun die Jünger, wie sie in der Erkenntnis des Besseren und Wertvolleren dem Kaufmanne ähnlich waren, ihm auch in seinem Thun ähnlich zu werden suchten; wenn sie, wie er mit Fleiß und Ausdauer nach guten Perlen suchte, aus eifrigem Heilsverlangen nach Gütern der obengenannten Art strebten, dann durften sie, das wollte ihnen Jesus durch diesen Zug des Gleichnisses darthun, versichert sein, daß sie noch Köstlicheres und Herrlicheres finden würden, als sie gesucht hatten. Denn indem es sich die Jünger angelegen sein ließen, auf dem Wege ihrer sittlichen Vervollkommnung immer weiter voran zu kommen, sich „Schätze im Himmel“ zu sammeln (Matth. 6, 20), oder indem sie, was dasselbe ist, ihrem Herzen und Leben immer entschiedener die Richtung auf Gott gaben und dadurch, daß sie Gott naheten, seines in reichen Gnadenerweisungen sich äußernden Kommens zu ihnen inne wurden, mußten sie ja aus den Erfahrungen des eigenen, inneren Lebens erkennen, daß Gott ausschließlich dienen, ihm ganz sich hingeben, das höchste Gut, der Schatz aller Schätze, die Perle aller Perlen sei. War es aber bei den Jüngern auf dem Wege ihres Suchens nach geistlichen, himmlischen Gütern erst zu dieser Erkenntnis gekommen, dann konnte es nicht anders sein, als daß sie nun

auch vom Hunger und Durst, von dem sehnsüchtigen Verlangen nach jenem höchsten Gute sich ergriffen fühlten, als daß es sie von innen heraus trieb und drängte, das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zum eigenen, innersten Besitztume sich zu erwerben. Wie sie dabei zu Werke gehen mußten, das war ihnen von Jesus schon im Gleichnisse vom Schatz im Acker gezeigt worden, und das zeigte er ihnen nochmals in dem von der Perle. Dort wie hier ließ er sie im Bilde erkennen, daß es die Mittel der Entsagung und Selbstverleugnung seien, die sie mit festem, entschiedenem Willen anwenden müßten, um es zur ausschließlichen Hingabe an Gott zu bringen, um in dem Streben, vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist, des Gottesreiches mit der ganzen Fülle seiner himmlischen Segnungen teilhaftig zu werden. Es ist eben, darauf wies der Herr die Jünger auch hier wieder hin, ein Grundgesetz des Reiches Gottes, daß „niemand zweien Herren dienen kann" (Matth. 6, 24). Niemand kann Gott mit ungeteilter Seele und mit allen Kräften sich hingeben, dessen Herz zugleich so an den Dingen der Welt hängt, daß sie für seine Neigungen und Bestrebungen zur beherrschenden Macht werden. Wer es daher dahin bringen will, daß er ausschließlich Gott lebe, um in diesem Leben in Gott, mit Gott und für Gott das volle Heil seines Reiches, die Gerechtigkeit, den Frieden und die Freudigkeit im heiligen Geist, zu gewinnen, der muß nicht nur alles, was er von Natur an Gaben, Kräften und Gütern besitzt, in den Dienst Gottes stellen, sondern er muß auch alles willig und freudig aufopfern, was ihn in dem Streben nach der Erlangung des Gottesreiches hindert.

Welches für die Jünger der Weg sei, auf dem sie das Gottesreich als das höchste Gut erkennen lernen würden und wie sie zu Werke gehen müßten, um dieses höchste Gut zum Eigenbesitze sich zu erwerben: diese beiden Fragen waren es, auf welche sich die Belehrungen bezogen, die Jesus den Jüngern im Gleichnisse von der köstlichen Perle erteilte. Möchten diese Belehrungen, denen wir in dieser Stunde unsere Aufmerksamkeit zugewandt haben, für uns von demselben reichen Segen begleitet sein, wie sie es, dafür zeugt das ganze spätere Leben der Jünger, für diese gewesen sind.

Kol. 3, 2: Trachtet nach dem, das droben ist, nicht nach dem, das auf Erden ist. Phil. 4, 8: Was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach. Ps. 73, 25: Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.

Habe deine Lust am Herrn,
Der dir schenket Lust und Leben,
So wird dir dein Gnadenstern
Tausend holde Strahlen geben;
Denn er beut dir treulich an,
Was dein Herz nur wünschen kann.

Wer nur Lust am Herren hat,
Hat auch Lust an seinem Willen
Und bemüht sich früh und spat,

Solchen Willen zu erfüllen;
Und so wird er auch empfahn,
Was das Herz nur wünschen kann.

(Aus dem Liede: „Habe deine Lust am Herrn", von B. Schmolk, † 1737.)

Das Fischernetz.

(Matth. 13, 47—50.)

(V. 47) Abermal ist gleich das Himmelreich einem Netze, das ins Meer geworfen ist, damit man allerlei Gattung fängt. (V. 48) Wenn es aber voll ist, so ziehen sie es heraus an das Ufer, sitzen und lesen die guten in ein Gefäß zusammen, aber die faulen werfen sie weg. (V. 49) Also wird es auch am Ende der Welt gehen. Die Engel werden ausgehen und die Bösen von den Gerechten scheiden. (V. 50) Und werden sie in den Feuerofen werfen, da wird Heulen und Zähnklappen sein.

1. Wort- und Sacherklärung.

„Abermal"; vgl. S. 50. — „ist gleich das Himmelreich einem Netze u. s. w."; das Himmelreich (Reich Gottes) wird hier mit einem Netze oder vielmehr mit dem ganzen Geschäft eines großen Fischzuges verglichen. Die wesentlichen Vorgänge bei einem solchen Geschäft bestehen nach der hier davon gemachten Schilderung darin, daß ein großes Netz ins Meer geworfen wird und daß, nachdem der mit dem Auswerfen des Netzes beabsichtigte Zweck erreicht ist, die gefangenen Fische am Ufer einer sorgfältigen Prüfung und strengen Sonderung unterzogen werden, wobei die brauchbaren Fische in bereitstehende Gefäße gesammelt, die unbrauchbaren aber weggeworfen werden. Die wesentlichen Vorgänge bei einem großen Fischzuge dienen also diesmal als Bild zur Veranschaulichung des Himmelreiches. Daß auf dem Gebiete des Himmelreiches ähnliche Vorgänge stattfinden, wie die sind, welchen man beim Fangen von Fischen vermittelst eines großen Netzes begegnet, das soll durch die Einleitungsworte des Gleichnisses ausgedrückt werden. — „Netz"; nach der besonderen Bedeutung des im Urtext gebrauchten Wortes ist nicht ein gewöhnliches Fangnetz, sondern ein großes Schleppnetz gemeint, das dazu dient, die Fische massenweise zu fangen. — „damit man allerlei Gattung fängt"; das Wort Gattung ist hier in der Bedeutung von Art im allgemeinen Sinne gebraucht; also mancherlei Fische, Fische von verschiedenartiger Beschaffenheit werden gefangen, mag nun die Verschiedenartigkeit in der naturgeschichtlichen Gattung oder in der Größe, der besonderen Güte u. s. w. bestehen. — „Wenn es aber voll ist"; das Netz hat einen bestimmten Umfang, und es kann daher nur eine gewisse Menge von Fischen in sich aufnehmen. Wenn es voll ist, was die Fischer am Grade des niederziehenden Gewichtes erkennen, dann ziehen sie es ans Ufer. Nun beginnt die Prüfung und Sonderung der gefangenen Fische, welches doppelte Geschäft mit bedächtlicher Sorgfalt vorgenommen wird, worauf der Ausdruck „sitzen" (die Fischer sitzen nieder) deutet. Die Sonderung der unterschiedlos in das Netz eingegangenen Fische wird aber in der Weise vollzogen, daß die „guten",

d. i. die gesunden, die wertvollen Fische, in bereitstehende Gefäße gesammelt, die „faulen", d. i. die toten, bereits in Fäulnis übergegangenen, dagegen weggeworfen werden. Mit dem Ausdruck „faulen" sollen wohl auch nur die wertlosen und daher unbrauchbaren Fische überhaupt bezeichnet werden. — „Also wird es auch u. s. w."; von hier beginnt die Deutung des eben erwähnten Vorganges der Sonderung der gefangenen Fische. — „am Ende der Welt"; am Ende der Zeitperiode, während welcher das Reich Gottes hienieden zur Entwickelung kommt (vgl. S. 31). — „Die Engel werden ausgehen u. s. w."; vom König des Himmelreiches ausgesandt, werden die Engel ihre himmlische Wohnstätte verlassen und die „Bösen", d. i. die unwürdigen Glieder des Gottesreiches, von den „Gerechten", d. i. von den Reichsgenossen, die so sind, wie sie nach dem Willen Gottes sein sollen, scheiden. — „Und werden sie in den Feuerofen werfen u. s. w."; (vgl. S. 31).

2. Veranlassung und Zweck des Gleichnisses.

Das Gleichnis vom Fischernetze ist das dritte und letzte, welches Jesus zu den Jüngern in seinem Hause in Kapernaum redete. Was ihn veranlassen mochte, gerade jetzt das Himmelreich mit den bei einem Fischzuge stattfindenden Vorgängen zu vergleichen, das war wohl der Umstand, daß er eben erst vom Meere nach seiner Wohnung zurückgekehrt war. Da draußen am Meere hatte er so oft, vielleicht erst heute wieder, den Fischern bei ihrer Beschäftigung zugesehen, und wie er es nun liebte und verstand, seine Belehrungen stets an Bekanntes und Naheliegendes anzuknüpfen, so mochte er es jetzt geeignet finden, das Verfahren bei einem großen Fischzuge zum Bilde zu wählen, an dem er den Jüngern gewisse Vorgänge auf dem Gebiete des Himmelreiches veranschaulichen konnte. Beim Vortrage seiner bildlichen Rede geht dann Jesus so zu Werke, daß er zuerst vom Fangen einer beträchtlichen Menge verschiedenartiger Fische spricht und daß er dann das Geschäft der Prüfung und Sonderung der gefangenen Fische schildert. Es fällt nun in die Augen, daß beim Fangen der Fische, bei ihrer Aufnahme in das Netz keinerlei Rücksicht auf ihre Verschiedenartigkeit genommen wird. Wohl aber geschieht dies bei der später angestellten Prüfung des gemachten Fanges. Da giebt die besondere Beschaffenheit der Fische den Ausschlag, ob sie in die bereitstehenden Gefäße gesammelt oder ob sie weggeworfen werden. Doch kommt bei dieser Scheidung die Verschiedenheit der Fische nur insoweit in Betracht, als dieselbe den Nachweis liefert, welche von den gefangenen Fischen gesund und daher brauchbar sind, und welche in einem verdorbenen Zustande sich befinden und daher unbrauchbar sind. Alle Fische, welche dem ausgeworfenen Netze nahe kamen, wurden also ohne Unterschied in dasselbe aufgenommen, aber nicht der ganze Fang wurde schließlich behalten; es kam vielmehr später zu einer strengen Scheidung zwischen dem wirklich Wertvollen und dem Wertlosen. So zeigt denn der Inhalt des Gleichnisses, daß Jesus in demselben den Jüngern die Wahrheit veranschaulichen wollte, daß zwar allen Menschen,

zu welchen die Predigt des Evangeliums gelangt, die Aufnahme in das Reich Gottes werde gewährt werden, daß aber, worauf auch das deutende Schlußwort des Herrn noch ausdrücklich hinweist, einst unter den Genossen dieses Reiches auf Grund einer ihren sittlichen Wert feststellenden Prüfung eine strenge Scheidung stattfinden werde, den einen zum ewigen Heil, den andern dagegen zum ewigen Verderben.

Es sind Belehrungen von hoher Wichtigkeit und Bedeutung, welche das Gleichnis für jeden, der es vernimmt, enthält. Sie ermuntern einerseits zu lautem Lob und Dank gegen den Herrn des Himmelreiches, wie sie andererseits nachdrücklich davor warnen, durch ein Leben ohne Glauben, ohne Heiligung des Sinnes und Wandels der Gnade Gottes sich unwürdig zu machen und dereinst verworfen zu werden. Wenden wir daher jetzt bei der Auslegung des Gleichnisses seinen Wahrheiten unsere Aufmerksamkeit mit gesammeltem Geiste zu, und bitten wir Gott, daß er dieselben zu unserer Erleuchtung, Erweckung und Kräftigung dienen lassen möge.

3. Auslegung des Gleichnisses.

Wir haben gesehen, daß im Gleichnisse zunächst die Rede ist vom Fangen einer beträchtlichen Menge von Fischen. Dieses Fangen geschieht in der Weise, daß ein großes Netz ins Meer geworfen wird, worin es so lange liegen bleibt, bis es die Menge von Fischen, die es seinem Umfange nach zu fassen vermag, in sich aufgenommen hat. Ist dieser Fall eingetreten, dann wird das Netz ans Ufer gezogen; der Zweck seines Auswerfens ist erreicht. Das Netz war nicht so eingerichtet, daß es nur Fische von einer besonders ins Auge gefaßten Art in sich hätte aufnehmen können. Als großes Schleppnetz stand es vielmehr allen Fischen, die ihm nahe kamen, offen, und diese Fische alle wurden ohne Unterschied in das Netz aufgenommen. Worauf es also die Fischer bei ihrer Arbeit zunächst abgesehen hatten, das war das Zusammenbringen einer möglichst großen Zahl von Fischen, wie geartet dieselben auch immer sein mochten.

Welche Vorgänge auf dem Gebiete des Gottesreiches waren es nun, die Jesus in diesem ersten Teile seines Gleichnisses den Jüngern veranschaulichen wollte? Er wollte ihnen zunächst darthun, daß das Reich Gottes in die Menschenwelt hineingestellt sei zu dem Zwecke, innerhalb derselben eine möglichst große Vereinigung zu stande zu bringen. Auf das Zusammenbringen von Menschen nur von einer besonderen Art, das wollte der Herr den Jüngern dann weiter zeigen, sei es dabei von vornherein nicht abgesehen; die Absicht bei Aufrichtung des Gottesreiches in der Welt laufe vielmehr vorerst darauf hinaus, Menschen überhaupt in möglichst großer Zahl in den Schoß dieses Reiches aufzunehmen, wie groß auch immer deren Verschiedenheit unter sich sein möge. Aber freilich sei, und das war das dritte, was Jesus im ersten Gleichnisteile den Jüngern zur Erkenntnis bringen wollte, die Gnadenzeit, während welcher der Ruf der göttlichen Liebe an die Menschen zum Eintritt in sein Reich ergehe, keine unbegrenzte; es

komme vielmehr der Zeitpunkt, da habe das Himmelreich hienieden seinen Zweck erreicht. Was dann geschehen werde, darüber verbreitet sich Jesus im zweiten Teile des Gleichnisses.

Bevor wir zur Besprechung dieses zweiten Teiles übergehen, bleiben wir noch einen Augenblick bei der Betrachtung des Kern- und Mittelpunktes der Belehrungen stehen, die wir soeben aus dem Munde des Heilandes vernommen haben. Dieser Kern- und Mittelpunkt besteht aber offenbar in dem Hinweis auf die Thatsache, daß bei der Aufnahme der Menschen in das Reich Gottes von vornherein keinerlei Unterschied gemacht wird, und auf Grund dieser Belehrung wissen wir nun, daß wo immer in der Welt das Wort vom Reiche, das Evangelium, verkündigt wird, da steht jedem der Eintritt in dieses Reich offen, wes Volkes, Standes und Geschlechts er auch sein möge, und ob er zu den Weisen oder Unweisen, zu den Gebildeten oder den Ungebildeten, den sittlich Guten oder den sittlich Bösen gehöre (vgl. das Gleichnis von der königlichen Hochzeit, 2. Tl.). Aus dankerfülltem Herzen aber loben und preisen wir den Herrn, daß er uns diese Belehrung gegeben hat, denn nun darf jeder, wenn er die Predigt des Evangeliums vernimmt, voll Mut und Zuversicht die Hand des Heilandes ergreifen, um, von ihm geführt, in das Gottesreich einzutreten, in dieses Reich voll Gnade und Barmherzigkeit, das hinieden die Menschen sammelt, um sie dereinst im Stande seiner himmlischen Vollendung die ewige Seligkeit genießen zu lassen.

Es ist nun aber nicht so, daß alle, die sich zum Anschlusse an das Reich Gottes während der Dauer seiner zeitlichen Entwickelung bereit finden lassen, auch dereinst ohne Unterschied in das Gottesreich der zukünftigen Welt Aufnahme finden. Diese Aufnahme hängt vielmehr von der Würdigkeit der Genossen des Gottesreiches ab, und daher wird es für sie dereinst zu einer Prüfung und Scheidung kommen. Über diese in den Ordnungen des Gottesreiches begründete ernste Thatsache die Jünger weiter zu belehren, darauf war die Absicht des Herrn im zweiten Teile des Gleichnisses gerichtet, zu dessen Besprechung wir nun übergehen.

Nachdem, so geht die Schilderung der bei einem großen Fischzuge stattfindenden Vorgänge weiter, das mit Fischen angefüllte Netz ans Land gezogen ist, wird der Fang einer Prüfung unterzogen. Eine solche Prüfung ist notwendig. Denn wenn es die Fischer bei ihrer Arbeit auch zunächst darauf abgesehen hatten, möglichst viele Fische zusammen zu bringen, so war es ihnen im Grunde doch nur darum zu thun, wirklich wertvolle Fische in ihren Besitz zu bringen. Für wirklich wertvoll konnten sie aber nur die gesunden Fische halten, denn nur von diesen ließ sich ein Gebrauch machen, mochten sie auch sonst unter einander verschieden sein. Diejenigen Fische dagegen, welche, so lange das Netz im Wasser gelegen hatte, abgestorben waren und sich bereits im Zustande der Fäulnis befanden, mußten als völlig wertlos betrachtet werden, und um nun aus dem gemachten Fange das Brauchbare wie das Nutzlose herauszufinden, dazu eben war die jetzt in Angriff genommene Prüfung nötig. Dieselbe wird mit aller Sorgfalt

vorgenommen. Die Fischer sitzen ruhig nieder, und indem sie jeden Fisch genau ansehen, lesen sie die gesunden in bereit stehende Gefäße, die faulen aber werfen sie weg. So wird denn die Prüfung der gefangenen Fische für diese zugleich zu einer strengen Scheidung.

Im ersten Gleichnisteile hatte Jesus den Jüngern dargethan, daß das Reich Gottes eine Veranstaltung sei, die den Zweck habe, während der Dauer ihres zeitlichen Bestehens in der Menschenwelt und zwar vorerst ohne allen und jeden Unterschied der Person eine möglichst große Vereinigung zu stande zu bringen. Aus dem Inhalt des zweiten Gleichnisteiles erfuhren die Jünger nun, daß es auf dem Gebiete des Himmelreiches bei dem bloßen Zustandekommen der ins Auge gefaßten Sammlung schließlich nicht sein Bewenden haben werde, daß es vielmehr dereinst unter denen, welche die Genossen des Gottesreiches während der Dauer seiner zeitlichen Entwickelung bilden, zu einer Scheidung kommen werde. Auf diese Scheidung weist der Herr die Jünger noch ausdrücklich in seinem deutenden Schlußworte hin, das ähnlich lautet wie das deutende Schlußwort zu dem Gleichnisse vom Unkraut unter dem Weizen. Dort wie hier war es dem Herrn darum zu thun, seine Zuhörer erkennen zu lassen, wie ernst es dereinst bei der von ihm in sichere Aussicht gestellten Scheidung bei denen, welche die Genossen des Gottesreiches bilden, werde genommen werden. Mochten sich daher die Jünger, die diesmal allein die Zuhörer des Herrn bildeten, auch darüber freuen, daß sie bereits in das allen Menschen ohne Unterschied offen stehende Netz des Gottesreiches eingegangen seien, so mußten sie sich doch nach Anhörung des zweiten Gleichnisteiles mit seiner Deutung zugleich von der darin zum Ausdrucke gebrachten ernsten Mahnung aufgefordert fühlen, nun ihrerseits mit unermüdlichem Eifer darnach zu trachten, daß sie nicht nur wahre und lebendige Glieder des Gottesreiches blieben, sondern es immer mehr würden, damit es nicht dereinst für sie zur Verwerfung komme. Denn daß solche Genossen des Gottesreiches, bei denen es nie zu einem rechten geistigen Leben gekommen oder in denen es wieder erstorben ist, keine Aufnahme in das Gottesreich der zukünftigen Welt mit seinem ewigen Heil finden werden, sondern daß sie vielmehr einem Zustande höchster Unseligkeit entgegen gehen, das hatte Jesus den Jüngern in seinen bildlichen und erklärenden Worten deutlich und bestimmt gesagt.

Und das wollen auch wir uns gesagt sein lassen. Auch wir sind durch die Gnade Gottes in sein Reich aufgenommen; wir sind getauft auf den Namen Jesu Christi; wir leben in der christlichen Gemeinschaft und dürfen von all den Heils- und Gnadenmitteln Gebrauch machen, die das Christentum seinen Bekennern darbietet: hüten wir uns nun aber davor, diesem Reiche bloß äußerlich anzugehören und infolge davon einst als untauglich erfunden zu werden zur Aufnahme in das zukünftige Gottesreich mit seiner ewigen Seligkeit.

Apostelgesch. 10, 34 f.: Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansiehet; sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. Matth. 7, 21: Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen; sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.

II. Gruppe.

Spätere Gleichnisse nach Lukas.

Der barmherzige Samariter.

(Luk. 10, 25–37.)

(V. 25) Und siehe, da stand ein Schriftgelehrter auf, versuchte ihn und sprach: Meister, was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe. (V. 26) Er aber sprach zu ihm: Wie stehet im Gesetz geschrieben? Wie liesest du? (V. 27) Er antwortete und sprach: Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüte und deinen Nächsten als dich selbst. (V. 28) Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet; thue das, so wirst du leben. (V. 29) Er aber wollte sich selbst rechtfertigen und sprach zu Jesu: Wer ist denn mein Nächster? (V. 30) Da antwortete Jesus und sprach: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab nach Jericho und fiel unter die Mörder; die zogen ihn aus und schlugen ihn und gingen davon und ließen ihn halbtot liegen. (V. 31) Es begab sich aber ohngefähr, daß ein Priester dieselbige Straße hinabzog; und da er ihn sah, ging er vorüber. (V. 32) Desselbigen gleichen auch ein Levit, da er kam an die Stätte und sah ihn, ging er vorüber. (V. 33) Ein Samariter aber reisete und kam dahin; und da er ihn sah, jammerte ihn sein, (V. 34) ging zu ihm, verband ihm seine Wunden und goß darein Öl und Wein und hob ihn auf sein Tier und führte ihn in die Herberge und pflegte sein. (V. 35) Des andern Tages reisete er und zog heraus zwei Groschen und gab sie dem Wirt und sprach zu ihm: Pflege sein, und so du was mehr wirst darthun, will ich dir's bezahlen, wenn ich wieder komme. (V. 36) Welcher dünket dich, der unter diesen dreien der Nächste sei gewesen dem, der unter die Mörder gefallen war? (V. 37) Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm that. Da sprach Jesus zu ihm: So gehe hin und thue desgleichen.

1. Wort- und Sacherklärung.

„Da stand ein Schriftgelehrter auf“; inmitten einer Versammlung, in welcher Jesus saß und zu der er sprach, erhob sich ein Schriftgelehrter. Die Schriftgelehrten waren Gesetzeskundige und Gesetzeslehrer, die allen Stämmen und Ständen angehören konnten. Ihre Kenntnisse erwarben sie sich in besonderen Unterrichtsanstalten, und ihre Beschäftigung bestand im Abschreiben der heiligen Schriften, im Vorlesen und Erklären des Gesetzes in den Synagogen und in der Zusammenstellung und Fortführung der allmählich entstandenen Gesetzesauslegungen, Satzungen und Vorschriften, woraus der Talmud entstanden ist (vgl. S. 5). Sie gehörten vielfach der Partei der Pharisäer an und konnten auch Mitglieder des großen Rates werden. Seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. kam der Titel Rabbi für sie auf. Im Neuen Testament erscheinen die Schriftgelehrten vielfach als Gegner Jesu, der sie wegen ihres geistlichen Hochmuts und ihrer Selbstgerechtigkeit bekämpfte. — „versuchte ihn“; stellte ihn auf die Probe. Der Schriftgelehrte suchte die Stellung Jesu zum Gesetze zu erforschen, um dann, wenn er Grund dazu fände, gegen ihn aufzutreten. — „Meister“; nach dem Grundtext: Lehrer. — „daß ich das ewige Leben ererbe“; daß ich selig werde. — „Du sollst Gott u. s. w. —

als dich selbst“; Zusammenstellung des Gebotes der Gottesliebe mit dem der Nächstenliebe aus 5. Mos. 6, 5 und 3. Mos. 19, 18. — „so wirst du leben“; so wirst du das ewige Leben gewinnen, wirst du selig werden. — „Er aber wollte sich selbst rechtfertigen“; wollte darthun, daß er, weil ihm in der in Rede stehenden Sache etwas unklar sei, zu seiner Frage guten Grund gehabt habe. Worüber er dann Aufklärung zu erhalten wünscht, das ist der Begriff „Nächster“. — „von Jerusalem hinab“; Jerusalem lag auf 4 Hügeln: Zion mit der Davidsburg, an deren Stelle später der Palast des Herodes trat, und mit der Oberstadt; Akra mit dem Palast Salomons und der Unterstadt; Moriah mit dem Tempel und Bezetha. — „Jericho“; eine Stadt im Jordanthale, von Jerusalem etwa 24 km entfernt und von Palmen, Balsamstauden und Rosen umgeben. In Jericho wohnten viele Priester und Leviten, die, wenn die Reihe an sie kam, zum Tempeldienst nach Jerusalem gingen. — „fiel unter die Mörder“; der Weg von Jerusalem nach Jericho führte durch eine Wüste (Wüste von Jericho), die wegen ihrer Unsicherheit berüchtigt war und gern gemieden wurde. — „die zogen ihn aus“; beraubten ihn bis auf das, was er an und auf dem Leibe trug. — „ohngefähr“; jetzt gewöhnlich: ungefähr, so viel als zufällig. — „Priester“, „Levit“; die Priester und Leviten gehörten dem Stamme Levi an, der zum religiösen Dienste ausgesondert war. Priester konnte aber nur werden, wer von Aaron abstammte, frei von körperlichen Gebrechen war und sonst die nötigen Fähigkeiten besaß. Die Priester hatten die gottesdienstlichen Verrichtungen zu besorgen; ihre täglichen Funktionen bestanden im Opfern und Räuchern, im Unterhalten des heiligen Feuers, Anzünden der Lampen, Aufsicht über die Opfer des Volkes u. s. w.; daneben waren sie auch Richter und Ärzte. An der Spitze der Priester stand der Hohepriester (Oberpriester), der die gewöhnlichen Amtsverrichtungen der Priester nur am Sabbat zu verrichten hatte, über die letzteren und überhaupt über den Gottesdienst die Aufsicht führte, den Tempelschatz verwaltete und am großen Versöhnungstage in Vertretung des Volkes die Opfer darbrachte. In der späteren Zeit führte der Hohepriester auch den Vorsitz im hohen Rat (Synedrium). Die Leviten waren Gehilfen und Diener der Priester; sie hatten die niederen Dienste am Heiligtume zu besorgen, z. B. das Reinigen der heiligen Gefäße, die Bereitung der Schaubrote, die Bewachung des Heiligtums u. s. w.; sie wurden auch bei der gottesdienstlichen Musik und den Gesängen verwandt. — „Samariter“; nach der Auflösung des Reiches Israel (722 v. Chr.) kamen Kolonisten aus verschiedenen Gegenden des assyrischen Reiches und ließen sich in den Städten Samarias nieder; im Laufe der Zeit vermischten sie sich mit den im Lande zurückgebliebenen Israeliten. Dieses Mischvolk, die sogenannten Samariter, diente zwar auch Jehova; seine Religion und seine Sitten waren aber von heidnischem Wesen durchdrungen, weshalb sie von den eigentlichen Juden gemieden und verachtet, ja gehaßt wurden. Gebet und Opfer verrichteten die Samariter auf dem Berge Garizim, nahe bei Sichem, und zur Richtschnur ihres Glaubens

nahmen sie nur die fünf Bücher Moses (Pentateuch) an. — „jammerte ihn sein“; fühlte er tiefes Mitleid mit ihm. — „Öl und Wein“; der Samariter führte nach Landessitte Öl und Wein bei sich; beides wurde von den Alten vielfach als äußeres Heilmittel benutzt (Jes. 1, 6). — „sein Tier“; zum Reiten gebrauchte man im Morgenlande Esel und Maulesel; Pferde wurden bei den Juden nicht gezüchtet. „Herberge“; eine Art Gasthaus (Karawanserai). Solche Herbergen waren schon zu damaliger Zeit an den Straßen, besonders in unbewohnten Landstrichen zur Unterkunft für Reisende angelegt. Sie gewährten diesen meistens nur Obdach und zwar unentgeltlich, öfters auch, dann aber gegen Bezahlung, Verköstigung. So hier nach V. 35. — „zog heraus“; nämlich aus dem Gürtel, worin das Geld aufbewahrt wurde. — „Groschen“; im Grundtext: „Denar“. Der Denar (nach unserem Gelde etwa 65 Pf.) war eine römische Münze, die das Bild des Kaisers trug und als Steuermünze diente. „darthun“; nach wörtlicher Übersetzung: aufwenden. — „Welcher dünket dich u. s. w.“; dünken = dafür halten, scheinen; Sinn der Frage: Welcher von den dreien ist nach deinem Dafürhalten zu dem Unglücklichen in das Verhältnis eines Nächsten getreten; welcher von ihnen hat nach deiner Meinung als Nächster an ihm gehandelt? Es fällt in die Augen, daß Jesus durch diese Frage der Sache, um die es sich handelt, eine ganz andere Wendung gegeben hat. Die Frage des Schriftgelehrten: Wer ist mein Nächster? ist zur Frage geworden: Wer handelt als Nächster, wie und wodurch wird man andern zum Nächsten? — „Der die Barmherzigkeit an ihm that“; mit diesen Worten giebt der Schriftgelehrte die richtige Antwort auf die ihm vorgelegte Frage. Er thut es aber wider Willen, denn er mag den Samariternamen nicht aussprechen; er konnte aber nicht anders antworten; die an ihn gerichtete Frage war auf Grund der vorgetragenen Erzählung zu bestimmt gestellt. — „So gehe hin und thue desgleichen“; Sinn der Aufforderung: Übe auch du in derselben Weise, wie dir am Beispiel des Samariters gezeigt wurde, Barmherzigkeit.

2. Veranlassung und Zweck des Gleichnisses.

Ein Schriftgelehrter oder Gesetzeskundiger richtete an Jesus die Frage, was er thun müsse, um das ewige Leben zu ererben oder um selig zu werden. An sich betrachtet, war das eine Frage, die alles Lob verdiente, denn sie bezog sich ja auf das Wichtigste, was es für den Menschen giebt. Aber die Frage entsprang hier aus einem argen Herzen. Das ist angedeutet mit den Worten: „versuchte ihn“. Dem Schriftgelehrten war es nicht um Belehrung zu thun, sondern er wollte Jesus auf die Probe stellen, wollte sehen, wie er sich zu den Vorschriften des Gesetzes verhalte, um ihn dann, wenn der eine oder andere Punkt in seiner Antwort Anlaß dazu gäbe, als Verächter des Gesetzes anklagen zu können. Jesus hat aber sofort die unlautere Absicht des Schriftgelehrten erkannt, und er hätte zu ihm sagen können: Wie kommst du als Gesetzeskundiger dazu, mir diese Frage,

die du dir doch selbst beantworten kannst, vorzulegen? Deine Absicht kann keine redliche sein! Diesen Weg des längeren Vorhalts schlägt aber Jesus nicht ein, um den versucherischen Fragesteller zu entlarven; er bedient sich dazu eines anderen, viel kürzeren Weges, der für jenen zugleich zur empfindlichen Beschämung führen mußte. Er stellt nämlich die Gegenfrage: „Wie stehet im Gesetz geschrieben? Wie liesest du?“ Jetzt war an dem Schriftgelehrten die Reihe zu antworten, und seine Antwort: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben u. s. w.“ zeigte, daß er in betreff der in Rede stehenden Sache gar nicht hätte zu fragen gebraucht, indem er ja genau wußte, was er zu beachten habe, um das ewige Leben zu gewinnen. Hatte sich so der Schriftgelehrte mit seiner Antwort selbst das Urteil gesprochen, so sah er sich dann völlig bloß gestellt, als ihm Jesus kurz und bündig die Weisung gab: „Thue das, so wirst du leben!“ Diese beschämende Abfertigung war aber dem falschen Schriftgelehrten viel zu empfindlich, als daß er sie so kurzer Hand hätte hinnehmen können. Seine Eitelkeit und Selbstgefälligkeit lehnte sich dagegen auf; er will es nicht gelten lassen, daß seiner Frage eine schlimme Absicht zu Grunde gelegen habe, und er macht daher einen Rechtfertigungsversuch, indem er einwendet, daß ihm die Forderungen des Gesetzes bezüglich der Erlangung des ewigen Lebens wohl bekannt seien, daß ihm aber über einen wichtigen Punkt noch die nötige Klarheit ermangle; der Begriff „Nächster“ sei nämlich im Gesetz nicht genau und bestimmt festgestellt, und darum habe er seine Frage aufgeworfen. In diesem Sinne sucht sich der Schriftgelehrte zu rechtfertigen, als er an Jesus die zweite Frage richtete: „Wer ist denn mein Nächster?“ In Erwiderung dieser Frage erzählt nun Jesus das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Er läßt aber seine Erzählung einen Verlauf nehmen, daß er die Unterlage zu der veränderten Fragestellung gewinnt: Wer handelte hier als Nächster; welcher von den dreien, die in dem vorgeführten Beispiele dem Unglücklichen nahe kamen, wurde diesem thatsächlich zum Nächsten? Aus dem Inhalt des Gleichnisses, wie aus dem daran geknüpften Schlußgespräche geht also hervor, daß es nicht, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, in der Absicht Jesu lag, an dem von ihm gewählten konkreten Beispiele den allgemeinen Begriff „Nächster“, auf welchen Begriff ja allerdings die Frage des Schriftgelehrten zielte, zu erklären. Auf eine solche, nur auf den Verstand berechnete theoretische Auseinandersetzung ließ sich der Herr nicht ein; er verfolgte vielmehr beim Vortrage seines Gleichnisses und bei dem daran geknüpften Schlußgespräche den ihm höher stehenden Zweck der praktischen Belehrung, indem er den Nachweis lieferte, daß es sich bei Ausübung des Gebotes der Nächstenliebe gar nicht um die Erledigung der Vorfrage: Wer ist mein Nächster? handelt, sondern daß es dabei einzig und allein auf die Bethätigung wahrer, barmherziger Liebe ankommt, einerlei, wer der Hilfsbedürftige ist, der dieser Liebe bedarf. Indirekt beantwortete Jesus durch diesen Nachweis dem Schriftgelehrten auch seine allgemeine Frage: „Wer ist mein Nächster?“ Denn wenn dieser durch den Gang der ganzen Unterredung

hatte erkennen müssen, daß man die Pflicht der Nächstenliebe gegen jeden Menschen zu erfüllen habe, der uns in seiner Not nahe kommt, so mußte er sich auch sagen: Jeder Mensch, der deiner Hilfe bedarf, ist dein Nächster.

Eine Besprechung des Gleichnisses im Zusammenhange möge nun dazu dienen, uns mit jedem einzelnen Zuge desselben genau bekannt zu machen. Die Lehren und Mahnungen, die in der bildlichen Erzählung enthalten sind, werden uns dann um so klarer vor die Seele treten und sich unserem Herzen um so tiefer einprägen.

3. Auslegung des Gleichnisses.

Das Gleichnis beginnt mit den Worten: „Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab gen Jericho.“ Wer dieser Mensch war, ob ein Jude oder ein Heide, welchem Stand und Beruf er angehörte u. s. w., das alles läßt der Herr mit Absicht unbestimmt, weil es ihm darauf ankam zu zeigen, wie sich die drei später auftretenden Personen, die er näher bezeichnet, diesem Menschen als Menschen gegenüber benahmen. Was widerfuhr nun diesem Manne auf seiner Reise von Jerusalem hinab nach Jericho? Angekommen in der wüsten, zwischen beiden Städten liegenden Gegend, die wegen ihrer Unsicherheit berüchtigt war, wurde er von Räubern überfallen, die ihn nicht nur bis zu dem, was er an und auf dem Leibe trug, beraubten, sondern ihn auch mit Schlägen schwer mißhandelten und ihn dann, nachdem er halbtot zusammengebrochen war, verließen. Was sollte aus dem Unglücklichen in diesem bejammernswerten Zustande werden! Er scheint in der einsamen Wüste einem schrecklichen Tode preisgegeben zu sein. Denn diesen gefährlichen Weg zogen nicht viele, und daß jetzt gerade jemand kommen werde, das ließ sich nicht erwarten. Und doch, was im Augenblick außer aller Hoffnung lag, das geschah; ein Priester kam desselben Weges und nahte jetzt der Stelle, wo die gräßliche That geschehen war. Dort, wenige Schritte vom Wege entfernt, lag der Unglückliche, seiner Habe beraubt, zerschlagen, dem Tode nahe. Und der Priester eilt doch zu ihm hin und leistet ihm Hilfe, soviel er nur vermag? Denn war der Mann nicht ein Priester, und kam er nicht eben von Jerusalem, vom Tempel her, wo er wohl erst vor wenigen Stunden in Ausübung seines heiligen Berufes vor dem Angesichte Gottes gestanden hatte? Da war ihm ja gewiß gerade jetzt das Herz recht weit und warm von erbarmender Liebe. Nein, — der Priester sieht den Unglücklichen liegen, aber er geht an ihm vorüber; er hört ihn ächzen und wimmern, aber das rührt ihn nicht, er geht seines Weges weiter. Aber wie war es denn möglich, daß das Herz des Priesters so teilnahmlos, so kalt und hart sein konnte? Ja, er würde wohl anders gefühlt und gehandelt haben, wenn er nur gewußt hätte, wer der Unglückliche sei. Aber hatte er ihn als Freund oder als Feind zu betrachten? War er ein Jude oder ein Heide? Stand er ihm gleich an Rang und Bildung, oder war es ein Mann von niedriger Herkunft, ohne Ansehen und feinere Sitten? Auf all diese Fragen fehlte dem Priester die Antwort, und darum fühlte er sich dem Unglücklichen gegenüber zu nichts verpflichtet; dieser war ihm

ein fremder Mensch, der ihn nichts anging. Gewiß kannte der Priester so gut wie der Schriftgelehrte im Gleichnisse das Gebot: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst"; aber wenn es darauf ankam, dieses Gebot zu erfüllen, dann fragte auch er erst wie dieser: „Wer ist denn mein Nächster?" Und weil ihm hier niemand sagen konnte, ob die Beziehungen zwischen ihm und dem in seinem Elend daliegenden Menschen von der Art seien, daß er ihn als Nächsten anzusehen habe, darum ging er ohne Erbarmen an ihm vorüber. Und dieselbe Unterlassungssünde, deren sich der Priester schuldig machte, beging ein Levit, der nach ihm an die Unglücksstätte kam. Auch er sieht den Unglücklichen entblößt und mit entstellten Zügen am Wege liegen; auch er kommt wohl vom Heiligtume her, wo er mit ernsten, heiligen Dingen beschäftigt war; gewiß aber kennt auch er das Gebot der Nächstenliebe, aber auch für ihn ist das erste, worauf es bei der Ausübung dieses Gebotes ankommt, die Frage: Wer ist mein Nächster? „Der beraubte, wundgeschlagene und halbtote Mensch dort? Wer weiß, wer das ist; ihn so mir nichts dir nichts für meinen Nächsten zu halten, das fällt mir nicht ein, da könnte jeder kommen und meine Hilfe in Anspruch nehmen." So denkt der Levit, das leibhaftige Ebenbild des Priesters, und geht gleich diesem unbarmherzig an dem Unglücklichen vorüber.

Seht, Kinder, eine solche Gesinnungs- und Handlungsweise, wie sie uns hier in dem Verhalten des Priesters und des Leviten entgegentritt, ist denjenigen Menschen eigen, die das Gebot der Nächstenliebe zwar kennen und es im Munde führen, die aber, wenn sie einem hilfsbedürftigen Mitmenschen gegenüber darnach thun und handeln sollen, immer erst fragen: Ist dieser Mensch auch mein Nächster? In die Klasse von Menschen dieser Art gehörte auch der Schriftgelehrte im Gleichnisse; auch er wollte vor allem wissen, wer sein Nächster sei. Nun hatte ihm aber Jesus an dem Beispiel des Priesters und des Leviten gezeigt, wohin es führt, wenn die Erfüllung des Gebotes der Nächstenliebe von der Vorfrage: Wer ist mein Nächster? abhängig gemacht wird. Doch bei diesem einen Punkt der Belehrung bleibt der Herr nicht stehen; er behandelt den in Rede stehenden Gegenstand noch eingehender, weil es ihm darauf ankam, den Schriftgelehrten über die viel wichtigere Frage aufzuklären: Wer erweist sich in der Not andern gegenüber in der That und Wahrheit als Nächster? wer erfüllt also das Gebot der Nächstenliebe so, wie es Gott seinem vollen Umfange nach erfüllt haben will? In Ausführung dieses zweiten Punktes seiner Belehrung läßt nun Jesus in der Erzählung einen Samariter auftreten, der auf seinem Wege auch an die Stelle kam, wo die grauenvolle That geschehen war.

Der von Mörderhand dem Tode nahe gebrachte Mensch liegt noch am Wege; die letzte Hoffnung auf Rettung ist in ihm erstorben. Denn zwei seiner Mitmenschen und noch dazu solche, die sich ihres Berufes wegen doppelt zu erbarmender Liebe hätten aufgefordert fühlen sollen, sind kalten Herzens an ihm vorüber gegangen; nun wird nicht noch ein dritter kommen, und käme ein solcher, er ginge auch an mir vorüber. So denkt

der Unglückliche und sieht verzweiflungsvoll einem jammervollen Tode entgegen. Da naht — wer hätte es gedacht — noch jemand. Aber es ist ein Samariter, ein Angehöriger jenes halbheidnischen und halbjüdischen Volksstammes, zwischen dem und allen rechtgläubigen Juden so große, bis zum bittersten Haß gesteigerte Feindschaft bestand. Von einem solchen landfremden Menschen läßt sich für den Unglücklichen keine Hilfe erwarten; der eilt gewiß noch rascher als der Priester und der Levit an ihm vorüber. Als Samariter übte er wohl an einem Samariter Barmherzigkeit, aber einem Juden gegenüber, und ein solcher war doch aller Wahrscheinlichkeit nach der daliegende Mensch, wird er das Herz verschließen. Doch nein, der Samariter denkt, fühlt und handelt anders, als sich nach den äußeren Verhältnissen, die zwischen ihm und dem Unglücklichen bestanden, erwarten ließ. Er hat diesen kaum erblickt, da ergreift das tiefste Mitleid sein Herz; es ist ihm, als ob er den Jammer des beraubten und auf den Tod mißhandelten Mannes selbst erleide, und schnellen Schrittes eilt er zu ihm hin, um ihm schleunige Hilfe zu bringen. Aber kannte denn der Samariter den daliegenden Menschen? Wußte er, wen er vor sich hatte? Verdiente es der Beraubte und Zerschlagene, daß man ihm helfe, oder hatte er das Unglück, das ihn betroffen, durch Leichtsinn und Achtlosigkeit selbst verschuldet? Ließ sich Dank von ihm erwarten, oder war es einer von denen, die empfangene Wohlthaten mit Undank lohnen? Nach dem allem fragte der Samariter nicht; es ist ein Mensch, der hier verlassen, entblößt und dem Tode nahe vor ihm liegt, — das ist ihm genug, um sich des Unglücklichen zu erbarmen, um das tiefste Mitleid mit ihm zu fühlen. Wo aber dieses Gefühl mit seiner Kraft und Wärme ein Herz durchdringt, da treibt es von innen heraus auch zur äußeren That. Das zeigt sich auch hier wieder bei dem Samariter. Er fühlt sich nicht bloß innerlich erregt und bewegt, er spricht nicht bloß Worte des Bedauerns aus, sondern er regt auch, sich selbst vergessend, die Hände zu schleuniger, thatkräftiger Hilfeleistung. Ob er seine Reise unterbrechen darf und ob nicht, wenn er es thut, seine Geschäfte darunter leiden; ob die Mörder vielleicht noch in der Nähe sind, zurückkehren und auch ihn überfallen; oder ob er sich zum mindesten nicht allerlei Mühen und Beschwerden auflade, wenn er des Unglücklichen sich annimmt, — an das alles denkt der Samariter nicht; solche Fragen des Kopfes läßt das Mitleid in seinem Herzen nicht aufkommen. Unverzüglich leistet er dem halbtoten Manne die nächste und beste Hilfe; er wäscht ihm mit Wein die Wunden aus, gießt zur Linderung Öl hinein und verbindet sie dann; darauf hebt er den wieder zu sich gekommenen Mann auf sein Tier und bringt ihn in die nächste Herberge. Aber bei dieser für den Augenblick geleisteten Hilfe läßt es der brave Samariter nicht bewenden; es genügt ihm nicht, das angefangene Liebeswerk halb gethan zu haben, er muß es ganz thun, bis dahin nämlich, daß sich ein wirklicher, dauernder Erfolg davon versprechen läßt. Und darum bleibt er bei dem schwer verletzten Manne in der Herberge zurück und wendet ihm auch hier noch seine Fürsorge zu; er pflegt ihn mit eigenen Händen, pflegt ihn bis zum folgenden Tage, keine Mühe und

Beschwerde scheuend, keines Zeitverlustes achtend. Am andern Tage erst, als der Zustand des Kranken keine ernsteren Besorgnisse mehr einflößt, reist der Samariter weiter; doch ehe er seinen Schützling verläßt, bindet er ihn dem Wirte noch auf die Seele, und damit es dieser an sorgsamer Pflege für ihn nicht fehlen lasse, bezahlt er ihn nicht bloß für die beiden ersten Tage, sondern verspricht auch bei seiner Rückkunft alle weiteren Unkosten, die noch entstehen würden, zu decken. Welch herrliches Bild aufrichtiger, thatkräftiger und ausdauernder Nächstenliebe tritt uns in dem Samariter entgegen! Der Jammer und das Elend eines ihm ganz fremden Menschen geht ihm tief zu Herzen; er leidet mit ihm, fühlt sich innerlich von lebendigem Erbarmen gegen ihn durchdrungen, und darum vergißt er alles, was ihn von diesem Menschen trennen könnte. Ob derselbe ein Freund oder ein Feind von ihm ist, welchem Volke und welcher Glaubensgenossenschaft er angehört, ob er arm oder reich, hoch oder niedrig, der Hilfe würdig oder unwürdig sei, nach dem allen fragt der Samariter nicht. Der ihm hier mit seinem Elend, Leid und Jammer nahe gekommene Mensch ist sein Nächster, ihm fühlt er sich als Nächster verpflichtet, und darum übt er thatkräftige Liebe an ihm unter Aufbietung aller seiner Kräfte; Zeit, Mühe, Geld und was dergleichen Opfer mehr sind, das alles bringt er gern und willig dar in rascher, besonnener, wirksamer Hilfeleistung, in selbstverleugnender, anhaltender Fürsorge für den Unglücklichen.

„Welcher dünket dich, der unter diesen dreien der Nächste sei gewesen dem, der unter die Mörder gefallen war?“ fragt Jesus am Schlusse seines Gleichnisses den Schriftgelehrten. „Der die Barmherzigkeit an ihm that“, muß dieser antworten. Er kann keine andere Antwort geben, wenn er auch den Namen dessen, der die Barmherzigkeit übte, nicht aussprechen mag. Aber davon hatte sich doch der Schriftgelehrte überzeugen müssen, daß nur der das Gebot der Nächstenliebe wahrhaft erfüllt, der mit der rechten Gesinnung und durch die That dem Hilfsbedürftigen zum Nächsten wird, ohne zuvor zu fragen: Ist er auch mein Nächster? Und das war es, was Jesus in seinem Gleichnisse dem Schriftgelehrten hatte zur Erkenntnis bringen wollen. Dieser wußte nun, daß es sich bei der Erfüllung des Gebotes der Nächstenliebe um die Frage: Wer ist mein Nächster? gar nicht handelt, sondern daß es dabei einzig und allein auf die Bethätigung wahrer barmherziger Liebe ankommt, einerlei, wer der Hilfsbedürftige ist, der diese Liebe in Anspruch nimmt.

Nachdem Jesus so den Schriftgelehrten über den in Rede stehenden Gegenstand gründlich belehrt hat, giebt er ihm noch die Weisung: „So gehe hin und thue desgleichen!“ d. h., wie wir nun den Sinn dieser Worte seinem vollen Umfange nach geben können: Frage in Zukunft nicht mehr: Wer ist mein Nächster? sondern übe ebenso, wie der Samariter, Barmherzigkeit an jedem, der dir in seiner Not nahe kommt, und du wirst dann eben dadurch dem, an welchem du sie übst, zum Nächsten werden, wirst so das Gebot der Nächstenliebe im Sinne des Gesetzes erfüllen.

„So gehe hin und thue desgleichen!“ Diese ernste Mahnung gilt auch einem jeden von uns, liebe Kinder. Und bedarf es nun noch der

besonderen Aufforderung an euch, nach dem Beispiele des Samariters Liebe und Barmherzigkeit zu üben, wo und wann ihr dazu auf eurem Lebenswege Gelegenheit finden werdet? Ach, an solcher Gelegenheit fehlt es nicht; sie ist leider nur zu reichlich vorhanden. Hier sind es Witwen und Waisen, dort Hungernde und Frierende oder Kranke und Verlassene, die um Trost, um Beistand und Hilfe flehen; jetzt gilt es leibliches und dann wieder geistiges Elend zu mildern und zu lindern, und da ist es denn bald aufrichtige warme Teilnahme, die einem Unglücklichen das Herz erleichtern würde, und bald wieder sind es Worte guten Rates, Worte der Ermutigung und Ermunterung oder Werke rascher, besonnener und ausdauernder Hilfeleistung, durch die ein Niedergebeugter aufgerichtet, ein Verirrter auf den rechten Weg zurückgebracht oder ein von schwerem Mißgeschick Heimgesuchter vor völligem Herunterkommen, vor den Schrecken der äußersten Not bewahrt werden kann. O, so laßt uns denn nach dem Beispiele des Samariters und nach dem Vorbilde unseres Herrn und Heilandes, der ja für die ganze Menschheit zum barmherzigen Samariter geworden ist, echte, werkthätige Liebe üben an jedem Mitmenschen, der unserer Hilfe und unseres Beistandes bedarf. Die Lehren und Ermahnungen aber, die für uns in dem besprochenen Gleichnisse enthalten sind, wollen wir noch in Spruch und Lied kurz zusammenfassen und sie Kopf und Herz tief einprägen; wir sprechen:

Matth. 5, 7: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. 1. Joh. 3, 18: Lasset uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und Wahrheit. Tob. 4, 9: Hast du viel, so gieb reichlich; hast du wenig, so gieb doch das wenige mit treuem Herzen.

Seid barmherzig, Menschen, höret,
Hört das heiligste Gebot,
Das uns Jesus Christus lehret:
Seid barmherzig, seid's wie Gott;
Gebt, so wird auch euch gegeben,
Was euch not ist, Heil und Leben.

(Th. G. v. Hippel, † 1796).

Der unfruchtbare Feigenbaum.

(Luk. 13, 6—9.)

(V. 6) Er sagte ihnen aber dies Gleichnis: Es hatte einer einen Feigenbaum, der war gepflanzt in seinem Weinberge, und kam und suchte Frucht darauf und fand sie nicht. (V. 7) Da sprach er zu dem Weingärtner: Siehe, ich bin nun drei Jahre lang alle Jahr gekommen und habe Frucht gesucht auf diesem Feigenbaum und finde sie nicht. Haue ihn ab, was hindert er das Land! (V. 8) Er aber antwortete und sprach zu ihm: Herr, laß ihn noch dieses Jahr, bis daß ich um ihn grabe und bedünge ihn, (V. 9) ob er wollte Frucht bringen; wo nicht, so haue ihn darnach ab.

1. Wort- und Sacherklärung.

„Es hatte einer einen Feigenbaum". Der Feigenbaum kommt in zahlreichen Arten vor; hier ist der gemeine Feigenbaum gemeint, der im wilden Zustande nur einen unansehnlichen Strauch bildet, durch Kultur aber zu einem Baume von 6—7 m heranwächst und dann eine vieläftige, ausgebreitete Krone mit schlaffen Zweigen treibt. Er ist in Südeuropa,

in Afrika und im Orient einheimisch und liefert die im Handel vorkommenden Feigen, die in südlichen Gegenden die Hauptnahrung der Bewohner sind. — „der war gepflanzt in seinem Weinberge"; der gemeine Feigenbaum wächst verwildert an Mauern, Felsen und sonnigen Plätzen; der hier in Rede stehende Baum war aber ein besonders gepflanzter und gezogener; man hatte es sich angelegen sein lassen, auf sein Gedeihen besondere Sorgfalt zu verwenden, wie schon daraus hervorgeht, daß er in einem Weinberge stand, also auf gutem Grund und Boden und an einem geschützten Orte. (Auf den Weinbau verwandten die Israeliten großen Fleiß; die Weinberge selbst schützte man durch Hecken und Mauern gegen Tiere.) Der Eigentümer des Feigenbaumes durfte nach alle dem mit Recht erwarten, daß der Baum gute und viele Frucht bringen werde. In dieser Erwartung sah er sich aber drei Jahre hintereinander getäuscht. — „was hindert er das Land"; warum soll man es dulden, daß der an sich nutzlose Baum auch noch den Grund und Boden, auf dem er steht, wertlos macht; an der Stelle, wo er Schatten wirft und das Land aussaugt, könnten andere Pflanzen wachsen und gedeihen. Es war also ein doppelter Grund zum Abhauen des Baumes vorhanden: seine eigene andauernde Unfruchtbarkeit und der Schaden, der von ihm ausging. — „Herr, laß ihn noch dieses Jahr, bis daß ich um ihn grabe und bedünge ihn, ob er wollte Frucht bringen"; der Weingärtner will sagen, der Eigentümer des Baumes möge nochmals Geduld mit demselben haben; er selbst aber wolle noch durch Umgraben des Bodens, durch Auflockern desselben und durch Düngen das Mögliche thun, um den unfruchtbaren Baum in einen fruchtbaren umzuwandeln. Freilich, damit ist auch der Gärtner einverstanden; wenn der Baum auch nach dieser abermaligen, noch sorgsameren Pflege, die ihm zugewendet werden soll, unfruchtbar bleibt, dann verdient er die Axt, die ihm schon jetzt drohte. Diesen Gedanken spricht der Gärtner in den Schlußworten seiner Fürbitte aus; er sagt: „wo nicht", d. i.: bringt er auch dann keine Frucht, „so haue ihn darnach (nach der Fruchtperiode des nächsten Jahres) ab".

2. Veranlassung und Zweck des Gleichnisses.

Nachdem Jesus die lange, teils an seine Jünger, teils an das zahlreich um ihn versammelte Volk gerichtete Rede, über welche das vorhergehende Kapitel berichtet, beendigt hatte, traten nach Kap. 13, V. 1 einige aus der versammelten Menge hervor und erzählten ihm von einer Greuelthat, von der wir sonst nichts wissen, die aber nach dem kurzen Bericht in der angezogenen Stelle darin bestanden haben muß, daß der römische Landpfleger Pilatus vor kurzem bei Gelegenheit eines Festes galiläische Wallfahrer im Vorhofe des Tempels hatte ermorden lassen, so daß ihr Blut mit dem der Opfertiere zusammengeflossen war. Diese ermordeten Galiläer müssen, weil ihnen solches Schicksal widerfahren war, Gottes Zorn in besonders hohem Maße verdient haben, das war wohl nach der jüdisch-volkstümlichen Betrachtungsweise jener Zeit, die die äußeren Lebensschicksale

der Menschen immer als im engsten Zusammenhange mit ihrer sittlichen Beschaffenheit stehend auffaßte, die Meinung derer, welche dem Herrn von jener Greuelthat Mitteilung machten und dieselbe auch wohl mit anderen ihrer Umgebung besprochen hatten. Denn Jesus nimmt Veranlassung, dieser Ansicht entgegenzutreten. „Meint ihr" (in der That), so fragt er die um ihn versammelte Menge, „daß diese Galiläer vor allen Galiläern Sünder gewesen sind, dieweil sie das erlitten haben?" Mit einem entschiedenen „Nein" beantwortet er selbst die von ihm aufgeworfene Frage und fährt dann fort: „sondern so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle (ihr und euer ganzes Volk) auch also (in ähnlicher schrecklicher Weise) umkommen". Jesus wollte den von ihm Angeredeten sagen, daß es ihnen nicht zustehe, von dem Schicksal jener Galiläer einen Rückschluß auf ihre Verschuldung zu machen, und daß sie besser thäten, wenn sie, statt bei Ereignissen, wie das in Rede stehende, andere zu richten, solche Ereignisse sich zum Anlaß dienen ließen, Einkehr bei sich selbst zu halten und zugleich der schweren Verschuldung ihres ganzen Volkes zu gedenken, denn dann würden sie erkennen müssen, daß es nur die große Geduld und Langmut Gottes sei, der sie bis jetzt die Verschonung mit schwerer Strafe zu danken hätten. Das aber sei sicher und gewiß, und sie alle, die Umherstehenden wie ihr gesamtes Volk, möchten es sich gesagt sein lassen: wenn sie noch länger in Unbußfertigkeit beharrten, werde sich die von Gott bisher an ihnen geübte Geduld und Langmut in den ganzen Ernst seiner strafenden Gerechtigkeit verwandeln. Denselben Gedankengang verfolgt Jesus in dem Hinweis auf ein anderes Ereignis, auf einen Unglücksfall nämlich, der vermutlich ebenfalls der jüngsten Vergangenheit angehörte und bei welchem durch den Einsturz eines Turmes zu Jerusalem, unweit des Teiches Siloah, achtzehn Personen umgekommen waren. Auch den Hinweis auf dieses Ereignis schließt Jesus mit dem Warnungsrufe: „So ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen!" und nun erzählt er das Gleichnis vom unfruchtbaren Feigenbaum, das, wie sein Inhalt und sein enger Zusammenhang mit dem vorausgehenden Redestück zeigt, den Zweck hatte, die Umherstehenden samt ihrem ganzen Volke auf die Größe der von Gott bisher an ihnen geübten Geduld und Langmut hinzuweisen unter der Androhung zugleich, daß, wenn sie auch jetzt noch in Unbußfertigkeit beharrten, Gottes Strafgericht in kürze über sie alle ergehen werde.

Sehen wir nun bei der weiteren Besprechung des Gleichnisses zu, wie Jesus darin in Verfolgung des besagten Zweckes zu Werke geht, und lernen wir dabei zugleich erkennen, was er in seinem Bilde auch uns zur Lehre, zur Ermahnung und Warnung vor die Augen hält.

3. Auslegung des Gleichnisses.

Der Inhalt des Gleichnisses ist in umschreibender Darstellung folgender: Es hatte jemand einen Feigenbaum, der stand in dessen Weinberg, also auf gutem Grund und Boden und in geschützter Lage, und auf sein

Wachstum und Gedeihen war bisher auch sonst alle Sorgfalt verwandt worden. Nichts war daher natürlicher, als daß der Eigentümer des Baumes gute und viele Frucht von ihm erwartete. In dieser Erwartung sah er sich aber getäuscht. Im ersten Jahre, in welchem der Baum hätte tragen sollen, blieben die Früchte aus. Das war dem Eigentümer gewiß recht unangenehm, aber er ließ den Baum doch nicht sofort abhauen; er hatte auf Hoffnung hin Geduld mit ihm und ließ ihm dieselbe Pflege, die er bisher schon genossen, noch weiter zu teil werden. So kam das zweite Jahr, aber der Baum zeigte dieselbe Unfruchtbarkeit: die auf ihn verwandte Mühe und Sorgfalt war abermals vergeblich gewesen. Jetzt wurde der Baum doch umgehauen? Das glauben wir mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen. Doch nein, die Geduld des Eigentümers war in der That über die Maßen groß. Der Baum muß ihm sehr lieb und wert gewesen sein, denn er läßt ihn nochmals stehen in der Hoffnung, daß er bei fortgesetzter Pflege doch endlich im dritten Jahre Früchte bringen werde. Als sich aber diese Hoffnung auch zum drittenmale nicht erfüllt, da bricht dem Eigentümer die Geduld; im gerechten Unwillen über den Baum, dessen völlige Unfruchtbarkeit nun als erwiesen gelten kann, giebt er dem Gärtner den Befehl, ihn abzuhauen, da man es nicht länger dulden könne, daß der an sich nutzlose Baum auch noch den Grund und Boden, auf dem er steht, entwerte. Was geschieht nun? Der Befehl wird doch ausgeführt? Nein, die Geduld des Eigentümers ist auch jetzt noch nicht erschöpft, denn der Baum bleibt auf die Fürbitte des Gärtners, der einen letzten Versuch machen will, um an ihm die Wirkung des Fruchtbringens zu erzielen, nochmals stehen. Das ist aber doch nun auch gewiß und geht mit Bestimmtheit aus dem Schlusse der Erzählung hervor: wenn der Eigentümer des Baumes auch lange darauf warten konnte, daß dieser Frucht bringen werde, — unbegrenzt ist seine Geduld nicht. Bleibt der Baum auch im nächsten Jahre unfruchtbar, dann ist ihm die Axt gewiß, und daß er es dann verdient abgehauen zu werden, das hält auch der fürbittende Gärtner für recht und billig.

Das ist der Inhalt des Gleichnisses, der klar und deutlich vor uns liegt. Wem hatte nun der Herr seine bildliche Rede vorgetragen? Denjenigen in seiner Umgebung, an die seine Ermahnungen und Warnungen in dem vorausgegangenen Redestück gerichtet waren. Aber diese Ermahnungen und Warnungen galten ja, wie wir gesehen haben, nicht bloß den Umherstehenden, sondern ihrem ganzen Volke, und das jüdische Volk in seiner Gesamtheit war es daher, das Jesus mit dem unfruchtbaren Feigenbaum meinte. Und war nicht dieser Baum mit allem, was von ihm ausgesagt wird, ein überaus treffendes Bild für dieses Volk? Was für eine Fülle von erziehender Liebe war doch von Gott — und hier tritt uns von selbst das Gegenbild zu dem Eigentümer des Baumes entgegen — dem jüdischen Volke zugewandt worden, damit es ein wirkliches Volk Gottes werde! Gott hatte es, um nur einiges anzuführen, was euch Kindern schon aus der biblischen Geschichte bekannt ist, von allen Völkern sich zum Eigentume er-

wählet (5. Mos. 7, 6); er hatte es aus dem Diensthause der Ägypter errettet (5. Mos. 5, 6), hatte ihm in Mose einen Führer und Leiter auf den Weg des Heils gegeben, und doch war es ein böses, halsstarriges Volk geblieben (2. Mos. 32, 9); es murrte, wo es vertrauen, es zagte, wo es glauben, es lästerte, wo es danken sollte. Die guten Früchte, die der Herr dieses Volkes von ihm erwartete, blieben aus, wie sie ausblieben an jenem Feigenbaum trotz der ihm zugewandten sorgsamen Wartung und Pflege. Aber wie der Eigentümer dieses Baumes dennoch nicht müde wurde in seiner Sorge für ihn, so nahm sich auch Gott seines Volkes immer wieder von neuem an; er erweckte ihm Richter, die ihm aus der Hand seiner Feinde halfen; er ließ es geschehen, daß Könige an seine Spitze traten und Israel damit wurde, wie alle anderen Völker; und in den Propheten gab er ihm erleuchtete Männer zur Seite, die es lehrten, ermahnten, straften, trösteten. Fürwahr, an Pflege und Pflanzung des israelitischen Volkes hatte es von seiten Gottes nicht gefehlt und auch nicht an dessen Geduld und Langmut; wohl aber fehlte es Jahrhunderte lang diesem Volke an Geneigtheit, an Ernst und sittlicher Thatkraft, Früchte des Geistes zu bringen, nämlich Liebe, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit (Gal. 5, 22). War es da nicht natürlich, daß Gott endlich beschloß, statt seiner Güte, Langmut und Geduld seine Gerechtigkeit über diesem Volke walten zu lassen und es darin dem Eigentümer des unfruchtbaren Feigenbaumes gleichzuthun, der nach langem vergeblichen Warten den strengen Befehl aussprach, den nutzlosen Baum abzuhauen? An der Stelle, wo derselbe stand, konnten ja andere, fruchtbare Gewächse gepflanzt werden, und so lag es auch nahe, an die Stelle des Volkes Israel andere Völker treten zu lassen, die sich der Gnade, Fürsorge und Liebe Gottes würdiger erweisen würden, als es von jenem Volke geschehen war. Darum fort mit ihm; es verdiente es aus doppeltem Grunde, verworfen zu werden! Doch „die Güte des Herrn ist's, daß wir nicht gar aus sind; seine Langmut hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und deine Treue ist groß" (Klagl. Jer. 3, 22 f.), so hatte schon ein Frommer des alten Bundes ausgerufen, und diese Güte, Geduld und Langmut des Herrn war es, die auf die Fürbitte des Heilandes hin — Gegenbild des Gärtners — Israel nochmals Zeit und Gelegenheit gab, sich aufzuraffen, durch Buße und Besserung ein neues Leben zu beginnen und endlich Früchte der Gerechtigkeit zu bringen. Durch die Arbeit seines ganzen Lebens wollte der himmlische Weingärtner in Verbindung mit denen, die nach ihm sein Heil- und Rettungswerk fortsetzen sollten, in Verbindung also mit den Aposteln, einen letzten Versuch machen, in Israel neue Lebenskräfte zu wecken und dadurch bei ihm eine Änderung in Gesinnung und Wandel hervorzurufen, ähnlich wie der Gärtner im Gleichnisse mit Graben und Düngen einen letzten Versuch an dem Baume machen wollte, ihm neue Säfte zuzuführen, ihn innerlich umzuwandeln und dadurch an ihm die Wirkung des Fruchtbringens zu erzielen. Hat Israel die ihm nochmals gewährte Frist benutzt? Hat es den Rettungsversuchen der himmlischen Liebe gegenüber, die ihm in der Arbeit Jesu und seiner Apostel

nochmals zugewandt wurden, das rechte Verhalten gezeigt? Leider nicht, im großen und ganzen that das Volk, wie von den Israeliten zu Korinth geschrieben steht: „Sie widerstrebten und lästerten“ (Apost. 18, 6). Aber was war die Folge davon? Das Schicksal des einst so hoch begnadigten Volkes hat es gezeigt: Siebzig Jahre nach Christo wurde der unfruchtbare Feigenbaum abgehauen und stürzte krachend zu Boden; Jerusalem wurde erobert und zerstört; unter den rauchenden Trümmern der Stadt fanden Tausende den Tod; Israel aber als Volk hatte aufgehört zu bestehen und wurde über den Erdkreis zerstreut. Wo die Langmut Gottes verachtet wird, da verwandelt sie sich in die Strenge seiner strafenden Gerechtigkeit; da zeigt der Herr des Himmels, daß er nicht allein ein Gott der Güte, sondern auch ein Gott heiligen Zornes ist.

Diese ernste Wahrheit wird auch uns in dem Gleichnisse vom unfruchtbaren Feigenbaum gepredigt. Ein jeder Christ gleicht einem besonders gepflanzten und gepflegten Baume. Von christlichen Eltern geboren und durch die heil. Taufe Gott und Christo geweiht, ist schon das Christenkind als junger Setzling in das Reich Gottes, den Weinberg des Herrn, hineingepflanzt, in dem es wachsen und gedeihen soll. Und damit dies geschehe, hat Gott es geordnet, daß einem solchen Kinde in Haus und Schule eine christliche Erziehung zu teil werde; unter dem schützenden Einfluß des Christentums wächst es heran und wird nach und nach aller Mittel der Heiligung, welche die Kirche verwaltet, teilhaftig. Von einem solchen, unter reichen Gnadenerweisungen in das Gottesreich hineingepflanzten jungen Christen kann und darf nun auch erwartet werden, daß er ein lebendiges Glied dieses Reiches und damit ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werde. Geht aber diese Erwartung immer in Erfüllung? Ach, wie viele Söhne und Töchter leben als Jünglinge und Jungfrauen zum Herzeleid ihrer Eltern, zur tiefen Betrübnis ihrer ehemaligen Lehrer und vor allem zum schmerzlichen Leid ihres himmlischen Vaters dahin: Glaube und Liebe, Zucht und gute Sitte, all die schönen Früchte des Geistes, die man von ihnen erwartete, werden bei ihnen nicht gefunden; sie gleichen dem unfruchtbaren Feigenbaum, der trotz sorgfältiger Wartung und Pflege zur Zeit der ersten Fruchtperiode die auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht erfüllte. Aber wie der Eigentümer des Baumes an diesem dennoch Geduld übte, wie er in seiner Sorge für ihn nicht ermüdete, so hört auch die Liebe, die Geduld und Langmut des himmlischen Vaters nicht auf, diese jungen, leichtsinnigen und pflichtvergessenen Menschen auf den Weg des Heils zu bringen; er mahnt, er warnt und straft sie durch die Stimme ihres Gewissens, er läßt sie einladen durch die Sonntagsglocken zur Predigt seines Wortes, er nimmt sie in die Schule des Leides oder läßt ihnen unverdientes Glück zu teil werden, damit sie umkehren, durch Buße sich erneuern und fruchtbare Bäume im Garten der Menschheit werden. Haben diese Bemühungen der erziehenden Liebe Gottes immer den gewünschten Erfolg? Der Feigenbaum im Gleichnisse blieb auch in der zweiten und dritten Fruchtperiode ein unnützer Baum, und so werden auch aus jenen gottvergessenen Jünglingen und Jung=

frauen nur zu oft Männer und Frauen, die aller Tugend bar und ledig sind; nichts Gutes, nichts Schönes, nichts Edles wird bei ihnen gefunden; sie stehen müßig auf dem Markte des Lebens; faules Geschwätz geht aus ihrem Munde; ihr böses Beispiel verdirbt auch andere, und wie jener unfruchtbare Feigenbaum das Land um sich hinderte, seine Kräfte anderen, fruchtbaren Gewächsen zuzuführen, so hindern auch sie in ihrem Kreise das Reich Gottes an seiner Verwirklichung und Ausbreitung auf Erden. Da freilich droht ihnen endlich die Axt des Verderbens; schon ist diese an die Wurzel ihres unnützen Lebens gelegt, da erbarmt sich Gott nochmals über sie auf die Fürsprache des treuen Heilandes, an dem wir alle einen Fürsprecher bei Gott haben (1. Joh. 2, 1). Wie der Eigentümer des Feigenbaumes diesem in übergroßer Geduld auf die Fürsprache des Gärtners nochmals neue, besondere Wartung und Pflege angedeihen ließ und ihm damit auch noch für das nächste Jahr Frist zum Fruchtbringen gewährte, so läßt es Gott in seiner großen Langmut zu, daß der Heiland an solchen unnützen Menschen, denen er schon auf ihrem ganzen Lebenswege lockend und rufend, mahnend und warnend zur Seite gegangen ist, einen letzten Versuch seiner rettenden Liebe mache. Aber das ist doch nun auch sicher und gewiß, — es ist in den Gesetzen der ewigen, sittlichen Weltordnung begründet, und unser Gleichnis lehrt es wieder mit lauten, starken Worten: Bleiben auch diese letzten Versuche der Liebe Gottes in Christo Jesu an den in Sünde und Laster Versunkenen ohne Erfolg, dann erfüllt sich an ihnen das Wort des Heilandes aus der Bergpredigt: „Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen" (Matth. 7, 19), dann droht ihnen ein ähnliches Schicksal, wie das war, welches dem Feigenbaum bei fortgesetzter Fruchtlosigkeit bevorstand.

Könnte es nun jemals dazu kommen, daß das eine oder andere von euch in den späteren Jahren seines Lebens so weit von den Wegen der Frömmigkeit und Tugend sich verirrte, daß es in dem unfruchtbaren Feigenbaum sein eigenes Bild erblicken müßte? Nun, wenn es dazu nicht kommen soll, dann seid von Jugend auf mit allen Kräften eures Geistes und Gemütes bestrebt, unter der Pflege des himmlischen Weingärtners, unter der Führung und Leitung unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi zu wachsen und zu gedeihen an dem inwendigen Menschen und Früchte des Geistes zu bringen, die schon lieblich sind in dieser Zeit und die für die Ewigkeit reifen. Wenn aber jemals, was Gott verhüten wolle, das eine oder andere von euch von sich sagen müßte: bei mir hat es bisher an solchen Früchten gefehlt, o, dann mögen diese Trägen im Guten ohne Verzug in sich gehen und nicht länger den Reichtum der Güte, Geduld und Langmut Gottes verachten, dann mögen sie mit rechtem Ernst erkennen und bedenken, daß seine Güte uns zur Buße leiten soll (Röm. 2, 4). Und damit wir alle auf dem Wege der Buße und der Gnade immer mehr heranreifen an wahrer Gottesfurcht und Frömmigkeit; damit wir alle immer mehr geschickt werden zu jeglichem guten Werk, wollen wir täglich mit dem frommen Dichter zu Gott beten:

„Hilf nur und segne meinen Geist
Mit Segen, der vom Himmel fleußt,
Daß ich dir stetig blühe;
Gieb, daß der Sommer deiner Gnad
In meiner Seele früh und spat
Viel Glaubensfrucht erziehe.

Mach in mir deinem Geiste Raum,
Laß mich als einen guten Baum
Am Lebenswasser grünen;
So will ich dir und deiner Ehr
Allein und keinem andern mehr
Hier und dort ewig dienen."

(Aus dem Liede: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud" von P. Gerhardt, † 1676.)

Gal. 5, 22: Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit. Matth. 7, 17: Ein jeglicher guter Baum bringet gute Früchte; aber ein fauler Baum bringet arge Früchte. Matth. 7, 19: Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen.

Das große Abendmahl.

(Luk. 14, 16—24.)

(V. 16) Es war ein Mensch, der machte ein großes Abendmahl und lud viele dazu. (V. 17) Und sandte seinen Knecht aus zur Stunde des Abendmahles, zu sagen den Geladenen: Kommt, denn es ist alles bereit! (V. 18) Und sie fingen an alle nach einander sich zu entschuldigen. Der erste sprach zu ihm: Ich habe einen Acker gekauft und muß hinaus gehen und ihn besehen; ich bitte dich, entschuldige mich. (V. 19) Und der andere sprach: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft und ich gehe jetzt hin, sie zu besehen; ich bitte dich, entschuldige mich. (V. 20) Und der dritte sprach: Ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht kommen. (V. 21) Und der Knecht kam und sagte das seinem Herrn wieder. Da ward der Hausherr zornig und sprach zu seinem Knechte: Gehe aus bald auf die Straßen und Gassen der Stadt und führe die Armen und Krüppel und Lahmen und Blinden herein. (V. 22) Und der Knecht sprach: Herr, es ist geschehen, was du befohlen hast; es ist aber noch Raum da. (V. 23) Und der Herr sprach zu dem Knechte: Gehe aus auf die Landstraßen und an die Zäune und nötige sie herein zu kommen, auf daß mein Haus voll werde. (V. 24) Ich sage euch aber, daß der Männer keiner, die geladen sind, mein Abendmahl schmecken wird.

1. Wort- und Sacherklärung.

„Es war ein Mensch, der machte ein großes Abendmahl"; der veranstaltete, wie es nach dem im Urtexte gebrauchten Ausdruck heißt, ein großes Gastmahl. Die Hauptmahlzeit der Juden fand bei Sonnenuntergang statt, während das Frühstück oder Frühmahl gegen Mittag eingenommen wurde. Groß wird hier das Gastmahl genannt, weil es für viele Gäste bestimmt war und weil demgemäß umfassende Zurüstungen für das Mahl gemacht wurden. — „und lud viele dazu"; nach morgenländischer Sitte erging eine doppelte Einladung an die Festgäste; die erste war eine Ladung an die Gäste überhaupt, die zweite ein Abrufen derselben zur Zeit, wann das Fest beginnen sollte. Hier ist die erste Einladung gemeint, die an die Gäste noch während der Zurüstungen für das Festmahl

erging. Die Eingeladenen sind als Leute von einem gewissen Ansehen zu denken, denn nach V. 18 f. gehörten sie zu der besitzenden Klasse; dazu ist später im Gegensatze zu ihnen von den Armen der Stadt die Rede. — „zur Stunde des Abendmahles“; zur Stunde, als das Mahl fertig und bereit war, als es beginnen sollte. — „zu sagen den Geladenen“; der Diener erhält hier den Auftrag zur zweiten Einladung, zum Abrufen der bereits geladenen Gäste. — „Kommt, denn es ist alles bereit“; nach wörtlicher Übersetzung: „Kommt, denn schon ist alles bereit.“ In dem Wörtchen „schon“ liegt die Aufforderung an die Geladenen, ungesäumt zu erscheinen. — „fünf Joch Ochsen“; fünf Ochsenpaare. Die beliebig gegriffene Fünfzahl dient dazu, konkret lebendig zu erzählen. — „sie (die Ochsenpaare) zu besehen“; beide Käufer, der des Ackers sowohl, wie der der Ochsenpaare, hatten ohne Zweifel ihr neuerworbenes Besitztum schon vor dessen Ankauf besichtigt; ihr Herz hing ihnen aber so sehr daran, daß sie es wiederholt in Augenschein nehmen wollen. — „gehe aus bald“; schnell, rasch. — „auf die Straßen und Gassen der Stadt“; nämlich der Stadt, in welcher jene Geladenen, die das Festmahl verschmähten, wohnten. — „und führe die Armen (Bettler) und Krüppel (verwachsene oder an einem Arm oder Fuß verstümmelte Menschen) und Lahmen und Blinden herein“; nachdem die reichen und angesehenen Bürger der Stadt die an sie ergangene Einladung verschmäht haben, erhält der Knecht von dem Festgeber, der darüber in gerechten Zorn versetzt worden ist, den Auftrag, nun rasch die obdachlose und von allerlei Elend heimgesuchte Straßenbevölkerung herbeizuholen. Und zwar sollen diese Unglücklichen nicht als Almosenempfänger an die Thüre, sondern als Gäste in das Haus und an die Tafel des reichen und hohen Festgebers gebracht werden; deswegen heißt es: „und führe sie herein!“ — „Und der Knecht sprach: Herr, u. s. w. — es ist aber noch Raum da“; der Knecht hat sich sofort des erhaltenen Auftrages entledigt; die aus den Straßen und Gassen herbeigeholten Armen und Unglücklichen haben auch an den Tafeln Platz genommen, aber diese sind noch nicht, wie es des Festgebers Wille ist, voll besetzt: „es ist noch Raum da“. Daher der weitere Auftrag des Gastgebers: „Gehe aus auf die Landstraßen (hier: die Landwege) und an die Zäune (die Hecken, welche an diesen Wegen hinziehen) und nötige sie hereinzukommen“; rede allen, welchen du außerhalb der Stadt auf den Landwegen mit den Hecken daran begegnen wirst, eifrig zu, hereinzukommen. Die Fremdlinge draußen vor der Stadt, die hier ihres Weges gingen, mußten ja eine natürliche Scheu empfinden, so ohne weiteres der Einladung des ihnen ganz unbekannten Gastgebers Folge zu leisten, und eben darum soll sie der Knecht durch dringendes Zureden zu bestimmen suchen, an der bereit stehenden Mahlzeit teil zu nehmen. — „auf daß mein Haus voll werde“; Zweckbestimmung des ganzen Auftrages, den der Knecht erhalten hat; der Hausherr will also, daß an seinen Gasttafeln kein Platz leer bleibe. — „Ich sage euch aber, daß der Männer keiner u. s. w. — schmecken wird“; keiner der zuerst Geladenen wird

mein Mahl zu kosten bekommen. In diesem Schlußworte spricht der Hausherr zu den Umherstehenden die Versicherung aus, daß keiner der früher Geladenen von ihm noch eine weitere Berücksichtigung in betreff der Zuziehung zu seinem Mahle finden werde.

2. Veranlassung und Zweck des Gleichnisses.

Das Gleichnis vom großen Abendmahl hat Jesus in dem Hause eines angesehenen Pharisäers, der ihn an einem Sabbath zu Tische geladen hatte, vorgetragen (Luk. 14, 1 ff.). Außer Jesus waren noch andere Tischgäste, und zwar Standes- und Gesinnungsgenossen des Gastgebers, anwesend (V. 3). Die an Jesus ergangene Einladung hatte nur den Zweck gehabt, ihm aufzulauern (V. 1). Jesus hatte aber die böse Absicht seiner Feinde sofort durchschaut und benutzte nun die Gelegenheit, denselben eine Reihe von Zurechtweisungen zu erteilen. Man hatte auch einen kranken Menschen, einen Wassersüchtigen, in das Zimmer gebracht, ohne Zweifel in der Absicht, um zu sehen, was Jesus diesem Kranken gegenüber an einem Sabbath im Hause eines angesehenen Pharisäers thun werde. Da zeigte nun der Herr durch Wort und That den auf ihn Lauernden, die am Buchstaben der Gesetzesvorschriften hingen, daß es auch am Sabbath erlaubt sei, dem leidenden Mitmenschen werkthätige Hilfe zu leisten (V. 2—6). In seinem weiteren Gespräche mit den Gästen tadelt er dann deren Sucht nach eitler Ehre, die sich in ihrem Drängen nach den obersten Tischplätzen zu erkennen gab, und ermahnt zugleich zur Demut und Bescheidenheit, die der rechte Weg sei, um vor andern zur wahren Ehre zu gelangen (V. 7—11). Die Wahrnehmung endlich, daß sich der Gastgeber bei der Wahl seiner Tischgenossen von Eigennutz hatte leiten lassen, insofern er vorzugsweise solche eingeladen hatte, von denen er erwarten konnte, daß sie ihn wieder einladen würden, veranlaßte den Herrn, dem Gastgeber die Ermahnung zu erteilen, bei seinen Einladungen von solchen selbstischen Rücksichten abzustehen und sich dagegen von uneigennütziger Liebe leiten zu lassen. Im letzteren Falle, bei der Bethätigung selbstloser Liebe gegen solche, die nicht in der Lage wären, seine Gutthaten zu vergelten, dürfe er der Vergeltung „in der Auferstehung der Gerechten“ gewiß sein (V. 12—14). An dieses verheißende Wort Jesu anknüpfend und zugleich mit Bezug auf das Mahl, bei dem man eben saß, ruft jetzt einer der Gäste aus: „Selig ist, der das Brot isset im Reiche Gottes!“ was so viel heißen sollte als: Selig ist, der zu Tische sitzen wird im Reiche Gottes oder der an diesem Reiche mit seinen himmlischen Freuden teil haben wird. „Gewiß ist dein Ausspruch richtig“, so hätte Jesus dem Gaste erwidern können, der, wie es scheint, nur das Wort ergriffen hatte, um eben auch etwas zu sagen, was zu den Reden Jesu paßte, oder der wohl auch nur mit seiner Äußerung dem Gespräche Jesu mit dem Gastwirte, das diesem nicht gefallen mochte, eine andere Wendung geben wollte. „Aber viele“, so hätte Jesus fortfahren können, „werden der Seligkeit im Reiche Gottes nicht teilhaftig, und zwar darum nicht, weil sie die Einladung zu diesem Reiche mit seinen Gnadengütern verschmähen.“ Diese Belehrung mit allem weiteren, was sich noch daran

anknüpfen ließ, brachte nun Jesus nicht in der Form der gewöhnlichen Rede, sondern durch eine bildliche Erzählung, durch das Gleichnis vom großen Abendmahl zum Ausdruck, das also den Zweck hatte, den pharisäischen Hörern zu zeigen, daß die Berufung zur Seligkeit des Reiches Gottes zwar an viele ergehe, daß sie aber von vielen zurückgewiesen werde, und daß daher diese Verächter des Heils vom Genusse desselben zu Gunsten anderer würden ausgeschlossen werden.

Auch an uns ergeht die Einladung zur Teilnahme am Reiche Gottes mit seiner Herrlichkeit und Seligkeit. Was aber für Folgen daraus entstehen, wenn wir diese Einladung verschmähen, das zeigt uns das vorliegende Gleichnis mit klaren, deutlichen Worten. Öffnen wir daher seinen Belehrungen jetzt, wo wir es noch einer eingehenderen Besprechung unterziehen wollen, mit dem rechten Ernst unsere Herzen, und bitten wir Gott, daß er seinen Segen auf unsere Unterredung legen wolle.

3. Auslegung des Gleichnisses.

Der Inhalt des Gleichnisses ist folgender: Ein gewisser Mensch, den wir uns als hohen Herrn zu denken haben, ist damit beschäftigt, ein großes Gastmahl zu veranstalten und lädt schon vorläufig viele angesehene Bürger der Stadt dazu ein. Als alle Zurüstungen zum Mahle gemacht sind, sendet er seinen Diener zu den Geladenen, um sie zum ungesäumten Erscheinen aufzufordern. Statt aber der Aufforderung Folge zu leisten, lassen sich die Geladenen sämtlich bei dem Gastgeber entschuldigen. Nach Inhalt und Form sind ihre Entschuldigungen verschieden, aber aus einer jeden hört man doch das: „Ich mag und will nicht kommen" deutlich heraus. Einem jeden der geladenen Gäste liegen seine eigenen Angelegenheiten mehr am Herzen, als das vom Gastgeber veranstaltete Mahl, nach dessen Freuden sie kein Verlangen haben, und das sie darum verschmähen. Diese Geringschätzung seiner Güte und Freundlichkeit versetzt den Gastgeber in gerechten Zorn gegen die Geladenen. Weil er aber ein Mann war, der gern frohe und glückliche Menschen um sich sehen möchte, treibt er, nachdem die vornehmen und angesehenen Bürger der Stadt seine Einladung verschmäht haben, den Knecht zur Eile, um nun die Armen und Unglücklichen der Stadt zum bereit stehenden Mahle hereinzuführen. Der Knecht hat sich des erhaltenen Auftrages sofort entledigt; es sind ihm auch viele von den Straßen und aus den Gassen an die Gasttafeln gefolgt, aber noch ist Raum da. Es sollen aber alle Plätze besetzt werden, so will es die Güte und Menschenfreundlichkeit des Gastgebers, und darum sendet er den Knecht nochmals aus, um auch die Leute außerhalb der Stadt, wer es auch immer sei, durch eifriges Zureden zum Hereinkommen zu veranlassen. Die Bemühungen des Knechtes sind gewiß nicht ohne den gewünschten Erfolg geblieben; von den Fremdlingen draußen vor der Stadt haben sich sicherlich noch viele zu dem Mahle, das ihnen so unerwartet dargeboten wurde, eingefunden. Die zuerst Geladenen werden aber wegen ihrer Verschmähung des Gastmahls

in keiner Weise eine weitere Berücksichtigung seitens des Gastgebers finden. Das spricht dieser in seinem Schlußworte bestimmt und entschieden aus.

Wen verstand Jesus unter dem reichen, hohen Herrn, der ein großes Gastmahl veranstaltete, und was meinte er mit diesem Mahle selbst? Unter jenem Herrn verstand er Gott, und mit dem großen Gastmahle meinte er das Reich Gottes mit seinem Segen an himmlischen Gaben und Gütern. Unter dem Bilde eines reichen, köstlichen Mahles war schon im Alten Testament das zukünftige Gottesreich dargestellt worden, denn so weissagt Jesaia: „Der Herr Zebaoth wird allen Völkern machen auf dem Berge Zion ein fettes Mahl" (Jes. 25, 6). Jesus selbst gebrauchte auch sonst in seinen Reden dieses Bild für das Reich Gottes (Luk. 13, 29; 22, 30; Matth. 8, 11; 26, 29), und auch seinen Zeitgenossen war der bildliche Ausdruck geläufig, wie wir aus dem Ausspruche jenes Gastes ersehen, der vom Broteſſen im Reiche Gottes oder, was dem Sinne nach dasselbe ist, von der Teilnahme am Gottesreiche spricht. Der Vergleich des Reiches Gottes mit einem Mahle war aber überaus zutreffend, denn wie bei einem irdischen Mahle Speise und Trank den Hunger und Durst der daran Teilnehmenden stillen und sie dadurch erquicken, so sollten im Reiche Gottes dessen himmlische Gaben und Gnadengüter die tiefsten Bedürfnisse der Genossen dieses Reiches befriedigen; dieselben sollten Licht, Trost, Vergebung der Sünden empfangen und damit der ewigen Seligkeit teilhaftig werden. Unter dem Bilde eines großen Gastmahls konnte aber das Reich Gottes dargestellt werden, weil es für alle Völker und Geschlechter der Erde bestimmt war, und weil Gott von Anbeginn der Welt so viele und so mancherlei Veranstaltungen zu seiner Verwirklichung getroffen hatte. Wenn wir allein auf das Volk Israel blicken, was hatte doch Gott diesem Volke gegenüber alles gethan, um es für den Eintritt in sein Reich zu erziehen, um in ihm den Hunger und Durst nach den Heilsgütern dieses Reiches zu wecken. Was also Jesus in den Eingangsworten des Gleichnisses seinen Zuhörern zunächst veranschaulichen wollte, das war die Thatsache, daß Gott von Anfang an viele und mancherlei vorbereitende Veranstaltungen getroffen habe, um sein Reich in der Welt zur Beglückung und Beseligung der Menschen aufzurichten.

Wenn nun Jesus von dem Manne, der das große Gastmahl veranstaltete, weiter erzählt, daß derselbe schon während der Vorbereitungen für dieses Mahl viele dazu einlud, und wenn, wie wir gesehen haben, bei diesen schon vorläufig Geladenen an Leute von einem gewissen Ansehen zu denken ist, so werden wir nun weiter zu fragen haben: Wen meinte Jesus mit jenen schon vorläufig geladenen Gästen, die vor andern ein größeres Ansehen genossen? Er meinte damit die Angehörigen des auserwählten Volkes Israel, die Glieder des alttestamentlichen Gottesstaates, und er wollte durch den neuen Zug des Gleichnisses seine Zuhörer darauf hinweisen, daß an ihr Volk, das von jeher unter den andern Völkern eine bevorzugte Stellung eingenommen hatte, schon in den Zeiten, wo sich das Gottesreich noch im Stande der Vorbereitung befand, die Einladung zur dereinstigen

Teilnahme daran ergangen sei. Das war durch die Propheten geschehen, die weissagend und verheißend auf das zukünftige Gottesreich hingewiesen und in mancherlei Ruf- und Weckstimmen Israel aufgefordert hatten, sich in die rechte Bereitschaft zu setzen, um, wenn die Stunde der Verwirklichung des erhofften Gottesreiches erscheinen werde, in dasselbe einzutreten und seines Heils sich zu erfreuen. Diese Stunde war endlich erschienen; in Christo Jesu hatte das von den Propheten verheißene Gottesreich seine Verwirklichung in der Welt gefunden, und nun erging an das Volk Israel die Aufforderung, ohne Säumen und Zögern in dieses Reich einzutreten, in der rechten Bereitschaft dem sich anzuschließen, aus dessen Mund der freundliche Ruf erging: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken" (Matth. 11, 28), und der da sprach: „Ich bin das Brot des Lebens; wer zu mir kommt, der wird nicht hungern, und wer an mich glaubt, der wird nimmermehr dürsten" (Joh. 6, 35). Jetzt war die Zeit erfüllt, das himmlische Mahl des Gottesreiches stand bereit, und die schon vorläufig dazu Geladenen, die nun zum sofortigen Erscheinen aufgefordert wurden, brauchten nur zu kommen, um zu genießen, was ihnen zum Heile ihrer Seelen dargeboten wurde. Auf das alles wollte Jesus seine Zuhörer hinweisen, wenn er in seinem Gleichnisse den Gastgeber den Geladenen zur Stunde des Mahles sagen läßt: „Kommt, denn schon ist alles bereit!"

Fanden sich nun die Geladenen im Gleichnisse zu dem für sie bereit stehenden Mahle auch ein? Mit nichten; sie lehnten es sämtlich ab, daran teilzunehmen, und das thaten die einen in einer mehr oder minder höflichen Form, die andern aber kurzweg. Ein jeder hatte seinen besonderen Abhaltungsgrund, den er geltend machte; der eigentliche, gemeinsame Grund aber, warum die Geladenen dem Mahle fern blieben, bestand darin, daß sie nach demselben kein Verlangen hatten. Der neue Acker, den der eine gekauft, und die neuen Ochsenpaare, die ein anderer erhandelt hatte, diese neuen Besitztümer lagen den in Rede Stehenden jetzt mehr am Herzen, als die Freuden und Genüsse des für sie bereit stehenden Festmahles. Und das Behagen, das sich ein dritter von seinem neugegründeten Hausstande versprach, war diesem auch angenehmer als das, was ihm von der Freundlichkeit des Gastgebers dargeboten wurde. Es war klar zu erkennen, und dem Gastgeber entging es auch nicht, daß die Geladenen das für sie bereitstehende Mahl aus Geringschätzung verschmähten und daß die von ihnen vorgebrachten Entschuldigungen bloße Redensarten waren.

Zu welchem Zwecke sprach nun Jesus zu seinen Zuhörern von dem eben geschilderten Verhalten der Geladenen, das sie an den Tag legten, als der Ruf an sie erging: „Kommt, denn schon ist alles bereit!?" Er wollte ihnen einen Spiegel vorhalten, in dem sie ihr eigenes Bild und das Bild der großen Mehrheit ihres Volkes erblicken sollten. Jesus hatte bisher, wo immer er Gelegenheit dazu fand, vom Reiche Gottes gepredigt und darauf hingewiesen, daß dieses Reich nicht nur nahe herbeigekommen, sondern daß es jetzt gegenwärtig in ihm da sei; er hatte alle, denen die Einladung

zum Reiche Gottes schon durch die Predigt der Propheten bekannt war, aufgefordert, jetzt ohne Säumen und Zögern sich ihm anzuschließen, um die himmlischen Segnungen zu genießen, die ihnen die Liebe und Gnade Gottes in ihm, der der „Weg, die Wahrheit und das Leben" war, darbot; aber welchen Erfolg hatten bis jetzt seine Bemühungen gehabt? In den weitesten Kreisen seines Volkes, von den Obersten bis zu den vielen andern herab, die an Ansehen und Einfluß tiefer standen, an Gesinnung aber jenen gleich waren, hatte man es abgelehnt, seinem Rufe: „Kommt, denn schon ist alles bereit!" Folge zu leisten. An einem Abhaltungsgrund, warum man nicht kommen könne, hatte es gewiß keinem gefehlt, und gewiß hatte auch jeder die entsprechende Form zu finden gewußt, in welcher er seine Entschuldigung vorbrachte, es mußten denn diejenigen sein, welche die Aufforderung des Herrn, sich ihm anzuschließen, kurzer Hand zurückwiesen. Aber abgesehen von diesen letzteren, ließ sich doch auch aus dem Verhalten der übrigen klar erkennen, daß es ihnen an dem rechten Verlangen nach dem dargebotenen Heil fehlte; ihre irdischen Angelegenheiten, ihr sinnliches Behagen mit allem, was drum und dran hing, lag ihnen mehr am Herzen, als der Genuß der himmlischen Gaben und Güter, die Jesus für sie bereit hielt; sie glichen aufs genaueste den Geladenen im Gleichnisse, die das für sie bereitstehende Mahl aus Geringschätzung verschmähten. Und das hatte Jesus den Hörern seines Gleichnisses in dem eben besprochenen Teile desselben darthun wollen; sie gehörten ja mit zu der großen Zahl derer, die in ihrem Hingegebensein an die Dinge dieser Welt ein rechtes Heilsverlangen nicht in sich aufkommen ließen und daher den Ruf zur Teilnahme am Gottesreiche verschmähten. Welcher Art aber die Folgen sein würden, die diese Verschmähung des dargebotenen Heils nach sich ziehen werde, das sollten nun die Umhersitzenden auch zu hören bekommen.

Zu diesem Zwecke lenkt Jesus ihre Aufmerksamkeit von neuem auf den Gastgeber in der bildlichen Erzählung. Von diesem berichtet er zunächst, daß er über das Verhalten der Geladenen zornig geworden sei. Und dazu hatte er allen Grund. Er hatte aus freien Stücken ein Mahl für die eingeladenen Gäste veranstaltet, durch das ihnen Genüsse der verschiedensten Art bereitet werden sollten; dazu hatte er ihnen schon vorher eine Einladung zugehen lassen, damit sie ihre Einrichtungen darnach treffen konnten, um sich später rechtzeitig und frei und los von allem, was ihre Festfreude hätte beeinträchtigen können, zum Mahle einzufinden. Jetzt aber, wo das Mahl für sie bereit stand und sie nur zu kommen brauchten, um in frohem Genusse um den Gastgeber sich zu sammeln, jetzt blieben sie aus und suchten ihr Ausbleiben mit leeren, nichtigen Redensarten zu entschuldigen oder lehnten kurzer Hand den Ruf zum Kommen ab. Mußte sich nicht der Gastgeber durch diese Rücksichtslosigkeit, durch diese schnöde Verachtung seiner Güte und Freundlichkeit vom tiefsten Unwillen gegen die Geladenen erregt fühlen? In der That, wenn ihm nach solchen Erfahrungen, wie er sie eben gemacht hatte, die Lust vergangen wäre, überhaupt noch jemand zu sich einzuladen, es wäre nicht zu verwundern gewesen. Doch zu solcher Verbitterung ließ

es der Gastgeber bei sich nicht kommen, dazu besaß er zu viel Herzensgüte. Sein Mahl stand bereit, und er hatte nun einmal das Bedürfnis, frohe und glückliche Menschen um sich zu sehen; darum, so erzählt Jesus weiter von ihm, trieb er jetzt seinen Diener zur Eile, um an Stelle der zuerst geladenen angesehenen Gäste die Armen und Unglücklichen der Stadt in das Gastzimmer freundlich hereinzuführen und dann, als von diesen die Plätze nicht alle besetzt wurden, auch die Fremdlinge außerhalb der Stadt durch eifriges Zureden zur Teilnahme an dem bereitstehenden Mahle zu veranlassen. Das aber stand bei dem Gastgeber fest und darüber sprach er sich auch nachdrücklich aus, daß die zuerst Geladenen fernerhin keinerlei Berücksichtigung mehr von ihm zu erwarten hätten; in seinem gerechten Zorn über ihr unverzeihliches Verhalten schloß er sie ein für allemal von seiner Güte und Freundlichkeit aus.

Wir haben vorhin darauf hingewiesen, daß die Zuhörer Jesu, die, wie er ihnen dargethan hatte, mit der großen Mehrheit ihres Volkes das ihnen nahe gebrachte Gottesreich verschmähten, auch erfahren sollten, welche Folgen diese Verachtung des dargebotenen Heils für sie haben werde. Auf diese Folgen hatte sie der Herr in dem eben besprochenen Abschnitte seines Gleichnisses hingewiesen. Er hatte ihnen zunächst zu Gemüt geführt, daß Gottes heiliger Zorn über sie entbrannt sei und auf ihnen ruhe. Und hatten sie diesen Zorn nicht in reichem Maße verdient? Welche Fülle von Gnade und Barmherzigkeit und welch reichen Segen an Friede und Freude hatte doch der grundgütige Gott dem Volke Israel in der Aufrichtung seines Reiches unter ihm zugedacht, und wie oft und nachdrücklich hatte er durch die Jahrhunderte hindurch seinen Ruf an dieses Volk ergehen lassen, sich in Gesinnung und Wandel zu rüsten, um, wenn das in Aussicht stehende Reich des Heils seine Verwirklichung finden werde, zum sofortigen Eintritt in dasselbe bereit zu sein. Jetzt aber, wo die Zeit erfüllet war; wo Gott in Christo Jesu dem Volke der Juden den ganzen Reichtum seiner himmlischen Gaben und Güter zur Gewinnung eines neuen, höheren Lebens, zur Beseligung für Zeit und Ewigkeit darbot, jetzt verschmähten es die Obersten dieses Volkes und ihre Gesinnungsgenossen in weiten Kreisen, im Anschlusse an Jesus das ihnen dargebotene Heil zu ergreifen. Eine solche Verachtung seiner Gnade mußte ja den Zorn des heiligen Gottes erregen, und seine Gerechtigkeit erforderte es, daß er diejenigen vom Genusse seines Heils ausschloß, die in ihrem irdischen Sinnen und Trachten kein Verlangen darnach in sich trugen. Das Reich Gottes, wie es in Jesus Christus erschienen war, blieb fortbestehen, denn es liegt im Wesen Gottes begründet, daß er die Menschen, die er nach seinem Bilde geschaffen hat, zu sich heranziehen und beseligen will; aber andern als jenen Verächtern seiner Segnungen sollten dieselben nun zugewandt werden. Auf diese weitere Folge ihres sträflichen Verhaltens wies Jesus die Hörer seines Gleichnisses in dem Zuge desselben hin, der das Herbeiholen der Armen und Unglücklichen der Stadt und der Fremdlinge außerhalb der Stadt zur Darstellung brachte. Den um ihn sitzenden Schriftgelehrten und Pharisäern sagte er im Bilde,

daß statt ihrer und an Stelle ihrer Gesinnungsgenossen andere in das Reich Gottes würden aufgenommen werden. Und wer waren diese anderen? Das waren zunächst die geistlich Armen, die inmitten Israels lebten, die Zöllner und Sünder, denen sich Jesus bisher schon unter freundlichem Zuspruche genahet hatte, um sie in die beseligende Gemeinschaft mit sich aufzunehmen, und das waren dann weiter die außerhalb der jüdischen Volksgemeinschaft Lebenden, die Heiden, die noch nichts wußten von Gottes Gnade und Barmherzigkeit, an die nun aber („und nötige sie hereinzukommen") unter eingehender Belehrung über das ihnen bis dahin fremd gebliebene Gottesreich der Ruf zum Eintritt in dasselbe ergehen werde. Das Volk der Juden dagegen in seiner großen Mehrzahl hatte durch eigenes Verschulden keine Aussicht mehr, noch fernerhin der göttlichen Gnade gewürdigt zu werden. Auf dieses Gericht der Ausschließung vom Reiche Gottes wies Jesus auch bei einer anderen Gelegenheit die Obersten im Volke mit den Worten hin: „Das Reich Gottes wird von euch genommen und den Heiden gegeben werden" (Matth. 21, 43).

Liebe Kinder! Es waren Belehrungen, Ermahnungen und Drohungen sehr ernster Art, die der Heiland in dem eben besprochenen Gleichnisse an die am Gasttische um ihn sitzenden Pharisäer und Schriftgelehrten ergehen ließ. Laßt uns aber nun wohl beachten, daß das Gleichnis mit seinem ganzen Inhalt auch für uns große Bedeutung hat. Auch an uns und an alle aus dem Volke, zu dem wir gehören, ergeht ohne Unterlaß durch die Predigt des Evangeliums die Einladung zum Reiche Gottes, zur Teilnahme an dem himmlischen Mahle, das uns der Vater der ewigen Liebe in seinem eingebornen Sohne, unserm Herrn und Heiland Jesus Christus, bereitet hat. Haben wir alle, hat unser Volk mit allen seinen Gliedern bisher dem freundlichen Laden und Rufen zu diesem Mahle so, wie es hätte geschehen sollen, Folge geleistet? Ach, wie viele haben auf den freundlichen Ruf: „Kommt, denn schon ist alles bereit!" mit allerlei Entschuldigungen geantwortet; wie viele antworten noch fort und fort darauf, indem sie bald in der Beschäftigung mit ihrem irdischen Besitz, bald in den Freuden und Genüssen der Welt den Grund finden, der ihnen entweder keine Zeit lasse, jenem Rufe zu folgen, oder aus dem sie die höheren Freuden, die Seligkeit des Gottesreiches geradezu verschmähen als etwas, das keinen Wert für sie habe und das sie darum verachten. Wohin aber wird es kommen mit unserem Volke, wenn in immer weiteren Kreisen dieses ausschließliche Hingegebensein an das irdische Dasein mit seiner Arbeit, mit seinen Geschäften und seinen vergänglichen, oft so verwerflichen Freuden und Genüssen zunimmt; wenn endlich unser Volk im großen und ganzen die an es ergehende Einladung zum Reiche Gottes ausschlagen und das himmlische Mahl, das ihm bereitet ist, schnöde verschmähen würde? Die Antwort auf diese Frage ist in unserem Gleichnisse gegeben: das Heil, das ihm dargeboten ward, wird ihm, wie einst dem jüdischen Volke, entzogen und anderen zugewandt werden, die seiner würdiger sind. Möchte das doch von allen in unserem Volke, ob sie alt oder jung, hoch oder gering, reich oder arm sind, mit dem rechten Ernst

bedacht werden, so lange noch der freundliche Ruf an sie ergeht: „Kommt, denn schon ist alles bereit!"

1. Tim. 2, 4: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Matth. 11, 28. 29: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Ps. 95, 7. 8: Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket euer Herz nicht.

Kommt her, ihr seid geladen;
Der Heiland rufet euch,
Der treue Herr der Gnaden,
An Huld und Liebe reich;
Der Erd und Himmel lenkt,
Will Gastmahl mit euch halten
Und wunderbar gestalten,
Was er in Liebe schenkt.

(E. M. Arndt, † 1860).

Das verlorene Schaf.

(Luk. 15, 1—7.)

(V. 1) Es naheten aber zu ihm allerlei Zöllner und Sünder, daß sie ihn hörten. (V. 2) Und die Pharisäer und Schriftgelehrten murrten und sprachen: Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen. (V. 3) Er sagte aber zu ihnen dies Gleichnis und sprach: (V. 4) Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat, und so er der eins verliert, der nicht lasse die neunundneunzig in der Wüste und hingehe nach dem verlorenen, bis daß er es finde? (V. 5) Und wenn er es gefunden hat, so legt er es auf seine Achseln mit Freuden. (V. 6) Und wenn er heimkommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. (V. 7) Ich sage euch: Also wird auch Freude sein über Einen Sünder, der Buße thut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen.

1. Wort- und Sacherklärung.

„Es naheten aber zu ihm allerlei Zöllner und Sünder"; nach dem Grundtexte ist statt „allerlei" „alle" zu übersetzen. Es soll damit das allgemeine Herzuströmen zu Jesu von Leuten aus der Klasse der Zöllner und Sünder ausgedrückt werden, ohne daß damit gemeint ist, daß jeder einzelne gekommen sei. — „Zöllner". Die Römer erhoben in den von ihnen abhängigen Ländern verschiedene Steuern und Abgaben, die in der Weise beigetrieben wurden, daß sie gegen eine runde Summe auf eine Reihe von Jahren an reiche, vornehme Ritter verpachtet waren, welche sich dann wieder in den ihnen übertragenen Steuerkreisen Untereinnehmer hielten. Diese letzteren sind hier gemeint. Die Zöllner waren, auch wenn sie zu den Eingeborenen des Landes gehörten, beim Volke sehr verhaßt und zwar teils wegen ihres Dienstverhältnisses zu den heidnischen Oberherren, teils wegen ihres Dienstes selbst, da das jüdische Gesetz nur Abgaben und Steuern für religiöse Zwecke kannte. Dazu kam, daß diese Untereinnehmer, wie auch ihre Vorgesetzten, sich vielfach Ungerechtigkeiten und schwere Bedrückungen zu Schulden kommen ließen. Die Zöllner galten daher allgemein für unehrlich, ja man achtete sie den offenbaren Sündern, wie Mördern, Straßenräubern, Ehebrechern gleich. Aus diesem Grunde steht im Neuen Testament

so oft „Zöllner und Sünder“ neben einander. Diese Zusammenstellung findet sich auch in unserer Stelle, und es sind mit den „Sündern“ eben solche Leute gemeint, die sich bisher grober Vergehen schuldig gemacht hatten. — Diese Zöllner und Sünder „naheten“ Jesu, d. h. nach der im Grundtexte gebrauchten Wortform, sie suchten andauernd Umgang mit Jesu, und zwar thaten sie dies, wie weiter berichtet wird, in der bestimmten Absicht, „ihn zu hören“, d. h. sich von ihm belehren zu lassen. — „Pharisäer“. Die Pharisäer waren die Recht- oder Strenggläubigen innerhalb des Judentums. Sie werden zum erstenmale zur Zeit des Makkabäers Jonathan (um 150 v. Chr.) erwähnt. Der Name bedeutet: Abgesonderte, d. h. durch größere Heiligkeit Ausgezeichnete. Die Pharisäer hielten sich aber darum für frömmer und besser als die übrigen, weil sie nicht bloß streng am Buchstaben des Alten Testaments festhielten, sondern weil sie auch noch eine Menge von kleinlichen Vorschriften und Satzungen beobachteten, die sich auf religiöse Gebräuche, wie Almosengeben, Fasten, Beten, Waschen u. s. w. bezogen und die, durch willkürliche, spitzfindige Auslegungen des Gesetzes entstanden, von den Pharisäern als mündliche Überlieferung dem geschriebenen Gesetze gleichgestellt wurden. Dieses Gewichtlegen auf das äußere Thun mußte bei ihnen zum geistlichen Hochmut, zur Werkheiligkeit und Heuchelei, überhaupt zum Gegenteil von dem führen, worin das Wesen der wahren Frömmigkeit besteht, weshalb ihnen Jesus auch immer so entschieden entgegentrat. Bei der großen Menge standen sie in hohem Ansehen, und ihre Partei war auch im hohen Rat oder Synedrium von großem Einfluß. — Eine andere religiöse Partei unter den Juden waren die Sadducäer, die im Neuen Testament im ganzen selten erwähnt werden, und über deren Ansichten und Verhalten wenig Sicheres bekannt ist. Der Name soll von dem Schriftgelehrten Zadok, d. h. der Gerechte, herrühren. Gewiß ist, daß die Sadducäer im Unterschied von den Pharisäern, deren Gegner sie waren, nur am mosaischen Gesetze festhielten und außer der mündlichen Überlieferung die Lehre von den Engeln, von den Geistern und die Auferstehung verwarfen. Dieses Unglaubens wegen und weil sie zu griechischheidnischer Sitte und Denkungsart sich neigten, erregten sie bei der Mehrzahl des Volkes Anstoß. Sie saßen übrigens mit den Pharisäern im hohen Rat und waren wie diese Gegner Jesu. — Die Essäer oder Essener werden als religiöse Partei in der Schrift gar nicht, wenigstens nicht ausdrücklich erwähnt. Der Name bedeutet die Heilenden. Sie bildeten einen geheimen Bund, eine Art Orden, dessen Mitglieder teils zusammen an der Westküste des toten Meeres in abgeschlossenen Kolonieen, teils zerstreut in Städten und Dörfern lebten, Gütergemeinschaft hatten, die Ehe verwarfen, keine Eide schwuren, keine blutigen Opfer darbrachten, sonst aber ein frommes und tugendhaftes Leben führten. Insbesondere war ihnen die Ehrfurcht gegen Gott, der Gehorsam gegen die Vorgesetzten und eine gerechte Behandlung ihrer Mitmenschen zur Pflicht gemacht. Den alttestamentlichen Schriften legten die Essäer nur einen untergeordneten Wert bei; höher stand ihnen die mündliche Überlieferung,

die sie bis auf Moses zurückführten. Sie waren weit verzweigt; zur Zeit Jesu soll ihre Zahl einige Tausend betragen haben. — „Schriftgelehrten“; vgl. S. 66. — „murrten“; murren = durch dumpfe Laute seine Unzufriedenheit äußern über etwas, wider jemand. — „Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen“; hat nahe Gemeinschaft mit ihnen, mit Menschen von so schlechtem Namen und Ruf. Jesus pflegte auch sonst der Tischgemeinschaft mit den ihn aufsuchenden Zöllnern und Sündern, worüber die Pharisäer ihren Unwillen äußerten (vgl. Matth. 9, 10; Mark. 2, 15—17). — „Welcher Mensch ist unter euch, der u. s. w.“; d. h. den Fall angenommen: Einer von euch hätte hundert Schafe, und es ginge ihm eins davon verloren, würde er dann nicht die neunundneunzig auf ihrem Weideplatze lassen und aus Liebe zu seinem Eigentume dem verlorenen nachgehen, bis er es gefunden? Und würde er sich dann nicht über den guten Erfolg seiner Bemühungen freuen? Die Worte drücken eine Berufung auf das allgemein menschliche Gefühl aus, dem es natürlich ist, das Verlorene zu suchen und über das Wiedergefundene sich zu freuen. — „hundert“; runde Zahl zur Bezeichnung einer zahlreichen Herde und so hoch gegriffen, um die Sorge für das eine, das verloren geht, recht hervorzuheben. — „Wüste“; hier Trift, Weide, unangebautes Land im Gegensatze zum Ackerland. — „Also wird auch Freude im Himmel sein“; d. h. so wie dort der Besitzer der Herde mit seinen Freunden und Nachbarn über das wiedergefundene Schaf sich freut, so wird Gott mit den seligen Geistern des Himmels sich freuen über „Einen Sünder, der Buße thut“, d. h. der seinen Sinn ändert, sich von der Sünde ab- und dem Guten zuwendet. — Zur Buße gehört Erkenntnis der Sünde, Reue über die Sünde, Sehnsucht nach Gnade und damit Umkehr vom Bösen zum Guten. Vgl. S. 13. — „vor neunundneunzig Gerechten“; d. i. mehr als über neunundneunzig Gerechte. Gerecht sein heißt sonst nach dem biblischen Sprachgebrauche so sein, wie man nach dem Willen Gottes sein soll. Unter den neunundneunzig Gerechten sind hier Nichtverirrte zu verstehen, solche, die sich auf dem Wege der Buße Gott schon angeschlossen haben, die also nicht, wie dies bei den noch gänzlich Verirrten der Fall ist, noch vor den ersten Schritten zur Buße stehen. Jesus macht in diesem Sinne auch sonst einen Unterschied zwischen Guten und Bösen, Gerechten und Ungerechten, Gesunden und Kranken u. s. w. (Matth. 5, 45; 9, 13; 10, 41; 12, 35). Vor Gott dem Heiligen sind zwar nach der Lehre Jesu alle Menschen Sünder, aber es giebt doch, wie es ein namhafter Theolog im Sinne Jesu ausgedrückt hat, „Gute unter den Bösen, denen zwar die Sünde nicht fehlt, in denen dennoch das Gute regiert und nicht das Böse, die also der Buße als einer wahren Revolution der Sinnesänderung nicht bedürfen, wie es bei solchen der Fall ist, die der Sünde noch ganz hingegeben sind“. Daß unter den „neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen“, Nichtverirrte, Gute im obigen Sinne zu verstehen sind, nicht aber, wie die Stelle von vielen Auslegern erklärt wird, die umherstehenden Pharisäer und ihre Gesinnungsgenossen, die sich in

ihrer Gesetzesgerechtigkeit der Buße nicht für bedürftig hielten, geht aus Matth. 18, 13 hervor, wo Jesus im Bilde nicht zu Pharisäern und Schriftgelehrten, sondern zu seinen Jüngern spricht, und wo das Eine verirrte Schaf den neunundneunzig nicht verirrten einfach gegenüber gestellt wird.

2. Veranlassung und Zweck des Gleichnisses.

Die Veranlassung zu dem Gleichnisse wird in den beiden ersten Versen angegeben. Nach dem Inhalt dieser Verse fand an dem Orte, wo Jesus damals sich aufhielt, ein allgemeines Zuströmen zu ihm statt von Zöllnern und Sündern, also von Leuten, die in der öffentlichen Meinung für unehrlich galten und die sich zum Teil in Wirklichkeit auch mancherlei grober Vergehen schuldig gemacht hatten. Aber diese Leute mußten doch ihre Sünden erkannt haben und von dem Verlangen beseelt sein, ein anderes Leben zu beginnen, denn sie suchten andauernd Umgang mit Jesus, und zwar in der bestimmten Absicht, um ihn zu hören, um durch sein Wort und Beispiel sich bessern zu lassen. Dem Verlangen dieser Zöllner und Sünder kam der Heiland liebreich entgegen, er nahm die von Sünde und Schuld niedergedrückten Menschen bei sich auf und verkehrte freundlich mit ihnen. Darüber gaben die anwesenden Pharisäer und Schriftgelehrten ihren Unwillen zu erkennen. Von Selbstgerechtigkeit und Tugendstolz erfüllt und deshalb ohne Herz und Erbarmen gegen die verirrten Menschen, die hier freundliche Aufnahme fanden, murrten sie und sagten dann laut, daß es Jesus hören konnte: „Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen", d. h., wie wir gesehen, er hat nahe Gemeinschaft mit Menschen von so schlechtem Namen und Ruf, er handelt hier wieder, wie er auch sonst zu thun pflegt (vgl. die oben angeführten Stellen: Matth. 9, 10; Mark. 2, 15—17). Auf diesen Tadel und Vorwurf hin drängt es den Herrn, sein Verhalten gegen die Zöllner und Sünder vor den Pharisäern und Schriftgelehrten zu rechtfertigen. Und so richtet er denn an diese das Wort und trägt ihnen das Gleichnis vom verlorenen Schafe vor, auf das er in raschem Redefluß noch zwei andere Gleichnisse folgen läßt, das vom verlorenen Groschen und das vom verlorenen Sohne. In den beiden ersten Gleichnissen verfährt er so, daß er bei der Darstellung der bildlichen Vorgänge auf den Schluß hinleitet: Wenn schon um ein verlorenes Schaf und um einen verlorenen Groschen die Bemühungen des Suchens und die Freude über das Wiederfinden so natürlich sind, um wie viel gerechtfertigter erscheinen dann die Bemühungen und ist die Freude, wenn es sich um einen Menschen handelt, der Gott angehört, dem Vater der Liebe, der „nicht will, daß jemand verloren werde, sondern daß sich jedermann zur Buße kehre" (2. Petr. 3, 9). Durch den Hinweis auf die suchende und rettende Liebe Gottes gegen den Sünder sein Verhalten gegen die Zöllner und Sünder vor den Pharisäern und Schriftgelehrten zu rechtfertigen, das war also der Zweck, zu welchem Jesus vor diesen die Gleichnisse vom verlorenen Schafe und vom verlorenen Groschen zum Vortrage brachte.

Unterziehen wir nun zunächst das erstere noch einer genaueren Betrachtung.

3. Auslegung des Gleichnisses.

In umschreibender Form würde das Gleichnis etwa so lauten: Gesetzt den Fall, einer von euch wäre im Besitze einer zahlreichen Herde von Schafen; würde er da nicht, wenn ihm eins davon verloren ginge, diesem verlorenen nachgehen und es suchen? Sie sind ja doch alle sein Eigentum, er hält sie alle gleich lieb und wert, und er bemerkt daher auch den Verlust eines einzigen, das er nicht aufgeben will, nicht aufgeben kann. Die nicht verirrten, obwohl auch sie seiner Fürsorge bedürfen, nehmen jetzt seine Aufmerksamkeit weniger in Anspruch, denn er weiß sie ja einstweilen gut versorgt, er läßt sie auf der Weide; aber dem einen, dem in der Irre so große Gefahr, ja vielleicht völliges Verderben droht, dem geht er suchend nach und scheut dabei keine Mühe und Anstrengung, denn es gilt ja die Wiedergewinnung eines lieben Eigentums, die Rettung eines hilflosen Tieres aus großer Gefahr. Und wenn er endlich seine Bemühungen vom gewünschten Erfolge gekrönt sieht, wenn er das verlorene Schaf, das sich selbst nicht zu retten vermochte, wieder gefunden hat, wie behandelt er es da? Er treibt es nicht unwillig und mit harten Worten vor sich her, sondern aus Freude darüber, daß er es wieder hat, legt er das ermüdete, geängstigte Tier auf seine Schultern und trägt es heim. Seine Freude über die Rettung seines Schäfleins ist aber so groß, daß er sie *nicht für sich* behalten kann; er muß sie mit andern teilen („geteilte Freud' ist doppelt Freud'"), und darum ruft er seine Freunde und Nachbarn und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war.

Bis hierhin geht das in einfachen, aber in überaus frischen, lebensvollen Zügen gezeichnete Bild, das Jesus den Pharisäern und Schriftgelehrten vorhielt. Alles, was er darin zur Anschauung brachte, trägt den Stempel vollster Wahrheit an sich; kein einziger Strich in dem Bilde ist verzeichnet. Gewiß, das mußten die Pharisäer und Schriftgelehrten sich sagen: ein jeder von uns würde, wenn er sich als Herdenbesitzer in der eben geschilderten Lage befände, ganz so handeln, wie es in dem Bilde zur Darstellung gebracht ist.

Nun macht Jesus in einem kurzen Schlußworte die Anwendung seines Gleichnisses. „Ich sage euch", spricht er mit gehobener Stimme, „also wird auch Freude im Himmel sein über Einen Sünder, der Buße thut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen." Das anwendende Schlußwort zeigt, was der Herr mit seinem Bilde meinte: die hundert Schafe waren ihm das Bild für die Menschen; unter dem Herdenbesitzer aber verstand er Gott, und mit dem verlorenen Schafe meinte er den Sünder, der von den Wegen des Rechts, der Frömmigkeit und Tugend abgewichen ist und in der Irre dem Verderben entgegengeht. Ist auch die Zahl der Menschenkinder groß, sehr groß, die der Vater im Himmel

als treuer Hirte auf grüner Aue weidet und zum frischen Wasser führet (Ps. 23, 2), so bemerkt doch sein immer waches Auge auch den Verlust einer einzigen Menschenseele, die auf den Weg der Sünde und damit ins Verderben geraten ist. Aber weil der treue Seelenhirte dies bemerkt und weil er in seiner unbegrenzten Liebe keinen einzigen Menschen verloren gehen lassen will, darum geht er jedem Verirrten nach und sucht ihn wieder zu finden. Und wenn ihm dies endlich durch die mancherlei Veranstaltungen, die er trifft (genauere Ausführung an konkreten Beispielen!) gelingt, wenn der Eine Sünder, dem gerade jetzt seine suchende und rettende Liebe zugewandt ist, zur Buße sich kehret, dann nimmt er ihn voll Erbarmen und Gnade wieder an und auf, dann führt er ihn an sanfter Hand zurück zu den übrigen Genossen seines Reiches, dann ist, menschlich gesprochen, seine Freude und die Freude der seligen Geister des Himmels über den Einen bekehrten Sünder größer, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Gewiß, diese andern, deren hier vergleichungsweise gedacht wird, sind ja auch noch nicht völlig Sündlose, noch nicht in allen Stücken Vollkommene; auch sie haben noch dem einen, was not thut, nachzujagen („Es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten“, Röm. 3, 23); aber sie sind doch schon Gute auf dem Wege des Guten, sie haben sich doch Gott und seinem Reiche schon angeschlossen, sie stehen bereits im Genusse der Gerechtigkeitsfreuden, weil sie auf dem Wege der Buße schon Hungernde und Dürstende nach der Gerechtigkeit geworden sind und es in der Heiligung ihres Sinnes und Wandels immer mehr werden. Weil aber das alles bei ihnen schon der Fall ist, während dem einen, hier in Rede stehenden Sünder das alles bis dahin noch gemangelt hat, darum ist, nun er sich wieder hat finden lassen, die Freude bei Gott über diesen einen Geretteten größer als über viele andere, die den Frieden und die Freude seines Reiches schon genießen, wie die Freude des Herdenbesitzers über das eine wiedergefundene Schaf größer ist, als über die neunundneunzig nicht verirrten, die er auf der guten Weide weiß.

Wie herrlich hatte doch der Heiland vor den Pharisäern und Schriftgelehrten sein Verhalten gegen die Zöllner und Sünder gerechtfertigt! Wenn Gott so, wie es in dem lieblichen Bilde gezeigt wurde, den Sünder in treuer Vaterliebe sucht, bis er ihn findet, konnte da der eingeborene Sohn Gottes, der gekommen war zu „suchen und selig zu machen, das verloren ist“ (Luk. 19, 10), anders handeln? Und wenn Gott, wie wieder in dem Bilde dargethan war, über jeden einzelnen Sünder, der Buße thut und dadurch zeitlichem und ewigem Verderben entgeht, mit den seligen Geistern im Himmel die höchste Freude empfindet; wenn Gott diese Freude empfindet, weil er die Liebe ist (1. Joh. 4, 16), d. h. weil er lauter Liebe, eine heilige Liebe ist, die das heilige, göttliche, ewige, selige Leben der Geisterwelt will, — mußte er, der eingeborene Sohn Gottes, der von sich selbst sagt: „Ich und der Vater sind eins“ (Joh. 10, 30), und der das Ebenbild des unsichtbaren Gottes war (Kol. 1, 15), mußte er sich jetzt nicht

auch freuen, wenn er sah, daß nicht einer, sondern daß viele zu ihm kamen, um sich von ihm retten zu lassen? War darum nicht sein Verhalten den Zöllnern und Sündern gegenüber durchaus gerechtfertigt? Was konnten die Pharisäer und Schriftgelehrten auf diesen Nachweis einwenden? Mußten sie nicht verstummen?

Aber was haben wir aus dem herrlichen Gleichnisse vom verlorenen Schafe von neuem wieder gelernt? Gott ist die Liebe und nimmt sich in seiner Gnade und Barmherzigkeit der Sünder an, — das ist die trostreiche Wahrheit, die uns der Heiland in seiner schlichten und doch so überaus bedeutsamen bildlichen Darstellung abermals als frohe Botschaft verkündigt hat. Der Heiland nimmt sich der Sünder an und freut sich mit seinem himmlischen Vater über jedes verirrte Menschenkind, das sich von ihm finden und retten läßt, das ist die zur Buße und Besserung treibende Verkündigung, die uns aus dem eben behandelten Gleichnisse von neuem in überzeugender Weise entgegentönt. O, so laßt uns denn diese Wahrheiten stets beherzigen; laßt uns glauben, fest glauben an die rettende Liebe Gottes und des Heilandes, auf daß dieser Glaube für uns werde die treibende Kraft zu jeder guten That.

1. Joh. 4, 8f.: Gott ist die Liebe. Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen.

Ob bei uns ist der Sünde viel,
Bei Gott ist viel mehr Gnaden;
Sein Hand zu helfen hat kein Ziel,
Wie groß auch sei der Schaden.
Er ist allein der gute Hirt,
Der Israel erlösen wird
Aus seinen Sünden allen.

(Aus dem Liede: „Aus tiefer Not u. s. w."
von Luther, † 1546.)

Der verlorene Groschen.

(Luk. 15, 8—10.)

(V. 8) Oder welches Weib ist, die zehn Groschen hat, so sie der einen verlieret, die nicht ein Licht anzünde und kehre das Haus und suche mit Fleiß, bis daß sie ihn finde? (V. 9) Und wenn sie ihn gefunden hat, ruft sie ihren Freundinnen und Nachbarinnen und spricht: Freuet euch mit mir, denn ich habe meinen Groschen gefunden, den ich verloren hatte. (V. 10) Also auch, sage ich euch, wird Freude sein vor den Engeln Gottes über Einen Sünder, der Buße thut.

1. Wort- und Sacherklärung.

„Groschen"; im Grundtext: Drachme, eine griechische Silbermünze, welche zu jener Zeit auch bei den Juden im Umlaufe war. Ihr Wert betrug nach unserem Gelde etwa 70 Pfennig. — „zehn Groschen". Warum ist hier die Zahl der Groschen (Drachmen) viel niedriger gegriffen, als im vorhergehenden Gleichnisse die Zahl der Schafe? Dort war die Zahl so hoch gegriffen, um die Sorge für das eine verlorene Schaf recht hervor-

zuheben. Nun hat ja auch das einzelne Schaf an sich schon einen so bedeutenden Wert, daß, wenn eins verloren geht, die Bemühungen um seine Wiedergewinnung natürlich erscheinen. Anders liegt die Sache, wenn es sich um ein verlorenes Geldstück von dem geringen Wert einer Drachme handelt. Der Besitzer einer großen Summe von Drachmen kann die einzelne schon leichter vermissen. Nun zeigt aber ein Blick auf das Gleichnis, daß in demselben die Mühe des Suchens besonders lebendig geschildert ist. Das Weib zündet ein Licht an, um auch in die verborgensten Ecken und Winkel hineinzuleuchten; sie kehrt das ganze Haus und sucht so auf alle Weise und mit dem größten Eifer nach der verlorenen Drachme. Das in Rede stehende Geldstück, das an sich nur von geringem Werte war, mußte demnach in den Augen des Weibes einen recht hohen Wert haben, und der Grund hiervon konnte nur darin liegen, daß die Frau überhaupt nur zehn Drachmen besaß. Um daher das eifrige Suchen nach einer verlorenen Drachme nicht als übertrieben erscheinen zu lassen, durfte nur eine geringe Anzahl solcher Geldstücke als im Besitze der Frau befindlich gesetzt werden. — Es ist wunderbar, mit welcher Sicherheit Jesus seine Gleichnisse, die doch niemals das Produkt langen Sichbesinnens und sorgfältigen Ausarbeitens, sondern die frischen, reinen Gestalten des Augenblicks waren, zur Ausführung bringt, und wie fein er die einzelnen, selbst kleinsten Züge zu gestalten weiß, um ihnen das Gepräge der Natürlichkeit und vollsten Wahrheit zu geben. Ein solch feiner, in sich durchaus wahrer Zug im vorliegenden Gleichnisse ist außer dem eben besprochenen der andere, daß als handelnde Person nicht ein Mann, sondern ein Weib auftritt, indem ein so unermüdlicher Eifer des Suchens nach einem verlorenen Geldstücke einer Frau ungleich natürlicher ist als einem Manne. — „vor den Engeln"; d. i. bei den Engeln; die Engel freuen sich mit Gott, dessen Freude nicht aus- sondern eingeschlossen ist, über die Bekehrung auch des einzelnen Sünders. Die Worte besagen dasselbe, wie im vorhergehenden Gleichnisse der Ausdruck „im Himmel" (V. 7).

2. Veranlassung und Zweck des Gleichnisses.

Über beide Punkte können wir uns hier kurz fassen, denn was darüber zu sagen wäre, ist bereits in dem betreffenden Abschnitt zu dem vorausgegangenen Gleichnisse bemerkt worden. Dort ist dargethan worden, daß die beiden, eng mit einander verbundenen Gleichnisse dieselbe Veranlassung haben und denselben Zweck verfolgen. Was insbesondere ihre Übereinstimmung im Punkte des Zweckes betrifft, so tritt dieselbe schon in der Anknüpfung des zweiten Gleichnisses an das erste durch ein bloßes „oder" hervor. Durch diese Verbindung kehrt die belehrende Darstellung wieder zu ihrem ersten Ausgangspunkte zurück und ruft damit die Erwartung hervor, daß es sich in dem nun folgenden Beispiele um denselben Gegenstand, wenn auch in anderer Weise der Veranschaulichung, handeln werde. Dazu kommt die nach Form und Inhalt überaus große Ähnlichkeit der beiden Gleichnisse. In dem einen wie in dem andern ist die einleitende Frage eine ganz gleichartige; in dem einen

wie in dem andern bildet der Hinweis auf die Bemühungen um die Wiedergewinnung eines verloren gegangenen Eigentums und auf die Freude über den glücklichen Erfolg dieser Bemühungen den Mittelpunkt der Darstellung; in dem einen wie in dem andern Gleichnisse wird endlich dieselbe Schlußfolgerung gezogen. Das Gleichnis vom verlorenen Groschen soll daher ganz ebenso wie das Gleichnis vom verlorenen Schafe durch den Hinweis auf die suchende und rettende Liebe Gottes das Verhalten Jesu gegen die Zöllner und Sünder vor den Pharisäern rechtfertigen. Aber dann hätten wir ja in dem zweiten Gleichnisse nur eine Wiederholung der Gedanken des ersten vor uns? Das ist allerdings der Fall; aber dieselben Gedanken treten unter einem andern Bilde auf, und das macht die ganze Darstellung zu mehr als einer bloßen Wiederholung. Jesus verfährt hier in derselben Weise, wie man auch sonst bei der Beweisführung durch Beispiele zu verfahren pflegt. Auf das erste Beispiel läßt man gern noch ein zweites folgen, das die Richtigkeit der in Frage stehenden Sache noch schlagender darthut. Und so wählt auch Jesus hier mit gutem Bedacht nach dem ersten Bilde noch ein zweites, das er unmittelbar auf jenes folgen läßt und in welchem er namentlich durch die lebendige Schilderung der Mühe des Suchens nach dem verlorenen Gegenstand den Grundgedanken des ersten Bildes, die Wahrheit von der suchenden und rettenden Liebe Gottes gegen den Sünder, noch anschaulicher und überzeugender zur Darstellung bringt. In dieser Wiederkehr aber desselben Gedankens unter einer andern, noch mehr in die Augen fallenden bildlichen Form liegt gerade der Wert und die Bedeutung des zweiten Gleichnisses, zu dessen Auslegung wir nun übergehen.

3. Auslegung des Gleichnisses.

Mit einer Frage, ganz ähnlich jener, mit welcher der Herr das vorangegangene Gleichnis eingeleitet hatte, beginnt er das vorliegende. Wird nicht, so fragt er die umherstehenden Pharisäer und Schriftgelehrten, ein Weib, für das in der besonderen Lage, in der es sich befindet, auch die einzelne Drachme großen Wert hat, — wird nicht ein solches Weib, im Falle ihr eine Drachme verloren geht, auf ihr Wiederfinden allen Fleiß und den größten Eifer verwenden? Wird sie nicht in der Betrübnis über ihren Verlust ein Licht anzünden, um auch in die dunkelsten Ecken und verborgensten Winkel hineinzuleuchten, und wird sie nicht, wenn diese Art des Suchens ohne den gewünschten Erfolg bleibt, das Haus kehren und noch auf andere Weise sich alle Mühe geben, um das verlorene Eigentum wieder zu gewinnen? Und wenn ihr das endlich gelungen ist, was ist dann natürlicher, als daß sie in ihrer Freude über den glücklichen Fund ihre Freundinnen und Nachbarinnen zusammenruft, um durch deren Mitfreude ihre eigene Freude noch zu erhöhen? „Also auch, sage ich euch, wird Freude sein bei den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut"; mit diesen Worten giebt der Herr auch hier wieder den Schlüssel zur Deutung seines Bildes. Und was hatte er mit diesem Bilde gemeint, was hatte er daran den Pharisäern und Schriftgelehrten, die über sein Verhalten gegen die

Zöllner und Sünder murrten, zur Anschauung gebracht? Mußten sie nicht in dem im Staube liegenden und fast unkenntlich gewordenen Groschen das Bild des Sünders erblicken, der dadurch, daß er sich von Gott losgerissen hat und seine eigenen Wege gegangen ist, das Bild Gottes in sich getrübt und verunstaltet hat? Und war ihnen nicht in dem eifrigen Suchen des Weibes nach ihrem verlorenen Groschen die suchende und rettende Liebe Gottes auch gegen den einzelnen Sünder abermals und noch klarer und deutlicher als in dem vorhergehenden Bilde vor die Augen gemalt worden? Wenn aber Gott so, wie in dem neuen Bilde wiederholt gezeigt worden war, einer jeden Menschenseele, die vom Wege des Heils abgeirrt ist, sich annimmt, ihr nachgeht, sie sucht und sich freut, wenn sie von ihm sich finden und vom Verderben sich retten läßt, — war da nicht von Jesus nochmals und noch wirkungsvoller der Beweis geliefert worden, daß sein Verhalten gegen die Zöllner und Sünder durchaus gerechtfertigt sei? Wie urteilten die Pharisäer und Schriftgelehrten nun? Blieben sie noch immer bei ihrem Vorwurfe: „Dieser nimmt die Sünder an!"? Wir wissen es nicht, halten uns auch bei dieser Frage nicht länger auf, sondern richten unsere ganze, Geist, Herz und Gemüt in Anspruch nehmende Aufmerksamkeit auf die trostreiche und erhebende Wahrheit, die uns der Herr auch in seinem neuen Bilde zur Anschauung und zur Erkenntnis gebracht hat, auf die Wahrheit nämlich, daß Gott sich des Sünders in Gnade erbarmt und daß der Heiland gekommen ist, die Verlorenen zu suchen, die zerbrochenen Herzen zu heilen, den nach Hilfe und Rettung Suchenden Erlösung von ihrem Elend zu bringen. Weil uns aber der Heiland das alles in seinem Gleichnisse vom verlorenen Groschen abermals als feste, unumstößliche Wahrheit verkündigt hat, darum danken wir ihm von Grund unseres Herzens für dieses Evangelium im Evangelio, wie wir ihn loben und preisen dafür, daß er in seiner erbarmenden Liebe vom Himmel herabgekommen ist auf die Erde, um zu suchen und selig zu machen, das verloren ist.

1. Timoth. 1, 15: Das ist je gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.

Jesus nimmt die Sünder an!
Saget doch dies Trostwort allen,
Welche von der rechten Bahn
Auf verkehrten Weg verfallen.
Hier ist, was sie retten kann:
Jesus nimmt die Sünder an.

(E. Neumeister, † 1756.)

Der verlorene Sohn.

(Luk. 15, 11—32.)

(V. 11) Und er sprach: Ein Mensch hatte zwei Söhne; (V. 12) und der jüngste unter ihnen sprach zum Vater: Gieb mir, Vater, den Teil der Güter, der mir gehört. Und er teilte ihnen das Gut. (V. 13) Und nicht lange darnach sammelte der jüngste Sohn alles zusammen und zog ferne über Land, und daselbst brachte er sein Gut um mit Prassen. (V. 14) Da er nun alle das Seine verzehrt hatte, ward eine große Teuerung durch dasselbige ganze Land, und er fing an zu darben;

(V. 15) und ging hin und hängte sich an einen Bürger desselbigen Landes, der schickte ihn auf seinen Acker, die Säue zu hüten. (V. 16) Und er begehrte seinen Bauch zu füllen mit Träbern, die die Säue aßen, und niemand gab sie ihm. (V. 17) Da schlug er in sich und sprach: Wie viele Taglöhner hat mein Vater, die Brot die Fülle haben; und ich verderbe im Hunger. (V. 18) Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt in dem Himmel und vor dir (V. 19) und bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße; mache mich als einen deiner Tagelöhner. (V. 20) Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater. Da er aber noch fern von dannen war, sah ihn sein Vater und jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals und küßte ihn. (V. 21) Der Sohn aber sprach zu ihm: Vater, ich habe gesündigt in dem Himmel und vor dir, ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße. (V. 22) Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringet das beste Kleid hervor und thut ihn an und gebet ihm einen Fingerreif an seine Hand und Schuhe an seine Füße. (V. 23) Und bringet ein gemästet Kalb her und schlachtet es. Lasset uns essen und fröhlich sein, (V. 24) denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden. Und fingen an fröhlich zu sein. (V. 25) Aber der älteste Sohn war auf dem Felde, und als er nahe zum Hause kam, hörte er das Gesänge und den Reigen (V. 26) und rief zu sich der Knechte einen und fragte, was das wäre. (V. 27) Der aber sagte ihm: Dein Bruder ist gekommen, und dein Vater hat ein gemästet Kalb geschlachtet, daß er ihn gesund wieder hat. (V. 28) Da ward er zornig und wollte nicht hinein gehen. Da ging sein Vater hinaus und bat ihn. (V. 29) Er antwortete aber und sprach zum Vater: Siehe, so viele Jahre diene ich dir und habe dein Gebot noch nie übertreten; und du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre. (V. 30) Nun aber dieser dein Sohn gekommen ist, der sein Gut mit Liederlichkeit durchgebracht hat, hast du ihm ein gemästet Kalb geschlachtet. (V. 31) Er aber sprach zu ihm: Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein. (V. 32) Du solltest aber fröhlich und gutes Mutes sein, denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wieder gefunden.

1. Wort- und Sacherklärung.

„Gieb mir, Vater, den Teil der Güter (des Vermögens), das mir gehört"; das mir zukommt. Nach dem hebräischen Erbrecht (5. Mos. 21, 17) erhielt bei der Verteilung des väterlichen Vermögens der erstgeborene Sohn als der Haupterbe das Doppelte von dem, was einem jeden nachgeborenen Sohne zufiel. Im vorliegenden Falle hatte also der ältere Sohn zwei Drittel, der jüngere dagegen nur ein Drittel des Vermögens zu erwarten. Dieses ihm einst zufallende Erbteil will der jüngere Sohn schon jetzt, noch bei Lebzeiten des Vaters, haben, um darüber frei schalten und walten zu können. — „teilte ihnen das Gut"; das Vermögen. Der Vater gab also dem Verlangen des Sohnes nach, händigte ihm das ihm zukommende Erbteil ein, ohne daß er auch jetzt schon das übrige Vermögen dem ältesten Sohne übergeben hätte. Der Stamm des Vermögens blieb vielmehr noch einstweilen im Besitze des Vaters (V. 29), war nun aber ausschließlich das spätere Eigentum des bei ihm bleibenden älteren Sohnes. — „brachte er sein Gut um mit Prassen"; vergeudete er sein Vermögen, brachte er sein Geld und Gut in maßloser Verschwendung durch. — „und er fing an zu darben"; er litt an dem zum Leben Notwendigsten Mangel. — „hängte sich an einen Bürger desselbigen Landes"; drängte sich einem Bürger des Landes auf, wandte sich mit anhaltendem, dringendem

Bitten an diesen Bürger um Hilfe. — „die Säue zu hüten“; der Bürger, an welchen sich der Bittende wandte, nahm ihn zwar endlich in seinen Dienst, wies ihm aber eine Beschäftigung zu, die nicht nur an sich sehr niederer Art war, sondern die auch nach jüdischen Begriffen geradezu als schimpflich galt. Das Schwein sollte als unrein gelten, sein Fleisch durfte nicht gegessen werden (3. Mos. 11, 7; 5. Mos. 14, 8). — „Und er begehrte seinen Bauch zu füllen mit Träbern, die die Säue aßen (fraßen)“; die Träber (richtiger: Treber), ein nur im Plural gebräuchliches Substantiv, bezeichnet die Hülsen von Ausgebrautem, Ausgebranntem oder Ausgekochtem. Das Wort im Urtext, welches Luther mit „Träber“ übersetzt hat, bezeichnet die Hülsenfrüchte des in Palästina und in anderen Ländern ums Mittelmeer vorkommenden Johannisbrotbaumes, die als Futter für Pferde, Rindvieh und Schweine dienten und nur von ganz armen Menschen genossen wurden. Mit dem an sich unedlen Ausdrucke „seinen Bauch zu füllen“, welcher Ausdruck für „sich sättigen“ steht, soll das Entwürdigende ausgedrückt werden, das für den Darbenden im Stillen seines Hungers mit solcher Speise lag. — „und niemand gab sie ihm“; wörtl.: „und niemand gab ihm“; d. h. niemand kümmerte sich um den Hungrigen, dem es eine Wohlthat gewesen wäre, wenn man ihm von der Frucht des Johannisbrotbaumes gegeben hätte, welche die abends heimgetriebenen Schweine bekamen. — „Da schlug er in sich“; wörtl.: „da ging er in sich“; da kam er zu sich selbst, besann er sich auf seine Lage und auf die Ursache, wodurch dieselbe herbeigeführt worden war. — „und ich verderbe im Hunger“; ich verschmachte vor Hunger. — „ich habe gesündigt in dem Himmel (wörtl.: „gegen den Himmel“) und vor dir“; ich habe gegen Gott, den Herrn des Himmels, und gegen dich, den Stellvertreter Gottes, gesündigt. Eine Übertretung des 4. Gebotes ist eine Versündigung gegen Gott und die Eltern zugleich. — „mache mich als einen deiner Tagelöhner“; der Sohn will sagen: nicht das kann ich von dir erwarten, daß du mich wieder als Sohn annehmest; stelle mich, den vor Hunger Umkommenden, nur einem deiner Tagelöhner gleich, die Brot die Fülle haben (V. 17). — „Da er aber noch fern von dannen war, sah ihn sein Vater“; als er in die Nähe des väterlichen Hauses kam, wurde ihn der Vater gewahr. Es ist nicht die Meinung, daß sich der Vater zufällig außerhalb des Hauses befunden und nun den heimkehrenden Sohn erblickt habe, sondern der Vater wird dargestellt als die Zurückkunft des Verirrten mit sehnsüchtigem Verlangen erwartend. Deswegen schaut er auch heute wieder nach ihm aus. — „und jammerte ihn“; beim Anblick des erbarmungswürdigen Zustandes, in dem sich der zurückkehrende Sohn befand, fühlte der Vater das tiefste Mitleid mit ihm. — „Vater, ich habe gesündigt u. s. w. — heiße“; die Worte: „mache mich, wie einen deiner Tagelöhner“, fallen hier weg, weil der Vater in überwallender Liebe zu dem heimgekehrten Sohne diesen seine Bitte nicht aussprechen läßt. — „Aber der Vater sprach zu seinen Knechten“; die Knechte befinden sich in der Nähe, oder der nun folgende Befehl des Vaters wird von diesem erst an

die Knechte gerichtet, als er den Sohn in das Haus hineinbringt. — „Bringet das beste Kleid hervor" (heraus); nämlich aus dem Behältnis, wo die Kleider des Hauses aufbewahrt waren. Unter dem besten Kleide ist nicht das beste Gewand unter den vorhandenen Gewändern überhaupt zu verstehen. Das im Grundtext für Kleid gebrauchte Wort bezeichnet das lange, bis zu den Füßen reichende Oberkleid der vornehmen Stände. Ein solches Kleid und zwar das beste unter den vorhandenen Oberkleidern sollen die Knechte herbeibringen und es dem Sohne anlegen; sie sollen ihn also auch, um ihn als Sohn des Hauses in hervorragender Weise zu ehren, bedienen. Zu gleichem Zwecke sollen sie ihn mit einem Ring (Siegelring) und mit Sandalen versehen, welch letztere zur Tracht eines Mannes von Stande gehörten, während die Sklaven gewöhnlich barfuß gingen. — „ein gemästet Kalb"; wörtl.: „das gemästete Kalb"; das im Stalle gerade bereitstehende Kalb, das behufs einer Freudenmahlzeit gemästet worden war. — „Lasset uns essen und fröhlich sein"; alle Hausgenossen sollen sich mitfreuen. Der Grund der Freude, die vor allem das Herz des Vaters erfüllt, wird von diesem mit den Worten ausgedrückt: „denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wieder gefunden worden". Der Sohn war tot und verloren auf den Wegen der Sünde, die er bisher gewandelt war; nun ist er durch seine Umkehr in den Zustand neuen Lebens gelangt, er ist wieder lebendig geworden und ist gefunden worden. Nach biblischem Sprachgebrauche ist Tod und Leben die Bezeichnung von Sünde und Bekehrung (Eph. 2, 1; 1. Timoth. 5, 6 u. s. w.) — „das Gesänge (die Musik) und den Reigen (den Tanz)"; Musik und Tanz waren bei den Gastmählern der Alten gebräuchlich (vgl. Matth. 14, 6). — „Dein Bruder ist gekommen u. s. w. — daß er ihn gesund wieder hat"; der Knecht giebt dem Fragenden einfach Auskunft über die Veranlassung des Festmahles; für den tieferen Grund der Freude des Vaters fehlt ihm das rechte Verständnis, und darum sagt er nur: „daß er ihn gesund wieder hat". — „ein gemästet Kalb"; wie oben: „das gemästete Kalb". — „Da ward er zornig"; worüber? Weil der Vater dem Bruder, dessen bisheriges schlechtes Betragen doch bekannt war, seine Vergehungen so leicht verziehen und ihm einen solchen Empfang bereitet hat. — „und wollte nicht hinein gehen"; wollte sich nicht mitfreuen. — „Da ging sein Vater hinaus und bat ihn"; der Vater hat inzwischen von der Heimkehr des älteren Sohnes gehört und redet ihm nun freundlich zu, an der allgemeinen Festfreude teilzunehmen. — „Siehe, so viele Jahre diene ich dir und habe dein Gebot noch nie übertreten"; in erregtem Tone rückt der Sohn dem Vater die langjährigen tadellosen Dienste vor, die er ihm geleistet hat. Die Worte drücken Selbstgefälligkeit und Tugendstolz aus. — „und du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich u. s. w."; mir, dem allezeit braven und gehorsamen Sohne, das will der vor Zorn und Ärger Erregte sagen, hast du bisher auch ganz geringe Mittel zur Abhaltung eines Freudenmahles vorenthalten; dem Zurückgekehrten dagegen,

— er verweigert diesem aus Verachtung und Neid den Brudernamen — der sein Gut auf leichtfertige Weise durchgebracht hat, veranstaltest du ein glänzendes Fest. Der Sohn beschuldigt damit den Vater der Parteilichkeit und der Ungerechtigkeit. — „Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein"; welch ein Kontrast in Wort und Ton zwischen dem, was der Vater, und dem, was der Sohn spricht! Während dieser, aufs heftigste erregt, gegen den Vater bittere Vorwürfe erhebt, antwortet ihm letzterer in der liebreichsten Weise; er redet ihn in mildem Tone mit „mein Sohn" an und sucht ihn dann zu überzeugen, daß er zu seinen Vorwürfen gar keinen Grund habe. Er sagt zunächst zu ihm: „du bist allezeit bei mir", womit er ihm zum Bewußtsein bringen will, daß sein beständiges Zusammenleben mit ihm, dem Vater, bisher ein Glück für ihn gewesen sei, bei dessen Genuß es eines besonderen Lohnes für seine geleisteten Dienste nicht noch bedurft hätte. Dies umsoweniger, als es dem Sohne bisher an nichts gemangelt habe, indem er ja thatsächlich im Mitbesitze und Mitgenusse alles väterlichen Gutes gestanden habe und noch immer stehe („und alles, was mein ist, das ist dein"). — „Du solltest aber fröhlich u. s. w. — gefunden"; nachdem der Vater sich gegen den Vorwurf gerechtfertigt hat, daß er den älteren Sohn bisher in der Vorenthaltung einer besonderen Gunst und eines besonderen Lohnes vernachlässigt habe, führt er demselben in seinem Schlußworte noch zu Gemüt, daß er, statt dem veranstalteten Freudenfeste gegenüber zu zürnen und zu murren, sich im Hinblick auf die Veranlassung dieses Festes der aufrichtigsten Mitfreude hingeben müßte, indem ja in dem Zurückgekehrten, wie dem Vater der Sohn, so ihm der Bruder wieder geschenkt sei.

2. Veranlassung und Zweck des Gleichnisses.

In den beiden Gleichnissen vom verlorenen Schaf und vom verlorenen Groschen hatte Jesus durch den Hinweis auf die suchende und rettende Liebe Gottes gegen den Sünder und auf seine Freude über ihn, wenn er Buße thut, sein Verhalten gegen die Zöllner und Sünder vor den Pharisäern und Schriftgelehrten gerechtfertigt; er hatte diese in seiner bildlichen Rede zugleich erkennen lassen, wie weit sie davon entfernt seien, die rechte Stellung gegen jene Leute einzunehmen. Wenn die Pharisäer und Schriftgelehrten Menschen von rechter Art gewesen wären, dann würden sie sich darüber gefreut haben, daß die Zöllner und Sünder durch ihr Kommen zu Jesu den ernsten Willen zu erkennen gaben, von ihren Sünden zu lassen und zu Gott sich zu bekehren, und Jesu würden sie es gedankt haben, daß er sich dieser nach Hilfe und Rettung verlangenden Menschen so liebreich annahm. Aber statt Freude über das Kommen der Zöllner und Sünder zu empfinden, geben die Pharisäer und Schriftgelehrten in ihren Herzen dem Gefühle bitteren Unmuts Raum, und statt es lobend anzuerkennen, daß Jesus den Nahenden freundlich entgegen kam, überhäuften sie ihn mit Vorwürfen. Wie unrecht sie an beidem thaten, das hatte ihnen Jesus schon in den beiden vorangegangenen Gleichnissen nahe gelegt; das sollte ihnen aber zu ihrer Be-

schämung und Bestrafung noch eindringlicher dargethan werden, und daher brachte Jesus im Anschlusse an jene Gleichnisse noch ein drittes, das vom verlorenen Sohne, zum Vortrag, dem er im Unterschied zu jenen beiden Bilderreden die Form einer ausgeführten Erzählung gab. Im ersten Teile derselben schildert er die herzliche Aufnahme, die ein Vater dem jüngeren seiner beiden Söhne zu teil werden ließ, der sich an ihm durch sein Fortgehen von ihm und durch den schlechten Lebenswandel, den er in der Fremde geführt, schwer versündigt hatte, nun aber reumütig und um Hilfe und Rettung flehend zu ihm zurückgekehrt war. Im zweiten Teile der Erzählung schildert er dann im Gegensatze zu der erbarmenden Liebe des Vaters die unbrüderliche Härte des älteren Sohnes des Hauses, die dieser durch Wort und That zu erkennen gab, als er erfuhr, welcher Empfang dem zurückgekehrten Bruder zu teil geworden war. An dem Beispiel des Vaters sollte den Pharisäern und Schriftgelehrten von neuem das Verhalten Gottes gegen den bußfertigen Sünder zur Anschauung gebracht werden; an dem Beispiel des älteren Bruders aber sollte ihnen das Bild ihres Verhaltens gegen die hier anwesenden, in der Umkehr begriffenen Zöllner und Sünder vor die Augen gehalten werden. Wie häßlich und durchaus verwerflich dieses ihr Verhalten sei, zu dieser Erkenntnis mußten sich die Pharisäer und Schriftgelehrten durch den scharfen Gegensatz, in dem im Bilde ihre Härte und Lieblosigkeit zu der erbarmenden Vaterliebe Gottes dargestellt war, mit innerer Notwendigkeit getrieben fühlen, und eben darauf hatte es Jesus mit dem Vortrage des neuen Gleichnisses hauptsächlich abgesehen. Den Pharisäern das Gewissen zu schärfen, ihnen zu ihrer Beschämung und Bestrafung die Verwerflichkeit ihres Verhaltens gegen die reumütigen Zöllner und Sünder zum Bewußtsein zu bringen, das war also der eigentliche Zweck, zu welchem ihnen Jesus im Anschlusse an die beiden vorangegangenen Gleichnisse noch das vom verlorenen Sohne vortrug.

Man hat dieses Gleichnis die Krone und Perle unter den Gleichnissen Jesu genannt. Diese Bezeichnung verdient es in hohem Grade und zwar ebensowohl wegen seiner vollendeten Form als wegen der Tiefe seines Inhaltes. Wie einfach, wie kurz und bündig und doch wie anschaulich und lebendig ist alles darin dargestellt! Da ist kein Strich und kein Zug in dem ganzen Bilde, der nicht die Aufmerksamkeit erregte und der Phantasie einen weiten Spielraum ließe. Und von welcher Gewalt und Tiefe sind erst die Gedanken und Wahrheiten, die der Herr hier in kurzen, schlichten Worten zum Ausdrucke gebracht hat! Ihre Bedeutung, die sie für die Pharisäer und Schriftgelehrten hatten, haben sie behalten und werden sie behalten für alle Menschen zu allen Zeiten. Möge sich ihre göttliche Kraft bei der nun folgenden weiteren Besprechung des Gleichnisses auch an unseren Herzen recht wirksam erweisen!

3. Auslegung des Gleichnisses.

Nach den einleitenden Worten des Gleichnisses hatte ein Vater zwei Söhne. Von dem jüngeren ist zuerst die Rede; aber was zunächst von ihm erzählt wird, mißfällt uns im höchsten Grade. Niedrige Selbstsucht hat in seinem Herzen die Liebe zum Vater und den kindlichen Gehorsam gegen ihn erstickt; seine Seele ist von Leichtsinn und ungezügelter Sinnenlust erfüllt, darum will er fort aus dem Vaterhause, dessen Ordnungen und fromme Sitten er als drückende Last empfindet; er will fort hinaus in die Fremde, um dort sein eigener Herr zu sein und nach freiem Belieben über sein Besitztum schalten und walten zu können. In einem Tone, wie er dem Kinde dem Vater gegenüber nimmer geziemt, begehrt er sein Erbteil, und nachdem ihm dieses eingehändigt worden ist, sammelt er alles zusammen und zieht in ein fernes Land. Ob auch der Vater bitteres Weh und Leid empfindet, als er den Sohn so von sich scheiden sieht, darnach fragt dieser nicht, und auch darüber setzt er sich hinaus, daß er sich gegen den Vater durch die Art und Weise, wie er ihn verläßt, des gröbsten Undanks schuldig macht. Er denkt nur an sich; nur auf das, was ihm gefällt und seine Begierden und Lüste reizt, nur darauf allein ist sein Sinnen und Trachten gerichtet, andere Rücksichten kennt er nicht.

Wer ist dieser Sohn im Gleichnisse, dessen Gesinnungs- und Handlungsweise uns mit so tiefem Widerwillen erfüllt? Er ist das Bild des Menschen, wenn er von Gott, der im Gleichnisse unter dem Bilde des Vaters dargestellt ist, durch die Sünde sich trennt; er ist das Bild des Sünders, wenn die Selbstsucht eine solche Macht über ihn gewonnen hat, daß die Liebe zu Gott in seinem Herzen erloschen ist. Ein solcher Mensch will nur sich selber leben und ist daher nicht geneigt, sich Gott hinzugeben und seinem Dienste sich zu weihen; in der Unterordnung seines Willens unter das göttliche Gesetz findet er eine ihm lästige Beschränkung seiner Triebe und Neigungen, und darum setzt er den eigenen Willen dem Willen Gottes entgegen; er reißt sich los von Gott und betritt in seinem Thun und Lassen die Wege der eigenen Wahl. Findet er auf diesen Wegen der Ungebundenheit und der Willkür, was er sucht? Führen sie ihn zum Heil oder zum Verderben? Die Antwort auf diese Frage möge uns die Geschichte jenes Sohnes geben, der von seinem Vater sich trennte.

Von diesem Sohne wird weiter erzählt, daß er in dem fremden Lande, in das er gezogen war, sein Gut umbrachte mit Prassen. Er wurde also ein Verschwender, brachte sein Geld und Gut in leichtfertigem Genußleben durch. Daß er dies that, das kann uns nicht wunder nehmen, das ließ sich von ihm erwarten. War er doch nun der väterlichen Aufsicht enthoben und konnte er doch jetzt thun, was er wollte. Dazu fanden sich Freunde und Genossen, die ihn für sich einzunehmen wußten, und die es verstanden, seine sinnlichen Lüste und Begierden noch mehr zu reizen. „Komm und laß uns thun, was uns gelüstet, laß uns wohlleben, so lange wir jung sind", so mögen sie ihm zugerufen haben, und in voller Ungebundenheit

wurde genossen, was sich ihnen an Freude und Lust darbot. Es war ein herrliches Leben, das der Jüngling nach seiner Meinung führte; das Erwachen aus diesem Wahne sollte ihn aber mit Schrecken erfüllen. Denn es dauerte nicht lange, da waren Geld und Gut dahin, und mit dem Wohlleben hatte es nun ein Ende. Und die Freunde und Genossen? Als er diesen nichts mehr zu bieten vermochte, da verließen sie ihn: arm und verlassen stand er nun in dem fremden Lande da. Die schlimme Lage aber, in die er sich gebracht hatte, sollte noch drückender für ihn werden; er sollte die Folgen seines Abfalls vom Vater noch bitterer zu schmecken bekommen. Als er nichts mehr hatte und es ihm am Notwendigsten zum Leben fehlte, entstand in dem Lande, in dem er sich befand, eine große Teuerung, und damit kam Not und Elend jeglicher Art über ihn. Was sollte er beginnen? Umkehren zum Vater, bei dem Hilfe zu finden war? Aber nein, das widerstrebte ihm, da hätte es ja geheißen, der Freiheit des eigenen Willens zu entsagen und der häuslichen Zucht und Ordnung sich von neuem zu unterwerfen. Noch gab es andere Mittel für ihn, um vor diesem lästigen Zwange sich zu bewahren, mochte die Anwendung dieser Mittel auch zur tiefsten Erniedrigung führen. Dazu ließ sich hoffen, daß die augenblickliche Not vorübergehen werde, und kamen wieder bessere Zeiten, dann begann auch wieder ein neues Leben voll Freude und Lust. So mochte der leichtsinnige Jüngling gedacht haben, und mit Unterdrückung des letzten Restes von Ehrgefühl, das noch in ihm lebte, drängte er sich *einem* Bürger des fremden Landes auf und ließ es sich gefallen, daß *dieser ihn* zum Schweinehüten gebrauchte. Welche Erniedrigung für den Sohn eines reichen, angesehenen Vaters, und trotz dieser Erniedrigung, welches Elend noch immer! Denn der Hunger blieb dem Jüngling ungestillt, obwohl er einen Dienst versah, zu dem sich in seinem Heimatlande auch der geringste seiner Glaubensgenossen nicht hergegeben hätte; bei dem kärglichen Lohne, den er erhielt, hätte er sich gern von dem Futter gesättigt, das die abends heimgetriebenen Schweine bekamen; aber so entwürdigend auch dies für ihn gewesen wäre, selbst solche Speise blieb ihm versagt. Die Bewohner des Landes, unter denen er lebte, kannten zwar seine Not und wußten von seinem Elend, aber niemand erbarmte sich seiner. War er doch ein Fremder und dazu ein Taugenichts. Was brauchte man sich um einen solchen verkommenen Menschen zu bekümmern; der mochte sehen, wie er zurecht kam. So steht denn dieser im Vaterhause ehemals so glückliche Sohn jetzt vor uns als das Bild unsäglichen Jammers; er ist in Wahrheit ein verlorener Sohn geworden, denn sein Geld und Gut ist fort, und seine Ehre ist verloren; die guten Freunde, denen er in den Tagen des Reichtums viele fröhliche Stunden bereitet hatte, haben ihn verlassen, und wo er jetzt um Hilfe flehend anklopft, da wird er kalt zurückgewiesen. In dem allem mußte nun der Unglückliche die Folgen seines Abfalls und seiner Trennung vom Vater hinnehmen; er hatte frei sein wollen, und war ein Sklave seiner Begierden und Leidenschaften geworden; er hatte sein eigener Herr sein wollen, und mußte nun elende Knechtsdienste thun; er hatte die Freuden

und die Lust der Welt genießen wollen, und konnte nun den bittersten Hunger nicht stillen; von Stufe zu Stufe war er immer tiefer herabgesunken, das Maß seines Elends war voll. Was sollte aus ihm werden?

Wir haben vorhin gehört, daß der verlorene Sohn bei seiner Trennung vom Vater das Bild des Sünders darstellt, wenn dieser die Selbstsucht eine solche Macht über sich hat gewinnen lassen, daß er von Gott sich losreißt und seine eigenen Wege geht. Wohin es dann mit dem von Gott Abgefallenen kommen kann und wohin es mit ihm in Wirklichkeit leider nur zu oft kommt, das wird in dem eben besprochenen Abschnitt der Geschichte jenes Sohnes mit lebendigen Farben zur Darstellung gebracht. Im Bilde tritt uns der Sünder zunächst in seinem sinnlichen Genußleben entgegen, und wir sehen, wie er von den ihm verliehenen Gaben und Kräften den schnödesten Mißbrauch macht. Losgelöst von Gott und nur auf sich selbst gestellt, fragt er nicht mehr darnach, was ihm zu thun erlaubt und was ihm verboten ist; nur was ihm angenehm dünkt, ruft ein Begehren in seiner Seele hervor; was dagegen Anstrengung kostet und Selbstverleugnung erheischt, das weist er von sich ab. Bei diesem Leben des Sichgehenlassens und der Pflichtvergessenheit findet er auch Freunde und Genossen; aber ihr Einfluß auf ihn trägt nur dazu bei, ihn auf den Wegen der Gottvergessenheit noch weiter zu treiben, und so giebt er sich denn endlich in voller Ungebundenheit der Sünde hin, in deren Dienst er die Kräfte des Körpers und des Geistes, die ihm zum Gebrauche für höhere und edlere Zwecke verliehen waren, vergeudet. Doch ob dem gottentfremdeten Menschen das Leben, das er führt, auch noch so angenehm dünkt, — es kommt die Zeit, wo er die Wahrheit des Schriftwortes erfährt: „Die Sünde ist der Leute Verderben.“ Wenn ihm auf den Wegen der Genußsucht und der Pflichtvergessenheit die Güter des äußeren Lebens: Gesundheit, Vermögen, Ehre und ein guter Namen verloren gegangen sind, und wenn es in seinem inneren Leben unter der Macht der ihn beherrschenden Leidenschaften öde, wüst und leer geworden ist; wenn die Schlechten nichts mehr von ihm wissen wollen, weil er ihnen lästig geworden ist, und die Guten ihn zurückweisen, weil sie Schaden von ihm fürchten: dann bekommt er die Früchte seiner Gottlosigkeit zu schmecken, dann wird er sich seines inneren und äußeren Elends bewußt, und in mehr als einer Hinsicht fängt er an zu darben. Noch wäre es Zeit für ihn umzukehren und Heil und Rettung bei dem zu suchen, bei welchem allein Heil und Rettung zu finden ist; aber der Trotz seines Herzens ist oft auch dann noch nicht völlig gebrochen; er will dem Eigenwillen noch immer nicht entsagen, und so sinkt er, wie der verlorene Sohn im Gleichnisse, noch tiefer herab und giebt sich zuletzt zum Niedrigsten und Gemeinsten her. Ob es in diesem Zustande noch Rettung für ihn giebt? Darüber möge uns wieder die Geschichte vom verlornen Sohne, zu der wir zurückkehren, belehren.

Als dieser in seinem Elend nicht mehr wußte, wo aus und ein, da kam er endlich zur Besinnung. Er ging in sich, dachte über seine Lage nach und hielt Rechnung mit sich. Was war ich? — und was ist

aus mir geworden? — diese Fragen fielen ihm jetzt schwer aufs Herz. Das Gefühl seines Elends brachte er in den Worten zum Ausdruck: „Wie viele Tagelöhner hat mein Vater, die Brot die Fülle haben, und ich verderbe im Hunger.“ Aber was hatte ihn denn um das Glück im Vaterhause gebracht und solchen Jammer über ihn herbeigeführt? War es nicht seine Selbstsucht, die ihn veranlaßt hatte, vom Vater sich zu trennen und die Wege des Leichtsinns und der Pflichtvergessenheit zu betreten, auf denen er tiefer und tiefer sank, bis er im elenden Knechtsdienste der bittersten Not sich preisgegeben sah? In ihrer ganzen Größe kam ihm jetzt seine Schuld zum Bewußtsein, und bitter bereute er alles, was er gethan. Aber damit fand er noch keine Erlösung aus seiner Not, und doch sehnte er sich nach solcher Erlösung, wie er sich noch niemals nach etwas anderem gesehnt hatte. Da faßt er endlich, ermutigt durch den Glauben an die erbarmende Liebe des Vaters, den Entschluß, ins Vaterhaus zurückzukehren. Der Vater wird mich nicht verstoßen, wo sich alle Welt von mir abwendet, in dieser festen Zuversicht spricht er: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen!“ Freilich, darüber war er sich klar, mit den Ansprüchen eines Sohnes konnte er unter den schweren Versündigungen, deren er sich gegen Gott und den Vater schuldig gemacht hatte, vor diesen nicht hintreten, aber das will er auch nicht; er will offen und ohne jede Beschönigung und Entschuldigung sein Unrecht bekennen und den Vater in Demut nur um Gewährung dessen bitten, was den Tagelöhnern in seinem Hause zu teil ward. „Ich will sagen zum Vater“, spricht er bei sich selbst, nachdem er den Entschluß zur Rückkehr gefaßt hat: „Vater, ich habe gesündigt in dem Himmel und vor dir und bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße; mache mich als einen deiner Tagelöhner“. Was aber so bei dem Sohne innerlich zum lebendigen Gefühle, zur Erkenntnis und zum Vorsatze gekommen war, das brachte er auch durch die That zur Ausführung; der Einkehr in sich folgte die Umkehr von seinen Irrwegen und die Rückkehr zum Vater. Denn es heißt im Gleichnisse: „Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater.“ Dieser hatte die Rückkehr des verirrten Sohnes schon lange mit Sehnsucht erwartet und war auch heute wieder hinausgegangen, um nach ihm auszuschauen. Was sieht er da? Der Sohn kommt daher, aber wie kommt er! In das Gewand eines Bettlers gehüllt, bleich und entstellt von Hunger und Kummer und den Blick zur Erde gesenkt. Tiefes Mitleid ergreift den Vater. Er eilt dem Sohne entgegen, und noch ehe dieser ein Wort hat sagen können, fällt er ihm um den Hals und küßt ihn. Diese unerwartete, weil ganz unverdiente Liebe, die kein Wort des Vorwurfs hat, sondern den Sohn so empfängt, als hätte er nie einen Fehler begangen, bricht diesem vollends das Herz. Tief bewegt stammelt er die Worte: „Vater, ich habe gesündigt in dem Himmel und vor dir und bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße“; aber die demütige Bitte: „Mache mich als einen deiner Tagelöhner“, schneidet ihm der Vater ab mit dem Befehle an die Knechte, den Zurückgekehrten aufs beste zu kleiden, ihn auch mit allen weiteren Zeichen seines früheren Standes und Ansehens zu versehen und

ein gemeinsames Freudenfest zu veranstalten. Hat doch der Vater den Sohn nun wieder, und freut er sich doch über dessen reumütige und demütige Wiederkehr ins Vaterhaus, als ob er ihm vom Tode wieder zu neuem Leben erstanden wäre. Welche Fülle von Liebe und Erbarmen tritt uns in dem Verhalten des Vaters gegen den Sohn entgegen! Wie fühlen wir uns zu diesem Vater hingezogen und wie sehr danken wir es ihm, daß er den heimgekehrten Sohn so liebevoll auf- und annahm und ihn damit vor völligem Verderben bewahrte! Aber nun erinnern wir uns auch wieder, daß wir hier eine erdichtete Erzählung, ein Gleichnis, vor uns haben, und daß unter dem herzerquickenden Bilde des Vaters Gott, unser aller Vater im Himmel, dargestellt ist.

Wir haben vorhin, als wir den Sünder auf dem Wege seiner Gottentfremdung immer tiefer herab sinken sahen, die Frage aufgeworfen, ob es für ihn in diesem Zustande noch Rettung gäbe. Diese Frage können wir jetzt mit einem entschiedenen Ja beantworten, denn in dem eben besprochenen Abschnitt des Gleichnisses hat der Heiland an dem Bilde des Vaters die Wahrheit dargethan, daß das Erbarmen Gottes gegen den Sünder, selbst wenn dieser auf seinen Irrwegen sich noch soweit von ihm entfernt hat, unaussprechlich groß ist. Freilich ist dieses Erbarmen, wie in dem Bilde ebenfalls gezeigt wurde, an die Bedingung geknüpft, daß der Sünder Buße thut. Wenn er aber diese Bedingung erfüllt, wenn er, wie der verlorene Sohn im Gleichnisse, vom Gefühle seines Elendes sich lebendig durchdringen und von diesem Gefühle zur Erkenntnis seiner Schuld sich treiben läßt; wenn er dann weiter, wie jener Sohn, aus tiefer Sehnsucht nach dem einst besessenen und nun verlorenen Glück und Frieden und im Glauben an die erbarmende Liebe Gottes von seinen Irrwegen sich abwendet und reumütig und demütig zu Gott wieder zurückkehrt: dann darf er der gnädigen Auf- und Annahme seitens des Vaters im Himmel gewiß sein, dann findet er reiches Erbarmen bei Gott, ob ihn die Last seiner Sünden und seiner Schuld auch noch so schwer drückt. Denn „Gott ist die Liebe", so lehrt und predigt der Heiland auch wieder im vorliegenden Gleichnisse; Gottes reiches Vaterherz kann des Sünders nicht vergessen, wie weit sich dieser auch von ihm entfernt hat; in seiner suchenden und rettenden Liebe hat er es so geordnet, daß Not und Elend jeglicher Art über den Sünder kommt, und er hat das so geordnet, damit der von ihm Abgefallene sich auf sich selbst besinne und seiner Schuld sich bewußt werde. Kommt es aber bei diesem zur Erkenntnis seiner Verfehlungen, empfindet er aufrichtig Schmerz und Leid darüber und betritt er in rechtem Heilsverlangen den Weg der Besserung, dann kommt ihm Gott voll Freude über seine Umkehr entgegen, dann nimmt er ihn, wie dies alles im Gleichnisse veranschaulicht wird, in seine Gemeinschaft wieder auf und läßt es ihn durch die Verleihung neuer Gaben und Güter erfahren, daß ihm seine Huld in vollem Maße wieder zugewandt ist.

Erinnern wir uns aber jetzt auch wieder daran, daß Jesus das Gleichnis vor Pharisäern und Schriftgelehrten zum Vortrage brachte, die darüber murrten,

daß er sich der Zöllner und Sünder, die bußfertig zu ihm kamen und Heil und Rettung bei ihm suchten, annahm. Zu seiner Rechtfertigung hatte er die murrenden Pharisäer und Schriftgelehrten schon in den Gleichnissen vom verlorenen Schaf und verlorenen Groschen auf die suchende und rettende Liebe Gottes, die er gegen den Sünder überhaupt übt, hingewiesen, und jetzt hatte er ihnen in dem neuen Gleichnis an dem Bilde des Vaters dargethan, daß Gott sein reiches Erbarmen auch dem tief Gefallenen, wenn er reumütig vor ihn hintritt, zu teil werden läßt. Die anwesenden Zöllner und Sünder waren nun solche, die sich bisher mancher groben Vergehen schuldig gemacht hatten. Ein großes Unrecht hatten die ersteren schon dadurch begangen, daß sie des Gewinnes wegen zu heidnischen Oberherren in ein Dienstverhältnis getreten waren, das bei ihren Glaubensgenossen Ärgernis und Anstoß erregte. Sie hatten sich dann auch wohl bei Ausübung ihres Geschäfts, wie dies von den Zöllnern überhaupt öfters geschah, mancherlei schwere Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen lassen, und unter den andern, die geradezu „Sünder" genannt werden (Kap. 15, 1), befanden sich gewiß solche, die nach ihrem bisherigen Lebenswandel als Menschen von schlechtem Rufe bekannt waren. Aber alle diese Leute zeigten doch durch ihr Kommen zu Jesu, daß sie ihre Sünden erkannt hatten und zur Umkehr bereit waren, und eben darum reichte ihnen der Heiland die rettende Hand; er nahm sich ihrer ganz so an, wie dies auch von Gott dem reumütigen Sünder gegenüber geschieht, selbst wenn dieser sich noch so schwer vergangen hat. Wie aber stellten sich die Pharisäer und Schriftgelehrten zu jenen nach Heil und Rettung sich sehnenden Zöllnern und Sündern, und wie begegneten sie Jesu wegen des Erbarmens, das er an diesen von Sünde und Schuld Beladenen übte? Ihr Verhalten nach beiden Seiten hin war von der Art, daß es den schärfsten Tadel verdiente. Der milde und freundliche Gottes- und Menschensohn verschmähte es aber, mit harten Worten auf das Murren der Pharisäer und Schriftgelehrten und auf ihre Vorwürfe gegen ihn zu antworten; beschämt und bestraft mußten sie freilich werden, dicht vor die Augen mußte ihnen ihr Unrecht gerückt werden, auf daß es ihnen zum klaren Bewußtsein komme, von welcher Art sie waren. In Verfolgung dieses Zweckes läßt nun Jesus in seiner Gleichniserzählung noch den älteren Sohn des Hauses auftreten und entwirft ein Bild von ihm, in dem die Pharisäer und Schriftgelehrten die getreue Zeichnung ihres eigenen Wesens erkennen mußten. Und was erzählt nun der Herr von diesem älteren Sohn und Bruder? Zunächst etwas, das ihm zum Lobe gereicht. Er war bei der Zurückkunft des Bruders auf dem Felde, und das läßt erkennen, daß er ein fleißiger Mensch war und dem Vater bei der Arbeit gute Dienste leistete. Darauf kann er sich auch später, ohne daß er Widerspruch erfährt, berufen. Jetzt war er vom Felde zurückgekehrt; da hört er fröhliche Klänge und Gesänge, die ihm aus dem Hause entgegenschallen. Verwundert darüber, ruft er einen der Knechte und fragt ihn, was das wäre. Als er den Grund von der Fröhlichkeit erfährt, wird er zornig und will nicht in das Haus hinein-

gehen. Wie befremdlich erscheint uns das! Er hat gehört, daß der seit langem verschollene Bruder zurückgekehrt ist, und diese Kunde stimmt ihn nicht zur Freude? Er hat gehört, daß der Vater aus Freude über das frohe Ereignis ein Fest veranstaltet hat, und das findet er nicht natürlich? das erregt im Gegenteil seinen Zorn und Ärger? Welch unbrüderliche und unkindliche Gesinnung legt doch dieser ältere Sohn an den Tag! Und wie benimmt er sich erst, als der Vater, der inzwischen von seiner Zurückkunft gehört hat, zu ihm hinausgeht und ihn mit freundlichen Worten bittet, an der allgemeinen Festfreude teilzunehmen! Mit trotziger Gebärde und in erregtem Tone überhäuft er den Vater mit Vorwürfen, daß er ihm während aller der Jahre gehorsamen Dienstes nie das kleinste Fest verwilligt habe, den liederlichen Verschwender aber — ihn Bruder zu nennen, dazu kann er sich nicht entschließen — so empfange. Er rückt also in Selbstgefälligkeit und Tugendstolz dem Vater die langjährigen tadellosen Dienste vor, die er ihm geleistet, und beschuldigt ihn der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit; auf den Bruder aber blickt er in seiner Selbstgerechtigkeit voll tiefer Verachtung herab; von Erbarmen gegen den Zurückgekehrten weiß sein Herz nichts; er ist nur von Neid und Mißgunst gegen ihn erfüllt. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn der Bruder gar nicht zurückgekehrt wäre; jetzt aber, nachdem dies geschehen ist, hätte er es gern gesehen, wenn der Vater den Heimgekehrten von sich gewiesen und ihn in sein Elend zurückgestoßen hätte; mochte er dann ganz zu Grunde gehen, er hatte es nicht besser verdient. Welch maßlose Härte und Lieblosigkeit tritt uns hier entgegen! Was mag aber in den Pharisäern und Schriftgelehrten vorgegangen sein, als so das Bild des entarteten Sohnes und Bruders in seiner ganzen Häßlichkeit vor ihnen stand? Denn mußten sie nicht in diesem Bilde die lebensgetreue Darstellung ihres eigenen Wesens erkennen? Sie hatten sich wie jener Sohn auch bisher von groben Sünden fern gehalten und ein äußerlich ehrbares Leben geführt, aber darauf bildeten sie sich auch gewaltig viel ein und hätten es in ihrer Selbstgerechtigkeit erwartet, daß ihnen für ihre Leistungen äußerlicher Gesetzeserfüllung von Gott ein besonderer Lohn zu teil geworden wäre; auf die Zöllner und Sünder blickten sie voll Hochmut herab; das Erbarmen, das ihnen zu teil ward, mißgönnten sie ihnen, und den Heiland überhäuften sie mit Vorwürfen, weil er freundlich mit ihnen verkehrte. Gewiß, wenn noch ein Funke von besserem Gefühle in der Brust der Pharisäer und Schriftgelehrten vorhanden war, dann mußten sie jetzt angesichts des Bildes, das ihnen der Herr in der Schilderung des älteren Sohnes vorhielt, über ihr Verhalten die tiefste Scham empfinden, und dieses Gefühl mußte sich in ihnen noch steigern, ihr Unrecht mußte ihnen noch lebendiger zum Bewußtsein kommen, als ihnen der Heiland bei der Fortsetzung seiner Erzählung noch den ungeheuren Kontrast zwischen dem Verhalten jenes Bruders und dem des Vaters vor Augen führte und sie damit erkennen ließ, wie grundverschieden ihr Verhalten von dem Verhalten Gottes gegen den bußfertigen Sünder sei.

Der Vater war hinausgegangen und hatte den grollenden Sohn zu

bewegen gesucht, an der allgemeinen Festfreude teil zu nehmen. In seiner Unterredung mit ihm kommt kein Wort des Tadels und der Zurechtweisung über seine Lippen. Er läßt voll Nachsicht den Anspruch des Sohnes auf seinen bisherigen tadellosen Wandel, obgleich dieser nichts mehr war als die Erfüllung der ihm obliegenden Pflicht, gelten und sucht ihn nur in mildem und freundlichem Zuspruche davon zu überzeugen, daß diese Pflichterfüllung ja ihren Lohn in sich selbst trage. Denn habe er, der ältere Sohn, dem Vater bisher unverbrüchlichen Gehorsam und treue Dienste geleistet, so habe er dafür auch ununterbrochen das Glück des Vaterhauses genossen, während der Bruder auf dem Wege seiner Verirrungen ins tiefste Elend geraten sei; in der beständigen Gemeinschaft aber mit dem Vater geblieben zu sein und all das Seine mit ihm teilen zu können, das müsse ihm doch genug sein, und daher habe er keinen Grund, über eine ihm widerfahrene Zurücksetzung zu klagen; wohl aber könne von ihm erwartet werden, daß er an der allgemeinen Festfreude des Hauses aufrichtig teil nehme, indem doch in dem reumütig Zurückgekehrten, der durch seine sittliche Umkehr wie vom Tode zu neuem Leben erstanden war, auch ihm der Bruder als gerettet wieder gewonnen sei.

Der ältere Sohn des Hauses schweigt, als ihm der Vater in mildem und freundlichem Tone diese Vorstellungen macht. Ob er sein Unrecht erkannte? Das Gleichnis berichtet darüber nichts weiter. Auch die Pharisäer und Schriftgelehrten schwiegen, als Jesus vor ihnen seine bildliche Erzählung zu Ende gebracht hatte. War dieses Schweigen die Folge der Beschämung, die das angehörte Gleichnis in ihnen erweckt hatte? Fast scheint es so. Jedenfalls hatten sie erkennen müssen, daß der, welcher in der Gemeinschaft mit Gott bleibt, am allerwenigsten Grund hat, dem tief Gefallenen seine Begnadigung zu mißgönnen. Der reiche Segen, den er in dieser Gemeinschaft genießt, muß ihn ja zum lebhaftesten Dank gegen Gott für seine Vaterliebe stimmen, und es kann und darf von ihm erwartet werden, daß er das Glück und den Frieden eines Lebens in Gott auch andern gönnt und sich freut, wenn er sie aus schweren Verirrungen auf den rechten Weg zurückkehren sieht.

Liebe Kinder, Gott gebe, daß ihr immer in seiner Gemeinschaft bleibet. Aber wenn ihr bei einem frommen Lebenswandel einst solchen begegnet, die der Versuchung erlegen sind und die nun für ihre Sünden schwer büßen müssen; wenn ihr dann aber auch wahrnehmen könnt, daß diese Unglücklichen voll Reue über ihre Verirrungen wieder ein Leben in Zucht und Ehren beginnen: könntet ihr euch da, weil ihr besser geblieben seid als sie, in stolzer Selbstgerechtigkeit über sie erheben? Und könntet ihr ihnen die Begnadigung mißgönnen, die ihnen vom Evangelium verkündigt wird und deren sie auf dem Wege ihrer Umkehr zu Gott gewiß sein dürfen? Wenn ihr dazu fähig wäret, dann würdet ihr den Pharisäern gleichen, von denen im Gleichnisse die Rede ist; dann würdet ihr nicht in den Fußtapfen Jesu Christi wandeln und würdet nicht Kinder heißen des Vaters im Himmel, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse, der regnen

läßt über Gerechte und Ungerechte und der seine Barmherzigkeit auch dem tief Gefallenen, der reumütig und demütig zu ihm umkehrt, zu teil werden läßt. Das beherzigt wohl!

Joh. 8, 34: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht. 2. Tim. 3, 13: Mit den bösen Menschen aber und verführerischen wird es je länger je ärger. 2. Korinth. 7, 10: Die göttliche Traurigkeit wirket zur Seligkeit eine Reue, die niemand gereuet; die Traurigkeit aber der Welt wirket den Tod.

Kehre wieder, kehre wieder,
Der du dich verloren hast;
Sinke reuig bittend nieder
Vor dem Herrn mit deiner Last.
Wie du bist, so darfst du kommen
Und wirst gnädig aufgenommen.
Sieh, der Herr kommt dir entgegen,
Und sein heilig Wort verspricht
Dir Vergebung, Heil und Segen;
Kehre wieder, zaudre nicht.

(Ph. Spitta, † 1859.)

Der reiche Mann und der arme Lazarus.

(Luk. 16, 19—31.)

(V. 19) Es war aber ein reicher Mann, der kleidete sich mit Purpur und köstlicher Leinwand und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. (V. 20) Es war aber ein Armer, mit Namen Lazarus, der lag vor seiner Thür voller Schwären (V. 21) und begehrte sich zu sättigen von den Brosamen, die von des Reichen Tische fielen; doch kamen die Hunde und leckten ihm seine Schwären. (V. 22) Es begab sich aber, daß der Arme starb und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schoß. Der Reiche aber starb auch und ward begraben. (V. 23) Als er nun in der Hölle und in der Qual war, hob er seine Augen auf und sah Abraham von ferne und Lazarus in seinem Schoß, (V. 24) rief und sprach: Vater Abraham, erbarme dich meiner und sende Lazarus, daß er das Äußerste seines Fingers ins Wasser tauche und kühle meine Zunge; denn ich leide Pein in dieser Flamme. (V. 25) Abraham aber sprach: Gedenke, Sohn, daß du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben, und Lazarus dagegen hat Böses empfangen; nun aber wird er getröstet, und du wirst gepeiniget. (V. 26) Und über das alles ist zwischen uns und euch eine große Kluft befestiget, daß die da wollten von hinnen hinab fahren zu euch, können nicht, und auch nicht von dannen zu uns herüber fahren. (V. 27) Da sprach er: So bitte ich dich, Vater, daß du ihn sendest in meines Vaters Haus; (V. 28) denn ich habe noch fünf Brüder, daß er ihnen bezeuge, auf daß sie nicht auch kommen an diesen Ort der Qual. (V. 29) Abraham sprach zu ihm: Sie haben Moses und die Propheten; laß sie dieselbigen hören. (V. 30) Er aber sprach: Nein, Vater Abraham, sondern wenn einer von den Toten zu ihnen ginge, so würden sie Buße thun. (V. 31) Er sprach zu ihm: Hören sie Moses und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, wenn jemand von den Toten auferstände.

1. Wort- und Sacherklärung.

„Es war ein reicher Mann, der kleidete sich mit Purpur"; es ist das Oberkleid gemeint, das mit Purpur, einer dunkelroten, sehr kostbaren Farbe, gefärbt war. Mit solchen Purpurgewändern, die meist aus wollenem Stoffe bestanden, wurde im Altertume großer Luxus getrieben. — „und köstlicher Leinwand"; wörtl.: „und Byssus"; ein glänzend weißer

Baumwollen- oder auch Linnenstoff, der im Werte höher stand, als die feinste Seide. Mit „Byssus" (köstlicher Leinwand) ist hier das Unterkleid gemeint. — „und lebte alle Tage herrlich und in Freuden"; der Reiche war nicht nur prunksüchtig, sondern auch üppig und genußsüchtig, und zwar gab er sich Tag für Tag in Gastereien und Festlichkeiten seiner Genußsucht hin. — „Lazarus"; dieser Eigenname ist gleichbedeutend mit dem hebräischen, auch im Alten Testament öfters vorkommenden Namen Eleazar und heißt soviel als „Gott ist die Hilfe". Ein mit dem Namen „Lazarus" Benannter wird demnach als einer bezeichnet, der Gott seine Hilfe sein läßt. Es fällt auf, daß Jesus hier dem Armen einen bestimmten Namen beilegt, während er in keinem andern Gleichnisse die darin auftretenden Personen mit Namen nennt. Der Grund von der hier stattfindenden Ausnahme lag wohl darin, daß mit der Namengebung der Unglückliche nach seiner inneren Gesinnung, über die sich das Gleichnis sonst nicht ausspricht, kurz charakterisiert werden sollte. Einen Unglücklichen also, der, wie sein Name anzeigt, in Gott vertrauender Gesinnung sein Elend erträgt, läßt das Gleichnis neben dem Reichen, der in seiner Prunk- und Genußsucht alle Tage dahin lebte, auftreten. — „der lag vor seiner Thür"; vor dem Eingang in das Innere des Hauses. — „voller Schwären"; am Körper mit Geschwüren bedeckt, also mit einer bösartigen Krankheit behaftet. — „und begehrte sich zu sättigen von den Brosamen, die u. s. w."; der Brosam, gekürzt aus die Brosame = das inwendige Weiche vom Brote, auch soviel als Bröckchen, Brocken; hier ist der Abfall von dem Tische des Reichen gemeint. — „doch kamen die Hunde und leckten ihm seine Schwären"; eine Stelle, die wegen ihrer Fassung im Urtexte große Schwierigkeiten macht, und über deren Sinn daher die Ausleger von jeher verschiedener Meinung gewesen sind. Luthers Übersetzung liegt die auch von anderen geteilte Auffassung zu Grunde, daß dem Lazarus durch das Belecken seiner Geschwüre seitens der Hunde eine Linderung seiner Schmerzen bereitet worden sei und daß also diese unvernünftigen Tiere mitleidiger gewesen wären, als der Reiche, der sich des Unglücklichen nicht annahm. Dieser Gedanke soll aber nach dem Wortlaute im Urtext und nach dem Zusammenhang, in welchem die Stelle mit dem Vorhergehenden steht, nicht zum Ausdrucke gebracht werden, und es wird daher richtiger zu übersetzen sein: „Aber sogar die Hunde kamen und leckten u. s. w." Der Sinn ist dann: Der vor der Thür des Reichen krank und hungernd daliegende Unglückliche fand hier so wenig Erbarmen, daß man ihn sogar den in den Straßen umherlaufenden Hunden preisgab, die herbeikamen und an seinen Wunden herumschnupperten. Es soll damit einerseits das überaus große Elend des Unglücklichen und andererseits die erbarmungslose Härte des Reichen geschildert werden. — „und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schoß"; ein liebliches Bild, unter welchem der Eingang in die Seligkeit dargestellt wird, die der Seele des Lazarus in der Gemeinschaft mit dem frommen Erzvater Abraham zu teil ward. „In Abrahams Schoß sein" war auch sonst den Israeliten ein geläufiges Bild

zur Bezeichnung der Glückseligkeit im Paradiese. — „Der Reiche aber starb auch und ward begraben"; der Nachdruck liegt auf: „und ward begraben". Der hier vielsagende Ausdruck soll darauf hinweisen, daß für den Reichen mit dem Tode seine ganze irdische Herrlichkeit ihr Ende erreicht hatte. Damit ist zugleich wirkungsvoll der Gegensatz zwischen dem Ableben des Armen und dem des Reichen zum Ausdrucke gebracht; für jenen war der Tod die ersehnte Erlösung von mannigfachem Leid und Elend, für diesen die bittere Trennung von den Freuden und Genüssen dieser Welt. Lazarus starb „und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schoß". Von dem Reichen heißt es in einfacher Nacktheit: „er starb und — ward begraben". — „Als er nun in der Hölle und in der Qual war, hob er seine Augen auf und sah Abraham u. s. w."; nach wörtl. Übersetzung: „Und in dem Hades, als er seine Augen aufhob, da er sich in Qualen befand, sah er Abraham u. s. w." Hades war bekanntlich bei den Griechen der Gott der Unterwelt, der im gewöhnlichen Leben Pluton hieß. In der nachhomerischen Zeit wurde die Unterwelt selbst wie der sie beherrschende Gott Hades genannt. An unserer Stelle bezeichnet das Wort den Scheol, der aus dem Paradies und der Gehenna bestand (vgl. S. 31). An letzterem Orte befand sich der Reiche, an ersterem Lazarus. Die Qualen der Gottlosen in der Gehenna wurden als ein Brennen in Feuerflammen vorgestellt. Das Wort „Hölle" = Ort der ewig Verdammten, bei Luther noch Helle, mhd. die helle, ahd. die héllia, *hella*, hängt nach seiner Ableitung mit dem Namen der im deutschen Heidentume verehrten schrecklichen Göttin Hel, Hella, Héllia zusammen, von der man glaubte, daß sie die Beherrscherin der Unterwelt, des Totenreiches sei. Die Wurzel des Namens der Göttin liegt in dem Sing. des Prät. vom ahd. hëlan, nhd. hehlen = verbergen, und so erscheint die Göttin gleichsam als die Verborgene in dem unterirdischen, mit ewiger Nacht bedeckten kalten Schattenlande Niflheimr (Nebelheim), ihrem Wohnorte. Mit dem 10. Jahrh. wurde von den zum Christentume bekehrten Heiden der Begriff „Unterwelt" auf den „Ort der ewigen Verdammnis" angewandt. — „hob er seine Augen auf"; blickte er auf und umher; die Qualen, in denen er sich befand, ließen ihn mit den Augen nach Hilfe suchen. Wenn hier und im Folgenden von den abgeschiedenen Seelen der beiden Personen geredet wird, als führten sie ein leibliches Leben, so ist zu beachten, daß die in ihren Äußerungen zum Ausdrucke gebrachten Empfindungen und Gedanken, auf die als ein für die weitere Entwickelung der Handlung besonders wichtiges Moment hingewiesen werden mußte, nur in sinnlicher Fassung zum Ausdrucke gebracht werden konnten. — „sah Abraham von ferne"; er sah ihn am Orte der Seligkeit, der entfernt vom Orte der Qual lag. — „und Lazarus in seinem Schoß"; am Orte der paradiesischen Glückseligkeit, in deren Genuß er sich ganz befand. — „Vater Abraham"; so redet der Reiche den Abraham in Ehrerbietung an als den Stammvater des israelitischen Volkes. — „daß er das Äußerste (wörtl.: „die Spitze") seines Fingers ins Wasser

tauche und kühle meine Zunge"; daß er nur mit einem einzigen Wassertropfen meine Zunge kühle und dadurch meine Qual etwas mildere. — „Gedenke, Sohn"; mit Sohn redet Abraham den Reichen als einen zum jüdischen Volke Gehörenden an. Die Anrede des frommen Abraham drückt zugleich ein gewisses Mitgefühl aus. — „daß du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben, und Lazarus dagegen hat Böses empfangen"; wörtl.: „daß du empfangen hast dein Gutes in deinem Leben, und Lazarus ebenso das Böse"; indirekte Ablehnung der von dem Reichen ausgesprochenen Bitte. Dieser soll sich daran erinnern, daß wie bei ihm, so bei Lazarus im irdischen Leben ein Empfangen stattgefunden habe, mit dem Unterschiede jedoch, daß ihm sein Gutes, d. h. was in seinen Augen das Gute war, dem Lazarus dagegen Böses oder Schlimmes zu teil geworden sei. Er, der Reiche, habe daher, nachdem er ja empfangen, worauf sein ganzes Dichten und Trachten im Leben gerichtet war, nämlich Wohlleben und Sinnengenuß, kein Gutes mehr zu erwarten; anders verhalte es sich aber bei Lazarus, der (wie dies in seinem Namen angedeutet war) bei Lebzeiten sein schweres Geschick mit frommem, gottergebenem Sinne getragen habe. Diese Schlußfolgerung drückt Abraham mit den Worten aus: „nun aber (hier) wird er getröstet, und du wirst gepeinigt" (wohl richtiger zu übersetzen: „du aber leidest Pein"). — „Und über das alles u. s. w. — herüber fahren"; mit den Worten: „Über das alles" (wörtl.: „Und zu alle dem") macht Abraham eine einleitende Bemerkung zu einer weiteren Begründung der Unerfüllbarkeit der von dem Reichen ausgesprochenen Bitte. Abraham will zu dem Reichen sagen: Außer dem bereits Bemerkten (V. 25) liegt ein weiterer Grund dafür, daß deine Bitte nicht erfüllt werden kann, in der Unmöglichkeit des Hinüber- und Herübergelangens von einer Abteilung des Hades nach der andern, indem zwischen dem Ort der Seligkeit und dem der Qual eine völlige Trennung stattfindet. — „denn ich habe noch fünf Brüder"; die Zahl der Brüder wird hier genannt der konkreten, lebendigen Schilderung wegen (vgl. S. 82). — „daß er ihnen bezeuge"; daß er ihnen eindringlich Kunde gebe von dem verschiedenen Schicksal der Frommen und der Gottlosen hier im Hades. Zu welchem Zwecke Lazarus dies thun soll, besagen die Worte: „auf daß sie nicht auch kommen an diesen Ort der Qual". — „Sie haben Moses und die Propheten"; zusammenfassende Benennung der Schriften des Alten Testaments. — „laß sie diese hören"; auf die Belehrungen und Vorschriften in diesen Schriften mögen deine Brüder achten und sie befolgen; sie werden dann den Weg der Seligkeit finden und bedürfen keines weiteren Zeugen aus dem Hades (Jenseits). — „Nein, Vater Abraham, sondern u. s. w. — Buße thun"; der Reiche will mit seinem Nein sagen: Moses und den Propheten werden meine Brüder nicht folgen, dem Zeugnis der Schrift gegenüber werden sie in ihrer bisherigen Unbußfertigkeit verharren. Eine Bekehrung ihrerseits erwartet er nur, wie die folgenden Worte „sondern wenn einer u. s. w." sagen, von dem Zeugnis eines von den

Toten zu ihnen Kommenden. Wenn ein Toter aus dem Jenseits zurückkehrte und von dort sichere Kunde brächte, dann, so meint der Reiche, würden seine Brüder durch ein solches Wunder sich zur Bekehrung bringen lassen. Daß diese Meinung des Reichen eine irrige sei, spricht Abraham in den Worten aus: „Hören sie Moses und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht hören, wenn jemand von den Toten auferstände.“ Abraham will damit sagen, wenn die Brüder des Reichen so verstockt seien, daß sie dem gewichtigen Zeugnisse der Schrift keine Beachtung schenken, so würden sie auch den Ermahnungen eines von den Toten Erstandenen nicht Folge leisten.

2. Veranlassung und Zweck des Gleichnisses.

Nachdem Jesus die in Kapitel 15 erzählten drei Gleichnisse zu den über sein Verhalten gegen die Zöllner und Sünder murrenden Pharisäern und Schriftgelehrten geredet hatte, wandte er sich, wie der Bericht weiter erzählt, an seine Jünger und trug ihnen das Gleichnis vom ungerechten Haushalter vor (Kap. 16, 1—9), das hauptsächlich den Zweck hatte zu zeigen, wie die irdischen Güter benutzt werden müssen, um sie in den Dienst Gottes zu stellen. Der Umstand, daß außer den Zwölfen viele Zöllner anwesend waren, die sich um irdischen Gutes willen mit Sünde befleckt hatten, mochte für den Herrn die besondere Veranlassung sein, daß er sich gerade jetzt über den in Rede stehenden Gegenstand belehrend aussprach. In der folgenden Rede (V. 10—13) liefert er dann den Jüngern noch den Nachweis, warum für sie die rechte, gottgefällige Verwendung des irdischen Besitztumes so wichtig und unerläßlich sei; das sei nämlich um deswillen nötig, weil demjenigen, der einen falschen Gebrauch von den irdischen, nichtigen und vergänglichen Gütern macht, die Verwaltung der höheren, wahren und bleibenden Güter nicht anvertraut werden kann, infolge dessen er des ewigen Heils verlustig gehe. Wer nicht auch die irdischen Besitztümer in den Dienst Gottes stellt, der kann überhaupt nicht Gott in der rechten Weise dienen; ein Leben im Dienste des Mammons schließt das Leben in und für Gott aus: mit dem Hinweis auf diese Wahrheit bricht der Herr seine Ansprache an die Jüngerschar ab.

Die Pharisäer und Schriftgelehrten, zu welchen Jesus im Kap. 15 geredet hatte, waren noch anwesend und hatten das Gleichnis vom ungerechten Haushalter nebst den daran angeknüpften weiteren Belehrungen Jesu mit angehört. Von ihnen heißt es V. 14, daß sie geizig waren, und daraus erklärt es sich, daß sie sich von der Rede des Herrn getroffen fühlten. Sie suchten aber ihren Unmut zu verbergen, indem sie die Rede Jesu vornehm und von oben herab bespöttelten. Da erteilt ihnen der Herr eine ernste Rüge (V. 14)*) und trägt ihnen dann, anknüpfend an die den Jüngern erteilten Belehrungen (V. 1—13) das Gleichnis vom

*) Die Stelle V. 16—18 lassen wir der Schwierigkeit wegen, die sich von jeher für den Nachweis ihres Zusammenhanges mit dem Vorhergehenden und Folgenden ergeben hat, außer Betracht.

reichen Mann und vom armen Lazarus vor, in welchem er ihnen darthut, zu welchen Folgen es für den Menschen im Jenseits führt, wenn er hienieden in gottvergessenem Sinn mit seinen Gütern umgeht und bis ans Ende seiner Tage unbußfertig dahinlebt.

Gehen wir nun auf Grund der vorhin gegebenen Einzelerklärungen zu einer zusammenhängenden Besprechung des Gleichnisses über, um die darin enthaltenen Belehrungen und Mahnungen auch für uns zu einer Warnung vor dem Mißbrauche der zeitlichen Güter werden zu lassen.

3. Auslegung des Gleichnisses.

Im Vordergrund des Bildes, das Jesus im vorliegenden Gleichnisse mit überaus frischen und lebendigen Farben ausgeführt hat, steht der reiche Mann; auf ihn bleibt auch im weiteren Verlaufe der bildlichen Erzählung der Blick des Beschauers zumeist gerichtet. Aber das geschieht keineswegs mit dem Gefühle innerer Befriedigung und mit dem Wohlgefallen, das man wohl sonst bei der Betrachtung der Hauptfigur eines Gemäldes empfindet. Dazu kann es hier nicht kommen, denn was über den reichen Mann schon im Eingange der Erzählung berichtet wird, erregt unser Mißfallen in hohem Grade. Und was ist das? Hatte sich der Mann etwa seinen Reichtum auf unrechtmäßige Weise angeeignet, und mißbrauchte er denselben zum Schaden und Nachteil anderer? Oder ließ er sich bei seinem Wohlleben grobe Sünden und Laster zu Schulden kommen, so daß sein Name in der Öffentlichkeit mit Schimpf und Schande genannt wurde? Von alle dem ist nichts gesagt. An dem Reichtum des Mannes mag kein Unrecht gehaftet haben; er mag auch äußerlich ein ganz ehrbares Leben geführt und bei der großen Menge in hohem Ansehen gestanden haben; dazu hat es ihm gewiß nicht an guten Freunden gefehlt, die oft und gern mit ihm verkehrten. Denn war der Mann nicht reich, und liebte er es nicht, sich's wohl sein zu lassen, so daß, wer in seinem Hause ein- und ausging, viel Angenehmes zu genießen bekam? Aber was wird ihm denn zur Last gelegt? War es das, daß er überhaupt reich war? Gewiß nicht, denn das Reichsein an sich ist ja ebensowenig etwas Unrechtes, wie das Armsein an sich etwas Verdienstliches ist. Dazu hat es immer reiche Leute gegeben, die ein durchaus frommes und gottgefälliges Leben führten, wie es zu allen Zeiten Arme gegeben hat, die nichts weniger als gottesfürchtig waren. Außerdem heißt es in der Schrift: „Reiche und Arme müssen unter einander sein; der Herr hat sie alle beide gemacht“ (Spr. Sal. 22, 2). So fragen wir denn noch einmal: Was war es, das dem Manne schon im Eingange der Erzählung zur Last gelegt wird und das unser Mißfallen erregt? Es war, um es mit einem Worte zu sagen, seine maßlose Prunk- und Genußsucht. Der Mann war im Besitze von vielen irdischen Gütern; es fehlte ihm an nichts, was es dem Menschen möglich macht, seinen Geist zu bilden, an den Werken der Kunst Herz und Gemüt zu veredeln, in engeren und weiteren Kreisen das Gute zu unterstützen und so mitzuwirken, daß das Reich des Guten auf Erden sich immer mehr er-

weitere und verwirkliche. Auf alle diese wichtigen Dinge, denen der Reichtum dienen kann und dienen soll, hätte der reiche Mann den Überfluß seiner irdischen Güter verwenden sollen, aber that er es? Mit nichten! Für solche Dinge hatte er von sich aus keinen Sinn, und höhere Pflichten und Gebote, durch welche andere zu einer tüchtigen und gottgefälligen Lebensführung sich bestimmen lassen, gab es für ihn nicht, die wies er von sich ab. Sein ganzes Denken und Trachten war nur auf niedrigen Sinnengenuß gerichtet; vor der Welt in kostbarem Schmucke zu glänzen und sich's Tag für Tag inmitten seiner Genossen bei üppigen, schwelgerischen Gelagen wohl sein zu lassen, das allein machte den Inhalt seines Lebens aus. Aber vielleicht besaß doch der Reiche, wie sich das bei solchen Lebemenschen oft findet, eine gewisse Gutmütigkeit, die sich im Wohlthun gegen andere äußert und die ihnen die Herzen ihrer Nebenmenschen bis zu einem gewissen Grade wieder zuwendet? Vor dem Eingange in sein glänzendes Haus lag ein Armer, der nicht nur bitteren Hunger litt, sondern der auch noch die Schmerzen einer bösartigen Krankheit zu erdulden hatte. Der Unglückliche war, wie aus dem ihm beigelegten Namen hervorgeht, ein frommer Mann; er ließ Gott seine Hilfe sein und ertrug sein schweres Schicksal mit stiller Ergebung und Geduld. Besondere Ansprüche machte der arme Lazarus an die Wohlthätigkeit des Reichen nicht; er wäre damit zufrieden gewesen, wenn er bei dessen Mahlzeiten für seinen Hunger etwas von den Überbleibseln erhalten hätte. Ging ihm dieser Wunsch in Erfüllung? Hatte der Reiche Erbarmen für den doppelt Unglücklichen, auf den täglich sein Blick fiel und der im Hofe auf der kalten Erde Hunger und Schmerzen litt, während er selbst, der Reiche, in seinen glänzenden Gemächern bei üppigen Gelagen schwelgte? Nein, von Mitleid und Erbarmen wußte der reiche Prasser nichts; er war also nicht nur ein prunksüchtiger und genußsüchtiger Mensch, sondern auch ein herzloser Mensch, und das stellt ihn in unseren Augen noch tiefer. Seine Gleichgültigkeit und Erbarmungslosigkeit gegen den Armen und Kranken vor seiner Thüre ging sogar soweit, daß er denselben den Hunden in den Straßen preisgab, die ihm durch das Belecken seiner Schwären die Schmerzen, die er litt, noch vermehrten.

So lebte dieser Reiche Tag für Tag in maßloser Prunk- und Genußsucht dahin, und so wenig fühlte er in seinem Wohlleben der Not anderer gegenüber ein menschliches Rühren, so wenig achtete er des göttlichen Gebots der Nächstenliebe, daß er selbst an der nackten Armut unmittelbar vor seiner Thüre gleichgültig vorüberging und den kläglichen Bitten, die hier an sein Ohr drangen, in erbarmungsloser Härte das Herz verschloß. Mußte nicht gegen einen solchen Menschen der heilige Zorn Gottes entbrennen? Ist es uns nicht, als hätte den reichen, herzlosen Prasser mitten in seinem schwelgerischen Leben die Strafe vom Himmel her treffen müssen? Doch Gott ist langmütig, und so ließ er auch diesen ihm entfremdeten Weltmenschen seine Wege gehen; vielleicht daß er doch noch zur Besinnung kam, daß er sich in einer ernsten Stunde an Tod, Grab und Ewigkeit erinnerte und Buße that. Doch nein, dazu kam es bei ihm nicht; zu ernsteren Ge-

danken ließen ihm die Zerstreuungen und die lauten Freuden inmitten seiner Genossen keine Zeit, und so lebte er unbußfertig bis ans Ende seiner Tage dahin. Aber dieses Ende kam und wohl eher, als er geahnt hatte; er starb — und wurde begraben. Nun war seine Herrlichkeit mit einem Male dahin: den Leib nahm die Erde zur Verwesung in sich auf, und die Seele? Über deren Schicksal erfahren wir Näheres im zweiten Teile des Gleichnisses.

Der arme Lazarus war vor dem Reichen gestorben. Vielleicht hatte er sich schon lange nach dem Tode gesehnt; gewiß aber schied er, als seine Sterbestunde gekommen war, gern und willig aus diesem Leben, das für ihn doch nur eine lange Kette von schweren Leiden gewesen war. Nun ging er hinüber in die Wohnungen des ewigen Friedens; Gottes Engel geleiteten seine Seele an den Ort der Seligkeit oder, wie der bildliche Ausdruck heißt, in Abrahams Schoß. Nicht weil Lazarus im Diesseits arm und krank gewesen war, wurde er im Jenseits selig, sondern die Seligkeit wurde ihm durch die Gnade Gottes verliehen, weil er hienieden ein frommes Leben geführt hatte und auch unter schwerem Kreuz und Leid in seinem Glauben und Gottvertrauen fest und standhaft geblieben war.

Im Jenseits, wohin nun im Gleichnisse der Schauplatz der weiteren Vorgänge verlegt ist und wohin wir im Geiste dem Lazarus bereits gefolgt sind, fällt unser Blick auch wieder auf den vormals Reichen. Und wo finden wir ihn dort? An dem Orte der Qual. Welcher Wechsel für den Reichen zwischen seinem Einst und seinem Jetzt, zwischen dem, was er auf Erden im Übermaße genossen und was er nun in der Ewigkeit zu erdulden hatte! Aber finden wir nicht diesen Wechsel den ewigen Gesetzen und Ordnungen ganz gemäß? Heißt es nicht in der Schrift: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten, denn was der Mensch säet, das wird er ernten!" (Gal. 6, 7.) Nun stand der vormals Reiche vor seinem Erntefeld, — es war wüst und leer. Wieviel Gutes hätte er während seines Erdenlebens mit den reichen Mitteln seiner irdischen Besitztümer vollbringen können, aber wie gottvergessen war er mit diesen umgegangen! Geist, Herz und Gemüt hätte er bei rechtem Gebrauche jener Mittel veredeln können, aber nur auf den Leib, auf den Genuß niedriger Sinnenfreuden hatte er sie verwandt; die Hungrigen hätte er speisen, die Nackten kleiden und die Elenden in sein Haus führen können, aber nur an sich, nur an sein eigenes Wohlsein und Behagen hatte er gedacht. Arm an geistigen Gütern und arm an wahrhaft guten Werken, die ihren Lohn im Himmel finden, hatte er nun in der Ewigkeit kein Heil, keinen Segen, nichts Gutes zu hoffen, und die Gewißheit dieser Hoffnungslosigkeit, wenn ihm darüber noch ein Zweifel gekommen wäre, wurde ihm wiederholt aus dem Munde Abrahams bestätigt. Als er diesen anfleht, sich seiner zu erbarmen und ihm durch denselben Lazarus, den er auf Erden so erbarmungslos seinem Elend überlassen hatte, nun seinen eigenen, qualvollen Zustand nur um ein weniges mildern zu lassen, da bringt ihm Abraham zum Bewußtsein, daß diese seine gegenwärtige Lage in einem inneren, notwendigen Zusammenhange stehe mit der Art

seiner Lebensführung auf Erden, wie in gleicher Weise die Seligkeit des Lazarus mit der Bewährung seiner Frömmigkeit im irdischen Leben aufs engste verknüpft sei. Was nämlich er, der Reiche, auf Erden bei seiner in Selbstsucht und Sinnengenuß sich äußernden Gottlosigkeit für sein einziges Gut gehalten habe, das habe er dort im vollem Maße empfangen; ein Empfangen habe im Leben auch bei Lazarus stattgefunden, aber dasselbe sei für diesen nur ein Hinnehmen von Kreuz und Leid gewesen, das er gleichwohl in frommer Gesinnung und in festem Gottvertrauen getragen habe. An diese Verschiedenheit ihres beiderseitigen inneren und äußeren Zustandes auf Erden möge sich der Reiche nun erinnern, dann werde er die Verschiedenheit ihrer gegenwärtigen Lage als in der Natur der sittlichen Weltordnung begründet finden und damit zugleich erkennen, daß für ihn keine Hoffnung auf eine Linderung seines qualvollen Zustandes vorhanden sei. Einer solchen Hoffnung Raum zu geben, das verbiete auch die unverbrüchliche Ordnung der Dinge im Jenseits, nach welcher Ordnung zwischen den Seligen und Unseligen eine völlige Trennung bestehe, die jede Gemeinschaft mit einander unmöglich mache.

So mußte sich denn der vormals Reiche in sein selbstverschuldetes Schicksal, in seinen unseligen Zustand finden; er erntete im Jenseits, was er im Diesseits gesäet hatte. Aber warum hatte er denn auf Erden sein Leben so gänzlich verfehlt? Hatte es ihm etwa dort bei seiner Gottvergessenheit an ernsten Mahnungs- und Warnungsstimmen, an dem Hinweis auf eine dereinstige Vergeltung gefehlt? Daß dies nicht der Fall gewesen war, daran wurde der Reiche erinnert, als er Abraham bat, den Lazarus seinen noch lebenden Brüdern eindringlich Kunde geben zu lassen von dem verschiedenen Schicksal der Frommen und der Gottlosen in der Ewigkeit, damit sie, die Brüder, nicht auch an den Ort der Qual kämen. „Sie haben Moses und die Propheten, laß sie dieselben hören", antwortet Abraham auf diese Bitte. Es fehlt deinen Brüdern nicht, wollte Abraham damit sagen, an der nötigen Belehrung über die Wege, die einerseits zur Seligkeit und andererseits zur Verdammnis führen; mögen sie nur auf diese Belehrungen in den heiligen Schriften, die sie besitzen, achten und sie befolgen, und ihr Schicksal wird dann dereinst ein anderes sein, wie es das deine ist: damit hatte Abraham dem Reichen zugleich seine erste und seine Hauptverschuldung auf Erden, aus welcher alle seine weiteren Sünden geflossen waren, zum Bewußtsein gebracht; er hatte ihn daran erinnert, daß er auf die Stimme Gottes in den Schriften Moses' und der Propheten, welche Schriften mit ihren Belehrungen, Mahnungen und Warnungen auch für ihn einst vorhanden waren, nicht geachtet, daß er der Stimme vom Himmel her sein Herz verschlossen und daher in Sünden gelebt habe und unbußfertig gestorben sei. Daß der Reiche sich getroffen fühlte durch den ablehnenden Bescheid Abrahams auf seine Bitte wegen der Brüder, daß er sich erinnerte an seine einstige Verstocktheit den Belehrungen und Vorschriften der heiligen Schrift gegenüber, das geht aus seiner Bemerkung hervor, daß seine Brüder auf das Gesetz und die Propheten nicht hören

würden. Diese Brüder sind ihm, das weiß er, an Gesinnung ganz gleich geartet; sie werden daher in ihrem Leichtsinn und in ihrer Weltlust eben so wenig, wie er es gethan, nach den Offenbarungen Gottes in der heiligen Schrift etwas fragen. Zur Buße und Besserung, das meint er dagegen, würde es bei ihnen kommen, wenn ein wieder lebendig gewordener Toter mit seinem Zeugnis aus dem Jenseits vor ihnen erschiene. Daß diese Meinung eine irrige sei, das drückt Abraham kurz und bündig in seiner letzten Entgegnung aus: „Hören sie Moses und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht hören, wenn jemand von den Toten auferstände.“ Wenn deine Brüder, das wollte Abraham dem Reichen damit darthun, so verstockt sind, daß sie in ihrem Sündenleben auf den in der heiligen Schrift klar und deutlich ausgesprochenen Willen Gottes nicht achten, dann werden sie auch nicht durch in die Sinne fallende Geistererscheinungen von ihrer Gottvergessenheit sich abbringen lassen. Durch diesen Nachweis wurde dem Reichen die Größe seiner eigenen Verstocktheit auf Erden so nachdrücklich in Erinnerung gebracht, daß er verstummte.

Wir stehen damit am Schlusse der Besprechung des vorliegenden Gleichnisses. Jesus hatte dasselbe den Pharisäern und Schriftgelehrten zum Vortrage gebracht, um ihnen darzuthun, zu welchen Folgen es für den Menschen im Jenseits führt, wenn er hienieden in gottvergessenem Sinn mit seinen irdischen Gütern umgeht und unbußfertig dahin lebt. Und welcher Art sind diese Folgen? Sie bestehen in dem, was in den ernsten Worten: Hölle und Verdammnis zusammengefaßt wird. O, so nehmet denn, liebe Kinder, an dem reichen Mann, von dem das Gleichnis so viel Schlimmes erzählt, ein warnendes Beispiel und betet oft zu Gott, daß er euch ein aufmerksames Ohr und ein williges Herz schenken wolle, auf sein Wort und seinen Willen zu achten, damit nicht der Betrug des Reichtums und die Lust dieser Welt euch von ihm abziehe und ins ewige Verderben bringe. An dem Beispiel des frommen Lazarus aber lernet, standhaft zu bleiben und ausharren, auch wenn Leid und Trübsal euch heimsucht und euer Leben dahin fließt unter harten, schweren Entbehrungen.

Ps. 90, 12: Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden. Micha 6, 8: Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nämlich: Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor Gott. 1. Joh. 3, 17: Wenn aber jemand dieser Welt Güter hat und siehet seinen Bruder darben und schließt sein Herz vor ihm zu; wie bleibet die Liebe Gottes in ihm? Ps. 126, 5: Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Offenb. 2, 10: Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.

Ach, Gott, wie bist du so gerecht;
Wie strafest du den bösen Knecht
So hart mit argen Schmerzen!
Auf kurze Sünden dieser Welt
Hast du so lange Pein bestellt!
Ach, nimm es wohl zu Herzen,
Bedenk es oft, o Menschenkind:
Kurz ist die Zeit, der Tod geschwind.

(Aus dem Liede: „O Ewigkeit, du Donnerwort“,
von Joh. Rist, † 1667.)

Was seid ihr, Leiden dieser Erden,
Doch gegen jene Herrlichkeit,
Die offenbar an uns soll werden
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!
Wie nichts, wie gar nichts gegen sie
Ist doch ein Augenblick voll Müh!

(Aus dem Liede: „Nach einer Prüfung kurzer Tage“ von Chr. F. Gellert, † 1769.)

Der Pharisäer und der Zöllner.

(Luk. 18, 9–14.)

(V. 9) Er sagte aber zu etlichen, die sich selbst vermaßen, daß sie fromm wären, und verachteten die andern, ein solch Gleichnis: (V. 10) Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel zu beten; einer ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. (V. 11) Der Pharisäer stand und betete bei sich selbst also: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie die andern Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner; (V. 12) ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich habe. (V. 13) Und der Zöllner stand von ferne, wollte auch seine Augen nicht aufheben gen Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig! (V. 14) Ich sage euch: Dieser ging hinab gerechtfertigt in sein Haus vor jenem. Denn wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden.

1. Wort- und Sacherklärung.

„Er sagte aber zu etlichen“; zu einigen aus dem Volke, die im Verkehre mit Jesu eine Sinnesart zu erkennen gegeben hatten, wie sie hernach gekennzeichnet wird. — „die sich selbst vermaßen, daß sie fromm wären“; wörtlich übersetzt heißt die Stelle: „die auf sich selbst vertrauten, daß sie gerecht seien“. Diese Worte haben im ganzen denselben Sinn, den Luther in seiner Übersetzung: „die sich selbst vermaßen u. s. w.“ zum Ausdrucke gebracht hat. Denn vermessen heißt durch Messen berechnen oder abteilen, dann auch: unrichtig messen. Reflexiv sich vermessen = sich im Messen irren; mit zu viel Zutrauen auf sich selbst sich wozu anheischig machen, das Maß seiner Kräfte und Leistungen überschätzen. In Hinsicht auf sich selbst und zwar speziell auf ihren religiös-sittlichen Zustand überschätzten sich also diejenigen, zu welchen Jesus hier redete; von sich selbst glaubten sie, daß sie sich im Zustande tadelloser, sittlicher Rechtbeschaffenheit befänden; von allen übrigen Menschen glaubten sie gerade das Gegenteil, und darum verachteten sie dieselben als Nichtfromme, als Ungerechte. — „gingen hinauf in den Tempel“; vgl. S. 67. Man verehrte Jehova früher in der Stiftshütte; seit Salomo wurde der Tempel der Mittelpunkt des israelitischen Kultus. — „zu beten“; bei dem Buchstabendienst der Juden war es allmählich üblich geworden und zur Zeit Jesu geradezu vorgeschrieben, dreimal des Tages, um die dritte, sechste und neunte Stunde (vgl. die betreffende Stelle im Gleichnisse von den Arbeitern im Weinberg) zu beten. Das Gebet im Tempel wurde in den Vorhöfen verrichtet; sonst betete man im Hause, besonders auf dem Dache (Söller), im Freien und in den Synagogen. — Die beiden Menschen, von denen hier

die Rede ist, sind entweder als Bewohner Jerusalems gedacht, die aus dem Innern der Stadt hinauf nach dem Tempelberge gingen, oder als Festpilger, die von weiterher gekommen waren. Sie gingen, wie stillschweigend vorausgesetzt wird, zu einer der bestimmten Gebetsstunden gleichzeitig zum Tempel hinauf. — „Pharisäer", „Zöllner"; vgl. S. 90 u. 91. — „Der Pharisäer stand und betete bei sich selbst also"; wohl richtiger zu übersetzen (vgl. Goebel a. a. O. S. 327): „Der Pharisäer stellte sich besonders und betete also"; das will sagen: im Tempel angelangt, beeilte sich der Pharisäer eine vornehm abgesonderte Stellung einzunehmen; er trat selbstbewußt und voll Dünkel nicht zu den andern anwesenden Betern hinzu, insbesondere entfernte er sich von dem Zöllner, der mit ihm eines Weges gekommen war, und sprach dann in dieser abgesonderten Stellung das nun folgende Gebet. — „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie die andern Leute"; in maßloser Selbstüberschätzung stellt sich der Pharisäer nicht nur vielen oder den meisten Menschen gegenüber, sondern der Gesamtheit der andern Menschen, die er, wie die folgenden Worte zeigen, für Räuber, Ungerechte (hier solche, die sich, wie dies die Räuber durch offene Gewalt thun, durch Unredlichkeit des Vergehens gegen fremdes Eigentum schuldig machen) und Ehebrecher hält. In dem Zöllner aber erblickt er einen Menschen, der durch seine Sünden ganz besonders tief unter ihm steht und dem er darum einen verächtlichen Blick zuwirft mit den Worten: „oder auch wie dieser Zöllner". — „Ich faste zweimal in der Woche"; das Fasten bestand in der Enthaltung von Nahrungsmitteln für eine bestimmte Zeit, um sich vor Gott zu demütigen. Nach dem Gesetz (3. Mos. 16, 29—31; 4. Mos. 29, 7) war jährlich nur Ein Fasttag (großer Versöhnungstag) vorgeschrieben. Damit begnügte sich aber die spätere Werkheiligkeit der Juden nicht; bei den Pharisäern insbesondere wurde es üblich, wöchentlich zu fasten und zwar am zweiten und fünften Wochentage. — „und gebe den Zehnten von allem, was ich habe"; nach dem Gesetz mußten nur die Feldfrüchte und das Vieh (Rind- und Kleinvieh) zur Unterhaltung der Priester und Leviten verzehntet werden (3. Mos. 27, 30. 32; 4. Mos. 18, 21. 24; 5. Mos. 14, 22). Wie sich aber die Pharisäer in andern Stücken mit den Vorschriften des Gesetzes nicht begnügten, so waren sie auch über die den Zehnten betreffenden Gebote hinausgegangen; sie verzehnteten auch die Gartengewächse, wie Dill, Minze, Kümmel, und gründeten auf diese äußeren Leistungen eine gewisse Verdienstlichkeit und einen Vorzug (Matth. 23, 23). Der Pharisäer, von welchem hier die Rede ist, war noch weiter gegangen; er sagt: „Ich gebe den Zehnten von allem, was ich habe", er verzehntete also seinen ganzen Erwerb. — „Und der Zöllner stand von ferne"; er blieb im Gegensatze zu dem stolzen, selbstgerechten Pharisäer, der eine vornehm abgesonderte Stellung eingenommen hatte, zaghaft im einsamen Hintergrunde stehen. — „wollte auch seine Augen nicht aufheben zum Himmel"; im Gefühle seiner Sünde und Schuld und darum in tiefer Demut blieb der Zöllner nicht bloß fern von den übrigen Andächtigen stehen, er wagte auch nicht einmal die sonst

beim Beten natürliche Gebärde des Augenaufhebens zu machen. — „sondern schlug an seine Brust u. s. w.“; einsam stehend, mit niedergeschlagenem Blicke und innerlich tief erregt und bewegt, schlägt er zum Zeichen seiner Reue und Demütigung an die Brust, wo das sündige Herz wohnt, aus dem die argen Gedanken kommen, die zu bösen Worten und Werken treiben. „Gott, sei mir Sünder gnädig“; ein sehr kurzes und doch ein überaus inhaltreiches Gebet, in welchem sich Erkenntnis der Sünde, Bekenntnis der Sünde, Glaube an die Gnade Gottes und Sehnsucht nach dieser Gnade ausspricht. In den Gebetsworten des Zöllners liegt der Nachdruck auf Sünder, da im griechischen Text bei diesem Worte der Artikel steht und die Stelle, wörtlich übersetzt, heißt: „Gott, sei gnädig mir, dem Sünder!“ Wie Paulus sich selbst (1. Tim. 1, 15) den vornehmsten der Sünder nennt, so bezeichnet sich hier der Zöllner nicht kurzweg als Sünder, wie es deren mehr giebt, sondern als den Sünder, womit er sich in tiefer Selbstdemütigung weit unter seine Mitmenschen stellt, die er allesamt für besser hält als sich, — im großen Gegensatze zu dem hochmütigen Pharisäer, der sich allein für den Gerechten hält, alle übrigen Menschen aber für grobe Sünder. Dieser Gegensatz in der Gesinnungsweise der beiden Beter war schon in ihrer verschiedenen Gebetsstellung zum Ausdrucke gekommen; er trat jetzt noch stärker in dem verschiedenen Inhalt ihres Gebetes hervor. — „Ich sage euch, dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus vor jenem“; Urteil Jesu über das verschiedene Verhältnis, in welches die beiden Beter infolge ihres verschiedenen Gebetes zu Gott zu stehen kamen. — „gerechtfertigt“; von rechtfertigen = durch genügende Gründe u. s. w. als recht, zuständig, entschuldigt darthun. Der Zöllner ging gerechtfertigt von dannen, weil ihn Gott unter Erhörung seiner Bitte um Gnade gerecht gesprochen hatte, so daß er nun so war, wie er nach dem Willen Gottes sein sollte. — „vor jenem“; mehr als jener. Damit soll gesagt werden, daß die dem Zöllner wegen seiner Gesinnung von Gott aus Gnade verliehene Gerechtigkeit eine andere und bessere war, als die Gerechtigkeit, deren der Pharisäer auf Grund seiner Leistungen sich rühmte. Vgl. Matth. 5, 20, wo es heißt: „Es sei denn eure Gerechtigkeit besser als die der Schriftgelehrten und Pharisäer“ u. s. w. Daß aber die Gerechtigkeit der Pharisäer, wie die, welche hier ihr Genosse sich beilegt, überhaupt keine Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, sei, das ist dann freilich das unausgesprochene Urteil Jesu, das seinen Worten in beiden Stellen zu Grunde liegt. — „Denn wer sich selbst erhöhet u. s. w.“; ein Ausspruch Jesu, der noch an anderen Stellen vorkommt (Matth. 23, 12; Luk. 14, 11) und der auf ein allgemeines Grundgesetz des Reiches Gottes hinweist, nach welchem Gott gegen die Menschen je nach ihrer Gesinnungsart verfährt. Hier dient der Ausspruch insbesondere zur Begründung des Urteils Jesu über die Rechtfertigung des Zöllners und die Verwerfung des Pharisäers.

2. Veranlassung und Zweck des Gleichnisses.

Nicht nur unter den Pharisäern, sondern auch in weiteren Kreisen des jüdischen Volkes war zur Zeit Jesu der Wahn verbreitet, daß man sich im Zustande der Gerechtigkeit befinde, d. h. daß man diejenige religiös-sittliche Beschaffenheit besitze, nach welcher man so ist, wie man nach dem Willen Gottes sein soll, wenn man das Gesetz dem Wortlaute nach erfülle, ja über dessen Vorschriften wohl noch hinausgehe. In diesem Wahne, der notwendig zu geistlichem Hochmut und zur Verachtung anderer führen mußte, waren auch einige Zuhörer Jesu befangen, die sich einst um ihn versammelt hatten. Sie hatten ihre verwerfliche Sinnesart — wie? das ist nicht näher angegeben — zum Ausdrucke gebracht, und Jesus, der davon Kenntnis genommen hatte, sah sich daher veranlaßt, ihnen entgegen zu treten und ihre kundgegebene Sinnesweise zu bekämpfen. Er that es, indem er zu ihnen das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner redete. Beide Personen läßt er hinaufgehen in den Tempel, um zu beten. Indem er nun seinen Zuhörern in dem Pharisäer das Bild stolzer Selbstgerechtigkeit, in dem Zöllner dagegen das Bild aufrichtiger, bußfertiger Demut vor die Augen stellte und indem er dann noch am Schlusse des Gleichnisses sein Urteil über das verschiedene Verhältnis, in welches die beiden Beter infolge ihres verschiedenen Gebetes zu Gott zu stehen kamen, aussprach und dieses Urteil durch den Hinweis auf ein im Reiche Gottes bestehendes *Grundgesetz* begründete, zeigte er, auf welchem Wege der Mensch zur wahren Gerechtigkeit vor Gott zu gelangen vermag. Daß dieser Weg der Weg bußfertiger Selbstdemütigung ist, die zum ausschließlichen Vertrauen auf die Gnade Gottes führt, das war die hochwichtige Wahrheit, welche der Herr den Hörern des Gleichnisses zur Erkenntnis bringen wollte, um ihnen dadurch zugleich darzuthun, daß ihre eigene Sinnesweise durchaus verkehrt und verwerflich sei.

Unterziehen wir nun die bildliche Erzählung an der Hand der vorausgeschickten Einzelerklärungen noch einer ausführlicheren Besprechung, um dann ihren Lehrgehalt auch auf uns anzuwenden.

3. Auslegung des Gleichnisses.

Es waren auf sich selbst vertrauende, tugendstolze Menschen, denen der Herr das Gleichnis erzählte; von sich selbst glaubten sie, daß sie gerecht seien, die andern aber allzumal verachteten sie als Sünder. Diesen Menschen stellt nun Jesus im Bilde zwei Personen vor die Augen, die ihrem innersten Sein und Wesen nach den entschiedensten Gegensatz zu einander bilden. Es ist ein Pharisäer und ein Zöllner, die im Gleichnisse auftreten. Das Bild von beiden ist mit lebensvoller Anschaulichkeit gezeichnet. Um ihre verschiedene Sinnesart und Herzensbeschaffenheit genau erkennen zu lassen, läßt sie Jesus betend im Tempel, wohin sie gleichzeitig gegangen waren, auftreten. Er wählte aber gerade dieses Mittel zur Charakterisierung der beiden Männer, weil sich in der Art und Weise, wie der Mensch betend

vor Gott ausspricht, was ihm Herz und Seele erfüllt, am deutlichsten offenbart, wie sein innerstes Wesen beschaffen ist. Zunächst lenkt nun der Herr den Blick seiner Zuhörer auf den Pharisäer, und auch unser Blick richtet sich zunächst auf ihn. Was nehmen wir da wahr? Im Tempel angekommen, hat sich der Pharisäer von den übrigen Andächtigen und insbesondere von dem Zöllner, der mit ihm nach dem Tempel hinaufgegangen war, vornehm abgesondert hingestellt; erhobenen Hauptes steht er da, und mit freiem, sicherem Blicke schaut er sich um. Ihm fehlt nichts, was der Mensch innerlich zur Ruhe und zum Frieden der Seele bedarf; er besitzt das alles schon, und er hat auch äußerlich alles geleistet, was zu einem rechtschaffenen Thun und Verhalten gehört; ja, er hat in diesem Punkte mehr geleistet, als er zu thun schuldig war, — von dem allem ist der Pharisäer überzeugt, und diese Überzeugung prägt sich schon in seiner Gebetsstellung, in seinen Mienen und Gebärden aus. Aber noch mehr offenbart sich die Selbstzufriedenheit, die stolze Zuversichtlichkeit, das ganze fertige Wesen des Beters in dem Inhalt seines Gebetes. Er dankt Gott; doch kaum hat er den Mund zum Danken geöffnet, so fließt er ihm über von eitlem Selbstrühmen, in das sich die Äußerungen eines maßlosen Hochmuts und der Geringschätzung und Verachtung anderer mischen. Nicht im Gefühle tiefer Demut, in dem der Apostel Paulus sprach: „Von Gottes Gnade bin ich, das ich bin“ (1. Kor. 5, 10), und in dem der fromme Jakob betete: „Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte gethan hast“ (1. Mos. 32, 10) — nicht in solchem Gefühle aufrichtiger, Gott wohlgefälliger Demut öffnet der Pharisäer den Mund zum Gebet, sondern er thut es im stolzen Bewußtsein seiner Vortrefflichkeit und seiner Vorzüge, die er, wie er sich einbildet, durch eigenes Verdienst besitzt und deren er sich daher vor Gott, insbesondere aber seinen Mitmenschen gegenüber glaubt rühmen zu dürfen. Über die letzteren und zwar über alle ohne Ausnahme dünkt er sich hoch erhaben; sie sind im Vergleich mit ihm, dem Manne von musterhafter Frömmigkeit und Rechtschaffenheit, nur grobe Sünder, und darum dankt er Gott, daß er nicht ist, wie die andern Leute, diese Räuber, Ungerechten, Ehebrecher oder gar wie der Zöllner dort, dessen Namen er nur auszusprechen braucht, um ihn als einen Hauptvertreter der verderbten Masse der übrigen Menschen zu bezeichnen. Aber der Pharisäer giebt sich damit nicht zufrieden, vor Gott aufzuzählen, was er im Vergleich mit allen andern nicht ist, sondern er rühmt sich auch dessen und rechnet es Gott vor, was er bisher vor andern Lobenswertes und Gutes all geleistet hat und noch immer leistet: er ist kein Räuber, kein Ungerechter und auch kein Ehebrecher, aber er fastet auch und zwar — das ist das Große seiner Leistung — wöchentlich zweimal, statt, wie es das Gesetz vorschreibt, jährlich nur einmal; dazu giebt er den Zehnten und zwar — darin übertrifft er wieder alle anderen — von seinem gesamten Erwerb, gleichviel welcher Art dieser ist. Und weil er das alles thut und bisher schon gethan hat, und weil er sich dabei von den groben Sünden des Raubes, der Unredlichkeit und des Ehebruchs

frei gehalten hat, — andere feinere Sünden in Gedanken, Worten und Werken, die Gott ebenso mißfällig sind wie jene groben Vergehen, giebt es ja für den Pharisäer nicht — darum ist er, wie er sein soll, darum besitzt er alles, was zur Gerechtigkeit vor Gott gehört, und darum trägt er seine vermeintlichen Tugenden so zur Schau; diese oberflächliche Selbstzufriedenheit und dieser maßlose Eigendünkel machen den Pharisäer zugleich so anmaßend und so lieblos in seinem Urteil über andere. Welch widerwärtiges Bild tritt uns in diesem Menschen entgegen, zumal wenn wir bedenken, daß er betend vor Gott stand, vor dem er sein Innerstes in prahlerischem Rühmen mit dem, was er war und was er leistet, enthüllte! Wer darf es als armer, schwacher, sündiger Mensch wagen, so vor Gott, den Allmächtigen, Heiligen und Gerechten, hinzutreten, wie es dieser Pharisäer that? Denn was hat der Mensch, das er nicht von Gott empfangen hätte (1. Kor. 4, 7), und heißt es nicht: „Wenn ihr alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprechet: Wir sind unnütze Knechte; wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren" (Luk. 17, 10). Kann aber bei einem Gebete, wie das war, das wir aus dem Munde des Pharisäers vernommen haben, auch nur mit einem Worte die Rede sein von Selbsterkenntnis, von Demut, von dem Bewußtsein einer Verschuldung, von der Sehnsucht und dem Verlangen nach Gottes Gnade und Barmherzigkeit? Und darum nochmals: Welch widerwärtiges Bild tritt uns in dem selbstgerechten, tugendstolzen und lieblosen Pharisäer entgegen! Was für Eindrücke mögen es aber gewesen sein, die die Hörer Jesu empfingen, als er ihnen in dem Pharisäer das leibhaftige Ebenbild ihres eigenen Seins und Wesens, ihrer eigenen verwerflichen Sinnesart vor die Augen stellte! Müssen sie nicht die tiefste Scham empfunden und erkannt haben, daß eine Sinnesart und Herzensbeschaffenheit, wie sie in dem ganzen Wesen des Pharisäers sich offenbarte und wie sie ihnen selbst in hohem Maße eigen war, unmöglich das Wohlgefallen Gottes erlangen kann, und daß daher der Weg der Selbstgerechtigkeit und des geistlichen Hochmuts wohl zum Verderben, nimmermehr aber zur wahren Gerechtigkeit führt?

Doch der Herr lenkt nun den Blick seiner Hörer auf den betenden Zöllner, und auch unser Blick richtet sich auf ihn in dem frohen Gefühle, daß wir nun wieder wohlthuendere Eindrücke empfangen, daß wir uns wieder erfreuen können an dem Bilde eines Menschen, der so ist, wie er vor Gott sein soll. Denn wir kennen ja schon den weiteren Verlauf der Erzählung Jesu; seinen Hörern freilich war dieser Verlauf nicht bekannt, als er nun auf den Zöllner hinwies, und sie mögen begierig gewesen sein zu erfahren, wie es um die Sinnesweise dieses Menschen stehe. Denn er war ja ein Zöllner, und nach dem schlimmen Rufe seines Standes mußte er — darüber bestand unter den Hörern des Gleichnisses kein Zweifel — in der Schilderung Jesu noch weit unter den Pharisäer zu stehen kommen. In dieser Erwartung sahen sich aber jene Leute gründlich getäuscht. Denn wie durchaus verschieden die Sinnesart des Zöllners von der des Pharisäers war, das mußten sie schon aus seiner Gebetsstellung erkennen. Im

entschiedensten Gegensatz zu jenem selbstbewußten Manne, der sich von den andern Betern vornehm abgesondert hatte und nun in zuversichtlicher Haltung dastand, war der Zöllner zaghaft im einsamen Hintergrunde zurückgeblieben, und als es ihn nun drängt, die Lippen zum Gebete zu öffnen, da wagt er nicht einmal die Augen zum Himmel aufzuschlagen, denn dort thront ja der allmächtige und vollkommene, der heilige und gerechte Gott, dem gegenüber er sich so unendlich klein und gering fühlt und dessen heilige Gebote er — das sagt ihm sein aufrichtiges Herz — so oft in Gedanken, Worten und Werken verletzt hat. Weil sich aber der Zöllner von dem allen innerlich ergriffen und durchdrungen fühlte, darum hielt er sich so scheu und zaghaft zurück, darum stand er so ernst in sich gekehrt da. Und was ist nun der Inhalt seines Gebetes? Jene Leute, „die sich selbst vermaßen, daß sie fromm wären, und verachteten die andern", bekamen dieses Gebet jetzt zu hören, und es war ihnen damit Gelegenheit gegeben, den Zöllner nach seinem innersten Sein und Wesen noch genauer kennen zu lernen. Die Erzählung, wie sie vorliegt, enthält nichts, was zu der Annahme berechtigte, daß sich der Zöllner bisher verschiedener grober Vergehen schuldig gemacht oder daß er es mit der Beobachtung der vorgeschriebenen Religionsgebräuche wenig genau genommen habe. Aber zählt er nun auch, um vor Gott doch nicht ganz unwürdig zu erscheinen, die einzelnen groben Sünden auf, die er nicht begangen hat, und spricht er es angesichts des Höchsten aus, wie er es bisher mit der Erfüllung seiner religiösen Pflichten gehalten habe? Nein, dazu läßt es der tiefsittliche Ernst, der den Zöllner beseelt, bei ihm nicht kommen. Was er bisher Böses unterlassen und Gutes und Lobenswertes etwa gethan hat, das erscheint dem von tiefer Demut erfüllten Manne im Vergleich mit dem, wie der Mensch nach dem heiligen Willen Gottes sein und was er an wahrhaft guten Werken der Frömmigkeit und Sittlichkeit leisten soll, viel zu gering, als daß er in oberflächlicher Selbstzufriedenheit sich irgend ein Verdienst beizulegen vermöchte. Er fühlt sich Gott gegenüber nur als Sünder, und zwar hält er sich für einen größeren Sünder, als es irgend ein anderer Mensch sei, denn wie sein eigenes Herz, sein Wollen und Handeln beschaffen ist, das weiß er ja genau, nicht aber weiß er, was im Innern anderer vorgeht und wie groß oder gering daher der sittliche Wert sei, der ihrem äußeren Thun und Verhalten etwa zukommt. So im Bewußtsein seiner geistigen Armut, seiner Sünden und Schuld und so im Gefühle tiefen Wehes und Leids über seine mannigfaltigen Verfehlungen steht der Zöllner da; es ist ihm, als ob er ganz verzagen müßte, doch da faßt er sich ein Herz, und im festen Vertrauen auf die Gnade Gottes spricht er alles, was ihm das Innerste bewegt, aus in den Worten: „Gott, sei mir Sünder gnädig!"

Und hat der Zöllner auf Erhörung seines Gebetes hoffen dürfen? Daß er dies durfte, das mußten auch die Hörer des Gleichnisses fühlen und erkennen; daß ihm aber die Gnade Gottes, um die er so flehentlich bat, auch wirklich zu teil ward, das spricht Jesus vor jenen bestimmt aus mit den Worten: „Ich sage euch, dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus vor

jenem.“ Ja, der fromm-demütige Zöllner, der in dem lebendigen Bewußtsein seiner Mängel und Schwächen, seiner Sünde und Schuld vor Gott sich so arm, so verlassen und strafwürdig fühlte und der doch so sehnsüchtig nach dem Heil verlangte, dieses Heil aber ausschließlich auf dem Wege des festen Vertrauens auf die Gnade Gottes suchte, — dieser fromm-demütige Mann durfte auf Erhörung seines Gebetes hoffen, und wonach er so sehr sich sehnte, das wurde ihm auch nach der ausdrücklichen Versicherung des Heilandes zu teil. Er ging „gerechtfertigt“ hinab in sein Haus. Das Wohlgefallen Gottes ruhte nun wieder auf ihm; Gott betrachtete ihn als einen Menschen, der in seiner Demut und in seinem Glauben in das rechte Verhältnis zu ihm getreten war, und daher war ihm nun Gott ein Vater voller Gnade, Geduld und Barmherzigkeit. Der Zöllner ging gerechtfertigt hinab in sein Haus „vor jenem“ (dem Pharisäer). Damit wollte Jesus, wie wir gesehen haben, sagen: Der Zöllner war einer andren, einer besseren Gerechtigkeit teilhaftig geworden, als die war, in deren Besitz der Pharisäer zu sein glaubte. Dieser eitle Prahler vor Gott und stolze Verächter seiner Nebenmenschen war in seiner hohen Meinung von sich schon als ein Gerechter in den Tempel gekommen; weil ihm bei seinem Eigendünkel und in seiner maßlosen Selbstüberschätzung nichts fehlte, darum empfand er auch nicht das Bedürfnis, von Gott noch etwas zu erbitten, darum konnte ihm aber auch Gott nichts gewähren; er überließ ihn seiner armseligen Selbst- und Scheingerechtigkeit, in der er tief unter den begnadigten Zöllner zu stehen kam, über den er sich hoch erhaben dünkte.

Es giebt feste, unumstößliche Grundgesetze im Reiche Gottes, nach welchen sich seine Ordnungen vollziehen; eines dieser Grundgesetze heißt: „Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden.“ Mit dem Hinweis auf die ernste, ewige Wahrheit, die in diesen Worten eingeschlossen liegt, begründet der Heiland sein Urteil über das Verhältnis der beiden Beter, in welches sie nach ihrem verschiedenen Gebete zu Gott zu stehen kamen.

Ob jene Leute, an die Jesus seine bildliche Rede zur Lehre und Strafe, zur Besserung und Züchtigung gerichtet hatte, nun in sich gingen, ihren Sinn änderten und fortan das Beispiel des Zöllners sich zum Vorbilde nahmen? Wir wissen es nicht, denn der evangelische Bericht, dem das Gleichnis entnommen ist, spricht sich über den Eindruck, den es auf die Hörer machte, nicht aus. Welcher Art aber dieser Eindruck auch immer gewesen sein mag, — in uns, nicht wahr, liebe Kinder, haben die Lehren, die Mahnungen und Warnungen Jesu, die wir aus seinem Gleichnisse vernommen haben, den festen Vorsatz hervorgerufen, aller pharisäischen Selbstgerechtigkeit, wozu der natürliche Mensch so geneigt ist, zu entsagen und uns dagegen von echter Zöllnerdemut erfüllen und durchdringen zu lassen, damit wir in der Hingabe an Gott und im Vertrauen auf seine Barmherzigkeit seiner Gnade uns würdig machen.

1. Petr. 5, 5: Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen giebt er Gnade. Spr. Sal. 16, 5: Ein stolzes Herz ist dem Herrn ein Greuel und wird

nicht ungestraft bleiben. 1. Joh. 1, 8: So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. Matth. 5, 3: Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr. Matth. 5, 4: Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden.

O König, dessen Majestät
Weit über alles steiget,
Dem Erd und Meer zu Dienste steht,
Vor dem die Welt sich neiget,
Der Himmel ist dein helles Kleid,
Du bist voll Macht und Herrlichkeit,
Sehr groß und wunderthätig.
Ich Armer, ich vermag nichts mehr,
Als daß ich ruf' zu deiner Ehr:
Gott, sei mir Sünder gnädig!

Hier steh ich, wie der Zöllner that,
Beschämet und von ferne,
Ich suche deine Hilf und Gnad,
O, Herr, von Herzen gerne;
Doch weil ich voller Fehler bin
Und, wo ich mich nur wende hin,
Des Ruhmes vor dir ledig,
So schlag' ich nieder mein Gesicht
Vor dir, du reines Himmelslicht:
Gott, sei mir Sünder gnädig!

(Erste und zweite Strophe des Liedes: „O König, dessen Majestät" von V. Löscher, † 1749.)

III. Gruppe.

Gleichnisse aus der letzten Zeit des Lehrens und Wirkens Jesu.

Der gütige Schuldner und der harte Knecht.

(Matth. 18, 21—35.)

(V. 21) Da trat Petrus zu ihm und sprach: Herr, wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir sündiget, vergeben? Ist es genug siebenmal? (V. 22) Jesus sprach zu ihm: Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal. (V. 23) Darum ist das Himmelreich gleich einem Könige, der mit seinen Knechten rechnen wollte. (V. 24) Und als er anfing zu rechnen, kam ihm einer vor, der war ihm zehntausend Pfund schuldig. (V. 25) Da er es nun nicht hatte zu bezahlen, hieß der Herr verkaufen ihn und sein Weib und seine Kinder und alles, was er hatte, und bezahlen. (V. 26) Da fiel der Knecht nieder und betete ihn an und sprach: Herr, habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen. (V. 27) Da jammerte den Herrn desselben Knechts und ließ ihn los, und die Schuld erließ er ihm auch. (V. 28) Da ging derselbe Knecht hinaus und fand einen seiner Mitknechte, der war ihm hundert Groschen schuldig; und er griff ihn an und würgte ihn und sprach: Bezahle mir, was du mir schuldig bist. (V. 29) Da fiel sein Mitknecht nieder und bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen. (V. 30) Er

wollte aber nicht, sondern ging hin und warf ihn ins Gefängnis, bis daß er bezahlte, was er schuldig war. (V. 31) Da aber seine Mitknechte solches sahen, wurden sie sehr betrübt und kamen und brachten vor ihren Herrn alles, was sich begeben hatte. (V. 32) Da forderte ihn sein Herr vor sich und sprach zu ihm: Du Schalksknecht, alle diese Schuld habe ich dir erlassen, dieweil du mich batest; (V. 33) solltest du denn dich nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmet habe? (V. 34) Und sein Herr ward zornig und überantwortete ihn den Peinigern, bis daß er bezahlte alles, was er ihm schuldig war. (V. 35) Also wird euch mein himmlischer Vater auch thun, so ihr nicht vergebet von euren Herzen, ein jeglicher seinem Bruder seine Fehler.

1. Wort- und Sacherklärung.

„Da trat Petrus zu ihm u. s. w."; nachdem Jesus die Matth. 18, 1—20 aufgezeichnete Rede an die Jünger beendigt hatte, trat Petrus aus dem Kreise der übrigen Jünger hervor und zu dem Herrn hin, an den er dann, anknüpfend an die in V. 15—17 ausgesprochene Mahnung, die Frage richtete: „Herr, wie oft u. s. w." — „Ist es genug siebenmal?"; wörtl.: „Bis siebenmal?" („Ist es genug", steht nicht da.) Die Zahl sieben steht hier, wie auch sonst öfters in der hl. Schrift, als Bezeichnung des häufig Wiederholten, z. B. 1. Mos. 33, 3; Spr. 24, 16; Luk. 17, 4. Petrus fragt also den Herrn, ob er dem Bruder, der ihn wiederholt durch Beleidigungen kränke, mehr als ein- oder zweimal, ob er ihm öfters, bis hin zu siebenmal vergeben müsse. — „nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal"; wörtl.: „nicht bis siebenmal, sondern bis siebenzigmal sieben"; das will sagen: Beim Vergeben genügt es nicht, daß dasselbe öfters, daß es vielmal geschehe, sondern es darf dabei überhaupt kein Maß noch Ziel gesteckt werden; der Beleidigte muß immer zum Vergeben bereit sein. — „Darum ist das Himmelreich gleich einem Könige, der u. s. w."; Sinn: Darum, weil nach der eben ausgesprochenen Forderung, die auf einem Grundgesetz des Gottesreiches beruht, die Pflicht zu vergeben für einen Reichsgenossen eine unbegrenzte ist, darum findet zwischen dem Gottesreiche und dem folgenden, in bildlicher Form zur Darstellung gebrachten Begebnisse eine Ähnlichkeit statt. — „der mit seinen Knechten rechnen wollte"; die Knechte sind hier als Beamte oder Diener des Königs zu denken, welchen er seine Güter und die Einkünfte derselben zur Verwaltung übertragen hatte. Mit diesen Dienern wollte der König Abrechnung halten, um sich davon zu überzeugen, wie es mit der Verwaltung seiner Güter stehe. — „zehntausend Pfund"; das griechische Wort Tálanton, welches Luther hier mit „Pfund", sonst mit „Centner" übersetzt hat, heißt eigentlich Wage; es ist dann auch der Ausdruck für ein bestimmtes Gewicht, und endlich bezeichnet es eine diesem Gewicht entsprechende Geldsumme, deren Wert in den verschiedenen Staaten verschieden war. Hier ist wohl das gebräuchlichste attische Talent gemeint, nach dem in Korinth, Tarent, Sicilien, Thessalien, Makedonien seit Alexander d. Gr. gemünzt wurde und dessen Wert nach unserem Gelde etwa 4500 *M* betrug. Zehntausend solcher Talente repräsentierten also den Wert von 45 Millionen *M*. Wenn die Schuldsumme hier so außerordentlich hoch gegriffen ist, so erklärt sich dies

daraus, daß von der Verwaltung königlicher Güter die Rede ist; außerdem erforderte es, wie wir sehen werden, die Tendenz des Gleichnisses, die Schuldsumme möglichst hoch zu bemessen. — „hieß der Herr verkaufen ihn u. s. w.“; befahl der Herr, daß der Knecht verkauft werde samt seinem Weibe u. s. w. Der Befehl des Königs entsprach dem mosaischen Recht, nach welchem der Schuldner selbst, wie auch sein Weib und seine Kinder vom Gläubiger behufs seiner Schadloshaltung verkauft werden durften (2. Mos. 22, 3; 3. Mos. 25, 39; 2. Kön. 4, 1). Der im vorliegenden Falle zu erzielende Erlös reichte ja allerdings zur Deckung der Schuld entfernt nicht hin; es sollte aber auf dem Wege des geordneten Rechtsverfahrens an Geld herbeigeschafft werden, was sich herbeischaffen ließ. — „Da fiel der Knecht nieder und betete ihn an“; wörtlich übersetzt heißt die Stelle: „Niederfallend nun warf sich der Knecht vor ihn hin“; das will sagen: Infolge des von dem Herrn erlassenen strengen Befehls fiel der Knecht vor jenem auf die Kniee und warf sich dann nach der Weise morgenländischer Demütigung auf das Angesicht. Beides, das auf die Kniee Fallen und das sich auf das Angesicht Werfen ist hier der Ausdruck des flehenden Bittens, an den Stellen Matth. 2, 11; 4, 9 der Ausdruck huldigender Verehrung; dort, wie hier, hat Luther das griechische Wort für das Niederwerfen auf das Angesicht mit „anbeten“ (was das Wort sonst auch bedeutet) übersetzt. — „ich will dir alles bezahlen“; in seiner Angst verspricht der Knecht mehr, als er bei der Höhe der Schuldsumme zu leisten vermag; seine große Bedrängnis läßt ihm nicht Zeit, ruhig zu überlegen, ob er sein Versprechen auch werde halten können. — „Da jammerte den Herrn desselben Knechtes und ließ ihn los“; da erbarmte sich der Herr des Knechtes und hob aus Mitleid gegen ihn den erlassenen Befehl des Verkaufens auf. — „und die Schuld erließ er ihm auch“; der Herr ging in seinem Erbarmen gegen den Knecht noch weit über das von diesem Erbetene hinaus, er erließ ihm sogar die ungeheuer große Schuld. — „hundert Groschen“; wörtl.: „hundert Denare“. Über Denar vgl. S. 68. Hundert Denare wären nach unserem Gelde etwa 65 *M*, eine verschwindend kleine Summe im Vergleich mit jenen 45 Millionen *M*. — „würgte ihn“; würgen = ersticken oder doch fast ersticken machen, an der Kehle packen, drosseln; erwürgen = durch Würgen töten. Nach römischem Recht war es dem Gläubiger gestattet, den Schuldner am Halse zu packen und ihn vor Gericht zu schleppen. — „Er wollte aber nicht“; wollte nicht Geduld haben und an seinem Mitknechte Barmherzigkeit üben, wie sie an ihm geübt worden war, sondern „ging hin“, schleppte ihn wirklich in aller Form des strengen Rechts vor den Richter und „warf ihn ins Gefängnis“, überlieferte ihn kraft des richterlichen Spruches, den er sich ausgewirkt, dem Schuldgefängnis. — „Da aber seine Mitknechte solches sahen, wurden sie sehr betrübt u. s. w.“; als seine Mitknechte, die vorher Zeugen seiner Begnadigung seitens des Königs gewesen waren und sich über das ihm widerfahrene Glück gefreut hatten, sahen, wie er, der kaum Befreite,

gegen seinen Mitknecht verfuhr, wurden sie über solches Verfahren betrübt und berichteten ihrem Herrn den Vorgang in allen Einzelheiten. Das thaten aber die Mitknechte in dem Zutrauen zu ihrem Herrn, daß er gegen den hartherzigen Menschen einschreiten werde. — „Du Schalksknecht"; wörtl.: „du böser oder schlechter Knecht". Einen bösen oder schlechten Knecht nennt ihn der Herr mit Rücksicht auf sein Verfahren gegen den Mitknecht. Wäre er kein schlechter, sondern ein rechter Knecht gewesen, so hätte er, wie der Herr an ihm, dem unverhältnismäßig größeren Schuldner, Erbarmen geübt hatte, auch seinerseits gegen den Mitknecht Erbarmen geübt. — „den Peinigern"; den Folterknechten, eine besondere Klasse von Gefängniswärtern, die auch das Geschäft der Tortur hatten. — „bis daß er bezahlte alles, was er schuldig war"; für alle Zeit seines Lebens wurde nun der unbarmherzige Knecht, für den es eine Unmöglichkeit war, die unermeßliche Schuld jemals zu bezahlen, zu schwerer, peinlicher Haft in die Hand der rauhesten Gefängniswärter überliefert; was er seinem Mitknechte gethan, widerfuhr ihm nun selbst, nur nach Art und Dauer seiner Lage in viel höherem Maße.

2. Veranlassung und Zweck des Gleichnisses.

In der schon vorhin angeführten Rede Jesu an seine Jünger hatte er dieselben unter anderem über das Verhalten belehrt, das jeder von ihnen dem Bruder gegenüber bethätigen müsse, im Falle ihm dieser in Worten oder Werken zu nahe trete oder an ihm sich versündige. Er hatte gefordert, daß dann der Gekränkte alles aufbieten müsse, um den Beleidiger von seinem Unrecht zu überzeugen und ihn wieder zu gewinnen. Zuerst solle sich jener mit diesem unter vier Augen, also in der für ihn mildesten Form, zu verständigen suchen; bleibe dieser Versuch ohne den gewünschten Erfolg, dann solle die Versöhnung in Gegenwart eines oder zweier Zeugen angestrebt werden. Lasse sich der schuldige Bruder auch auf diesem Wege des Entgegenkommens nicht gewinnen, dann solle er gleichwohl noch nicht aufgegeben werden; aber nun möge seine Verschuldung auch zur öffentlichen Kenntnis gelangen, nun solle die Gemeinde zum Richter über ihn aufgerufen werden. Weigere sich der Beleidiger auch jetzt noch, sein Unrecht einzusehen und von seiner feindseligen Gesinnung abzustehen, dann endlich dürfe ihn der Gekränkte als einen solchen betrachten, mit dem er nicht mehr in brüderlicher Gemeinschaft stehe.

Ein solches Verfahren gegen den schuldigen Bruder, wie es Jesus hier von seinen Jüngern fordert, hat aber zur Voraussetzung, daß der Gekränkte trotz des ihm widerfahrenen Unrechts zum Vergeben von Herzen bereit sei. Nun wird es ja der Christ im gegebenen Einzelfalle an solcher Bereitwilligkeit zum Vergeben nicht fehlen lassen; aber wie stellt sich die Sache dann, wenn sich die Beleidigungen und Kränkungen von seiten desselben Mitbruders wiederholen? Giebt es dann nicht für die Ausübung der Pflicht zu vergeben eine Schranke? Immer und immer wieder zu vergeben, das kann doch wohl nicht gefordert werden! Solche Erwägungen mögen es

gewesen sein, die sich dem leicht erregten Petrus unter den Belehrungen des Herrn aufgedrängt hatten und die ihn zu der Frage veranlaßten: „Herr, wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir sündiget, vergeben? Bis siebenmal?“ Muß ich ihm mehr als ein- oder zweimal, muß ich ihm öfter, wohl gar bis zur Grenze des Siebenmaligen die wiederholten Kränkungen vergeben? — das war also, wie wir schon oben gesehen haben, der Sinn der Frage des Petrus, der noch nicht vom vollen Geiste echter Liebe, die sich nicht erbittern läßt, die alles erträgt und alles duldet (1. Kor. 13, 5—7), erfaßt und durchdrungen war.

Welche Antwort giebt nun der Herr auf die an ihn gerichtete Frage? Er spricht: „Ich sage dir, nicht bis siebenmal, sondern bis siebenzigmal sieben!“ Das hieß aber im Munde Jesu: Unzählige Mal, immer wieder soll sich die Vergebung auch bei fortgesetzter Kränkung des Bruders wiederholen: so will es Gott, das ist ein in seinem Reiche geltendes Grundgesetz. Denn Gott selbst, so hätte Jesus fortfahren können, kennt von vornherein im Vergeben gegen die Reichsgenossen keine Grenze, woraus sich für diese die Pflicht ergiebt, auch ihrerseits unbeschränkte Vergebung zu üben, zumal sie infolge ihrer großen Verschuldung dem Reichsoberhaupt gegenüber auf dessen Huld und Gnade fort und fort angewiesen sind. Erfüllen sie aber jene Pflicht nicht, so können sie nach den Ordnungen und Gesetzen des Gottesreiches auch nicht auf den Erlaß der eigenen großen Schuld rechnen, ja sie gehen sogar der ihnen bereits zu teil gewordenen Vergebung wieder verlustig, denn göttliches und menschliches Vergeben stehen nun einmal im innigsten Zusammenhange miteinander. Diese Gedanken bringt Jesus zur Begründung seiner Forderung des unbeschränkten Vergebens nicht in der Form abstrakter Belehrung, sondern in einer bildlichen Erzählung und dadurch noch wirksamer zum Ausdrucke. Daß aber der Herr beim Vortrage seines Gleichnisses darthun wollte, warum für jeden Reichsgenossen dem fehlenden Bruder gegenüber die Pflicht unbegrenzter Vergebung bestehe, oder, um den Zweck des Gleichnisses noch bestimmter zu bezeichnen, daß, wer im Vergeben gegen andere sich eine Grenze setze, damit auch die für sich zu erhoffende göttliche Gnade begrenzt, ja der Gnade Gottes, insoweit er sie schon erfahren hat, wieder verlustig geht und sich dadurch das Gericht Gottes in seiner ganzen Strenge zuzieht, das geht klar aus dem deutenden Schlußwort des Herrn hervor: „Also wird auch mein himmlischer Vater euch thun, so ihr nicht vergebet von euren Herzen ein jeglicher seinem Bruder seine Fehler“, — ein Wort, das einen ergreifenden Kommentar bildet zur fünften Bitte im Vaterunser.

Gehen wir nun zur Auslegung des Gleichnisses über und fassen wir dabei die einzelnen Züge desselben recht scharf ins Auge, um die daran veranschaulichten Lehren und Mahnungen klar zu erkennen und sie tief ins Herz aufzunehmen.

3. Auslegung des Gleichnisses.

Das Gleichnis besteht aus drei Teilen. Der erste Teil geht von V. 23—27, der zweite Teil von V. 28—30, der dritte Teil von V. 31 bis 34, worauf in V. 35 das deutende Schlußwort des Herrn folgt. Der Inhalt des Gleichnisses, den wir vorerst noch einmal im Zusammenhange überblicken, ist folgender.

Ein König steht im Begriffe, mit seinen Dienern, denen er die Verwaltung seiner Güter und der Einkünfte derselben übertragen hat, Abrechnung zu halten. Als dieselbe im Gange ist, erscheint einer der Diener, der dem König eine überaus große Summe schuldig ist, nach unserem Gelde etwa 45 Millionen *M*. Da der Schuldner nicht in der Lage ist, diese Summe zu bezahlen, so befiehlt der König auf Grund des ihm zustehenden Rechts, daß der Knecht samt seinem Weibe, seinen Kindern und allem, was ihm sonst noch gehört, verkauft werde. Die zu lösende Summe wird zwar bei weitem nicht hinreichen, die Schuld zu decken; aber der König will sich so viel als möglich schadlos halten, und darum erteilt er den strengen Befehl. Kaum hat der Knecht diesen Befehl, der ihn und die Seinigen der Sklaverei überantwortet, vernommen, da fällt er vor dem König auf die Kniee, wirft sich dann auf das Angesicht nieder und bittet flehentlich um Geduld, wobei er in der Angst seines Herzens mehr verspricht, als er zu halten vermag: er will die ganze Schuld bezahlen. Und er bittet nicht vergebens. Seine verzweiflungsvolle Lage rührt dem König das Herz und, von Mitleid ergriffen, hebt er den gegen den Knecht erlassenen Befehl nicht bloß auf, sondern erläßt ihm auch die ganze große Schuld. Was geschieht nun weiter? Darüber berichtet der zweite Teil des Gleichnisses.

Derselbe Knecht, der soeben über Hoffen und Erwarten auf seine Bitte Erhörung gefunden hat, geht hinaus und begegnet einem seiner Mitknechte, der ihm hundert Groschen (Denare) schuldig ist, eine verschwindend kleine Summe im Vergleich mit derjenigen, die ihm erlassen worden ist. Und der Knecht, dem gewiß unter der ihm eben zu teil gewordenen reichen Gnade das Herz recht weich und warm geworden ist, übt doch — darüber kann ja gar kein Zweifel bestehen — nun auch seinerseits an dem Mitknechte volle Nachsicht und Geduld? Nein; es ist unglaublich, was von ihm berichtet wird, aber es ist also geschehen: der herzlose Mensch packt den Mitknecht unter den barschen Worten: „Bezahle mir, was du mir schuldig bist!" nicht bloß an der Kehle, sondern wirft ihn auch, obwohl der Bedrängte bittend und flehend dieselben Worte ausspricht, die der jetzt so unbarmherzige Gläubiger vor wenigen Augenblicken als Schuldner selbst gestammelt hatte, ins Gefängnis, bis daß er bezahle, was er schuldig sei. Wir sind entrüstet über solche Unthat und erwarten, daß ihr aufs strengste vergolten werde. In dieser Erwartung sehen wir uns auch nicht getäuscht.

Wie nämlich der letzte Teil des Gleichnisses berichtet, waren andere Diener des Königs Zeuge der empörenden That gewesen. Tief betrübt darüber, daß ihr Mitknecht unter den vorliegenden Umständen — sie waren

ja vorher auch Zeugen seiner Begnadigung gewesen — so unbarmherzig handeln konnte, eilen sie zum König und berichten ihm alles, was sich begeben hat. Auf die Mitteilung der Knechte wird aber der Zorn des Königs gegen den Übelthäter aufs höchste erregt; er hält ihm mit harten Worten und unter dem Hinweis auf die ihm selbst widerfahrene reiche Begnadigung sein empörendes Unrecht vor und überantwortet ihn dann, da ja an ein Bezahlen seiner großen Schuld niemals zu denken war, für alle Zeit zu schwerer, peinlicher Haft den rauhesten Gefängniswärtern als Strafe für sein herzloses Verfahren. „Also wird euch mein himmlischer Vater auch thun, so ihr nicht vergebet von euren Herzen ein jeglicher seinem Bruder seine Fehler"; mit diesem deutenden Ausspruche weist der Herr am Schlusse seiner bildlichen Erzählung auf die dem Petrus V. 22 gegebene Antwort zurück. So, nach Analogie des hier von dem König über den Knecht geübten Gerichts, ganz ebenso, will der Herr mit seinem Ausspruche sagen, wird mein himmlischer Vater auch gegen euch verfahren, wenn ihr nicht fort und fort dem schuldigen Bruder gegenüber zum Vergeben bereit seid.

Aufs anschaulichste und in der überzeugendsten Weise hatte Jesus dem Petrus und den andern Jüngern in der bildlichen Erzählung dargethan, daß für einen jeden Reichsgenossen die Pflicht zu vergeben eine unbegrenzte ist, und daß, wer diese Pflicht nicht übt, des eigenen Gnadenstandes unwürdig wird und infolge dessen das Gericht Gottes in seiner ganzen Strenge sich zuzieht. In dem König des Gleichnisses mußten ja die Jünger sofort das Bild für Gott erblicken, und in den Knechten, mit denen dieser König Abrechnung hielt, mußten sie das Bild für die Reichsgenossen erkennen. Da war einer der königlichen Diener vor seinem Herrn erschienen, dem er eine überaus große Summe schuldete. An ein Bezahlen derselben war nicht zu denken, und wenn der König darauf hätte bestehen wollen, sich nur einigermaßen schadlos zu halten, der Diener wäre mit allem, was sein war, zu Grunde gerichtet worden. In diesem tief verschuldeten Diener trat den Jüngern das getreue Bild eines jeden Reichsgenossen vor die Augen. Oder ist es nicht so, daß ein jeder Genosse des Reiches Gottes, und wäre er der frömmste, dem heiligen Herrn und König gegenüber als großer Schuldner dasteht? Wenn der Christ in Aufrichtigkeit des Herzens seinen Wandel, seine Worte und Gedanken prüft und dabei der vielen Sünden gedenkt, deren er sich, sei es durch Unterlassung des Guten oder durch Ausübung des Bösen, sei es innerlich in Gedanken und Neigungen oder äußerlich in Worten und Werken, sei es mit Wissen und Vorbedacht oder aus Schwachheit und Übereilung schon schuldig gemacht hat und die er wohl noch täglich begeht; wenn er dann schmerzerfüllt ausruft: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen vom Leibe dieses Todes?" (Röm. 7, 24) — fühlt er sich dann nicht vor Gott, seinem himmlischen Herrn und König, als Schuldner von 10000 Pfund? Und wo wäre nun jemand zu finden, der diese seine Schuld abzutragen, der durch seine eigenen Leistungen gut zu machen vermöchte, was er alles gegen Gott verbrochen hat! Ist es nicht so, daß, wenn Gott streng und unerbittlich auf seinen Forderungen bestände, auch der Frömmste vor ihm

nicht würde bestehen können, sondern daß er vielmehr dem schwersten Gericht verfiele? Aber „die Güte des Herrn ist's, daß wir nicht gar aus sind; seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu“ (Klagel. Jer. 3, 22. 23); die Genossen des Gottesreiches dürfen zu Gott beten — der Heiland selbst hat es sie gelehrt —: „Vergieb uns unsere Schuld!“ und der gnädige Vater im Himmel erläßt ihnen auch die Schuld, wenn sie geängsteten Geistes und zerschlagenen Herzens zu ihm flehen: diese trostreiche Wahrheit wurde von dem Herrn im ersten Teile seines Gleichnisses den Jüngern aufs anschaulichste und in der überzeugendsten Weise zur Erkenntnis gebracht. Von tiefem Mitleid bewegt, läßt der König dem angsterfüllten Knecht gegenüber Gnade für Recht ergehen; er hat auf sein Bitten und Flehen nicht nur Geduld mit ihm, sondern er erläßt ihm auch die ganze Schuld, — an diesem Vorgange der bildlichen Erzählung veranschaulichte der Herr den Jüngern die Wahrheit, daß Gott den Genossen seines Reiches ihre Sünden, wie groß und schwer sie auch seien, aus freiem Erbarmen vergiebt.

Hatte nicht Petrus schon jetzt, als er das Gleichnis bis dahin vernommen, erkennen müssen, daß er seine Frage an den Herrn, wie vielmal er seinem Bruder, der an ihm sündige, vergeben müsse, gar nicht hätte stellen dürfen? Wenn den schwer verschuldeten Genossen des Reiches Gottes von ihrem Herrn und König so große Gnade zu teil wird, kann da noch davon die Rede sein, wie vielmal sie sich unter einander bei vorkommender Verschuldung vergeben müssen? Was aber Petrus schon jetzt hatte einsehen müssen, das wurde ihm durch die weiteren Vorgänge in der bildlichen Erzählung noch überzeugender zum Bewußtsein gebracht. In dem Mitknechte nämlich, der dem eben so reich begnadigten Genossen hundert Groschen (Denare) schuldete, trat ihm das Bild des gegen den Bruder sündigenden Bruders vor die Augen. Die Schuld jenes Mitknechtes seinem Genossen gegenüber war eine verschwindend kleine im Vergleich zu derjenigen, mit welcher dieser seinem Herrn gegenüber belastet gewesen und die ihm erlassen worden war. So ist aber auch, das mußte doch Petrus einsehen, die Verschuldung des einzelnen Reichsgenossen dem andern gegenüber eine verschwindend kleine im Vergleich zu derjenigen, mit welcher jeder Angehörige des Reiches Gottes dem Herrn dieses Reiches gegenüber beschwert ist. Denn wo käme es jemals vor, daß sich ein Christ gegen den andern in demselben Maße versündigte, wie es von ihm gegen Gott geschieht? Mag er die Vergehungen anderer gegen sich noch so genau nachrechnen, sie sind doch unendlich gering im Vergleich mit den Sünden, deren er sich täglich gegen Gott schuldig macht. Aber wie nun? Wenn ein Reichsgenosse bei der eigenen großen Schuld gegen das Reichsoberhaupt und bei den geringen Vergehungen anderer gegen ihn nicht jederzeit diesen andern gegenüber zum Vergeben sich bereit zeigen wollte; wenn er vielmehr in ähnlicher Weise, wie es von dem Knecht im Gleichnisse seinem Mitknechte gegenüber geschah, auf voller Genugthuung bestände, also die Hand zur Versöhnung verweigerte und den Groll im Herzen gegen diesen fortbestehen ließ: würde sich dann

nicht ein solcher Reichsgenosse des eigenen Gnadenstandes durchaus unwürdig machen und müßte nicht über ihn das schwerste Gericht ergehen? Was sich aber so einem jeden, der natürlich fühlt und empfindet, als eine Forderung der göttlichen Gerechtigkeit aufdrängt, das mußte auch dem Petrus als ein Gesetz des Reiches Gottes erscheinen, und ohne Zweifel war er jetzt noch mehr als schon vorher zu der Erkenntnis gekommen, daß seine an den Herrn gerichtete Frage aus einer Gesinnung entsprungen sei, wie sie ein Reichsgenosse nicht hegen darf.

Daß aber der Herr des Himmelreiches neben seiner reichen Gnade auch seine Gerechtigkeit nach ihrer ganzen Strenge walten läßt, wenn sich Genossen seines Reiches durch ihr hartherziges Verhalten gegen andere seiner Gnade unwürdig machen, das wurde dem Petrus noch an dem letzten Vorgang im Gleichnisse und durch das Schlußwort des Herrn: „Also wird euch mein himmlischer Vater auch thun, so ihr u. s. w." zur vollen Gewißheit gebracht. Dieser letzte Vorgang im Gleichnisse, in welchem dem Petrus das Bild des göttlichen Strafgerichts als die unfehlbar zu erwartende Folge des Nichtvergebens vor die Augen trat, und das an diesen Erzählungsvorgang geknüpfte Warnungswort des Herrn mußte auf Petrus den tiefsten Eindruck machen, und er fragte gewiß nicht wieder: „Wie oft muß ich meinem Bruder, der an mir sündiget, vergeben?" Er war darüber belehrt worden, daß das Vergeben nicht so und so vielmal stattfinden soll, sondern daß es immer wieder geschehen muß, daß für einen Reichsgenossen die Pflicht *unbegrenzter*, von Herzen kommender Vergebung besteht, deren Unterlassung für den Betreffenden den eigenen Stand der Gnade aufhebt und die volle Strenge des Gerichts über ihn herbeiführt.

Liebe Kinder! Was der Heiland hier im Bilde dem Petrus und den andern Jüngern zur Erkenntnis brachte, das ist auch uns zur Lehre, zur Mahnung und Warnung gesagt. O, so laßt uns denn die wichtigen Belehrungen und die ernsten Ermahnungen des Gleichnisses tief zu Herzen nehmen und unser Thun und Verhalten stets darnach einrichten. Laßt uns, wenn andere mit Worten uns kränken oder wenn sie durch ihre Thaten uns Schaden, Gewalt und Unrecht zufügen, laßt uns dann niemals mit den Kindern dieser Welt sprechen: „Die Rache ist süß" oder, was man so oft vernimmt: „Das vergesse ich ihm mein Lebtag nicht", sondern laßt uns vielmehr eingedenk unserer eigenen schweren Schuld, für die wir von Gott Vergebung hoffen, zum Vergessen und Vergeben stets von Herzen bereit sein. Und darin soll und möge uns noch das Beispiel unseres Herrn und Heilandes bestärken, „welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litte, er stellte es aber dem heim, der da recht richtet" (1. Pet. 2, 23), und der uns beten gelehrt hat: „Vergieb uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern." Daß uns das in dieser Bitte enthaltene Versprechen stets von Herzen komme und daß wir unsern Beleidigern und Widersachern gegenüber auch stets Ernst damit machen, dazu verleihe uns Gott seinen Beistand!

Luk. 6, 37: Vergebet, so wird euch vergeben. Matth. 6, 14. 15: Denn so ihr

den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben. Wo ihr aber den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird euch euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben. Eph. 4, 32: Seid aber unter einander freundlich, herzlich und vergebet einer dem andern, gleichwie Gott euch vergeben hat in Christo.

Die Arbeiter im Weinberge.

(Matth. 20, 1—16.)

(V. 1) Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am Morgen ausging, Arbeiter zu mieten in seinen Weinberg. (V. 2) Und da er mit den Arbeitern eins ward um einen Groschen zum Tagelohn, sandte er sie in seinen Weinberg. (V. 3) Und ging aus um die dritte Stunde und sah andere an dem Markte müßig stehen (V. 4) und sprach zu ihnen: Gehet ihr auch hin in den Weinberg; ich will euch geben, was recht ist. (V. 5) Und sie gingen hin. Abermal ging er aus um die sechste und neunte Stunde und that gleich also. (V. 6) Um die elfte Stunde aber ging er aus und fand andere müßig stehen und sprach zu ihnen: Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? (V. 7) Sie sprachen zu ihm: Es hat uns niemand gedinget. Er sprach zu ihnen: Gehet ihr auch hin in den Weinberg, und was recht sein wird, soll euch werden. (V. 8) Da es nun Abend ward, sprach der Herr des Weinbergs zu seinem Schaffner: Rufe die Arbeiter und gieb ihnen den Lohn und hebe an an den letzten bis zu den ersten. (V. 9) Da kamen, die um die elfte Stunde gedinget waren, und empfing ein jeglicher seinen Groschen. (V. 10) Da aber die ersten kamen, meinten sie, sie würden mehr empfangen; und sie empfingen auch ein jeglicher seinen Groschen. (V. 11) Und da sie den empfingen, murrten sie wider den Hausvater (V. 12) und sprachen: Diese letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gemacht, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben. (V. 13) Er aber antwortete und sagte zu einem unter ihnen: Mein Freund, ich thue dir nicht Unrecht. Bist du nicht mit mir eins geworden um einen Groschen? (V. 14) Nimm, was dein ist, und gehe hin. Ich will aber diesen letzten geben, gleichwie dir. (V. 15) Oder habe ich nicht Macht zu thun, was ich will, mit dem Meinen? Siehest du darum scheel, daß ich so gütig bin? (V. 16) Also werden die letzten die ersten, und die ersten die letzten sein. Denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.

1. Wort- und Sacherklärung.

„Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater u. s. w.“; im Himmel- oder Gottesreiche findet Ähnliches statt, wie das ist, was in der folgenden Erzählung von einem Hausvater (Hausherrn) berichtet wird. — „am Morgen“; um 6 Uhr morgens. Nach dem Exil war es bei den Juden üblich geworden, den natürlichen Tag, die Zeit des Tageslichtes, durchschnittlich von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends zu rechnen und ihn in 12 Stunden einzuteilen. Den chronologischen Tag rechneten die Juden, wie dies noch jetzt von ihnen geschieht, von einem Sonnenuntergang bis zum andern (3. Mos. 23, 32). — „Und da er mit den Arbeitern eins ward um einen Groschen zum Tagelohn u. s. w.“; nachdem der Hausherr mit den Arbeitern, welche er auf seinem ersten Ausgange antraf, auf einen Groschen Tagelohn übereingekommen war, schickte er sie in seinen Weinberg. — „Groschen“; wörtl.: „Denar“; vgl. S. 68. — Ein Denar war der gewöhnliche und für die damalige Zeit auch ein durchaus anständiger Tagelohn. — „um die dritte Stunde“; vormittags um 9 Uhr. — „und sah andere an dem Markte müßig stehen“;

fand Arbeiter auf dem Markte (Marktplatze), die ihm auf seinem ersten Ausgange nicht zu Gesicht gekommen waren und die noch darauf warteten, gedinget zu werden. — „was recht ist“; was den Forderungen des Rechts und der Billigkeit entspricht. Wie den zuerst gedungenen Arbeitern nach dem mit ihnen getroffenen Übereinkommen für die volle Tagesarbeit der volle Betrag eines Tagelohnes zugesichert worden war, so sollten die später Gedungenen einen Lohn empfangen, der zum Maße ihrer nicht mehr vollen Tagesarbeit im entsprechenden Verhältnisse stehe. Es wird hier, wie bei den übrigen Abmachungen mit den Arbeitern, vorausgesetzt, daß sie alle an dem ihnen aufgetragenen Werke, so verschieden dasselbe an Umfang war, redlich und gewissenhaft arbeiten werden. „sechste, neunte, elfte Stunde“; 12, 3, 5 Uhr. Die verschiedene Berufszeit der einzelnen Arbeiter bedingt die verschiedene Dauer ihrer Arbeit im Weinberge und damit auch die Verschiedenheit des Maßes ihrer Arbeitsleistungen. — „Da es nun Abend ward“; um 6 Uhr. — „Schaffner“; Wirtschaftsverwalter, Aufseher. — „und gieb ihnen den Lohn“; den dir bewußten Lohn. Es wird in der Erzählung stillschweigend vorausgesetzt, daß sich der Hausherr mit dem Verwalter vorher über die Lohnverteilung verständigt habe. — „und hebe an an den letzten bis zu den ersten“; die Auszahlung soll in der Weise geschehen, daß bei den letzten Arbeitern begonnen und bis zu den ersten fortgefahren werde. Es kann auffallend erscheinen, daß der Hausherr die Anordnung bezüglich der Lohnauszahlung gerade so, wie darüber berichtet wird, trifft. Nach dem Gange der Erzählung hat aber diese Anordnung die Bedeutung, daß sie das nun folgende Gespräch des Hausherrn mit den zuerst gedungenen Arbeitern einleiten soll. Alle Arbeiter waren, wie aus den Worten: „Rufe die Arbeiter“ hervorgeht, bei der Lohnausteilung zugegen, und es ließ sich erwarten, daß die zuerst Gedungenen über das auffallende Verfahren des Hausherrn in der Lohnbemessung sich aussprechen würden, wodurch dieser dann Gelegenheit erhielt, sein Verfahren zu rechtfertigen. In dem sich nun entspinnenden Zwiegespräch lag aber, wie wir später sehen werden, der Schwerpunkt der Belehrungen, welche der Herr den Jüngern erteilen wollte. — „und empfing ein jeglicher seinen Groschen“; richtiger zu übersetzen: „empfingen sie je einen Groschen“ (Denar). Einem jeden dieser Arbeiter wurde also, obgleich sie nur eine Stunde gearbeitet und demgemäß auf den Lohn einer vollen Tagesarbeit keine Aussicht hatten, dieser Lohn dennoch unverkürzt eingehändigt. — „Da aber die ersten kamen, meinten sie, sie würden mehr empfangen“; im Hinblick auf die eben stattgefundene Lohnverteilung hegten nun die zuerst Gedungenen die naheliegende Erwartung, daß sie für ihre so viel größere Arbeitsleistung mehr als einen Groschen (Denar) empfangen würden. In dieser Erwartung sahen sie sich aber getäuscht: „sie empfingen auch ein jeglicher seinen Groschen“; richtiger: „auch sie empfingen je einen Groschen“ (Denar); sie wurden also im Lohne den letzten, die nur eine Stunde gearbeitet hatten, ganz gleich gestellt. — „murrten sie wider den Hausvater“; murren, vgl. S. 92. — „du

hast sie uns gleich gemacht"; hast sie uns im Lohne gleichgestellt. Die Worte drücken einen Vorwurf gegen den Hausherrn aus; begründet wird dann dieser Vorwurf mit den Worten: „die wir des Tages Last (die Beschwerden der vollen Tagesarbeit) und Hitze (die Hitze während der Mittagszeit im Gegensatz zu der kühlen Abendstunde, während welcher die zuletzt Eingetretenen gearbeitet) getragen haben." — „Er antwortete aber und sagte zu einem unter ihnen"; zu einem, der den Sprecher gemacht und die Unzufriedenheit ihrer aller zum Ausdrucke gebracht hatte. Was diesem einen vom Hausherrn erwidert wird, gilt natürlich allen, in deren Namen jener sprach. — „Mein Freund"; begütigende Anrede. — „ich thue dir nicht Unrecht"; ich begehe kein Unrecht an dir, wenn ich dir nicht mehr gebe, als du empfangen hast. — „Bist du nicht mit mir eins geworden"; mit mir übereingekommen. — „Nimm, was dein ist"; was dir nach unserem Übereinkommen gehört und was dir auch geworden ist. — „und gehe hin"; nämlich nach Hause. — „Ich will aber u. s. w."; der Nachdruck liegt auf will; der Hausherr drückt durch seine Entgegnung aus, daß es nun einmal sein Wille sei, so zu verfahren, wie er verfährt. Daß er zu diesem seinem Verfahren das unbestrittene Recht habe, besagt dann die Frage: „Oder habe ich nicht Macht zu thun, was ich will, mit dem Meinen?", d. h. Ist es mir etwa nicht erlaubt, in Sachen meines Eigentums nach freiem Belieben zu verfahren? — „Siehest du darum scheel, daß ich so gütig bin?"; scheel, Adj. u. Adv.: *das Auge schräg seitwärts gewendet; nur auf einem Auge sehend; dann:* neidisch sein, neidisch nach andern hinschielen. Davon die Scheelsucht, Neid- und Mißgunst. Also Sinn der Frage: Liegt etwa der Grund deiner Unzufriedenheit in dem Neid gegen die andern, die meine Güte dir gleichgestellt hat? Durch die erste der beiden Fragen hat der Hausherr dem Murrenden noch weiter darthun wollen, daß für ihn kein Grund zur Beschwerde vorhanden sei; durch die zweite beschämende Frage sucht er ihm dann noch den letzten Rest von Unzufriedenheit zu nehmen, indem ja der Gefragte selbst nicht wird zugeben wollen, daß er neidisch sei. Ungewöhnlich und auffallend, so hätte der Hausherr zu dem murrenden Arbeiter sagen können, mag dir mein Verfahren immerhin erscheinen; aber ein wirkliches Unrecht wirst du darin bei redlicher Erwägung der in Betracht kommenden Umstände nicht finden können, es müßte denn sein, daß Neid und Mißgunst dich erfüllen. — „Also werden die letzten die ersten und die ersten die letzten sein"; deutender Ausspruch Jesu, der nicht mehr zum Gleichnisse gehört. Der Sinn dieser Worte wird sich später bei Gelegenheit der Auslegung des Gleichnisses ergeben. Hier sei nur bemerkt, daß der Ausspruch auf den fast gleichlautenden Satz Kap. 19, 30 zurückweist. — „Denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt"; ein Zusatz, der nach gewichtigen Zeugnissen nicht ursprünglich an der gegenwärtigen Stelle gestanden hat, sondern aus dem Gleichnisse von dem königlichen Hochzeitsmahl (Matth. 22, 14) herüber genommen worden ist. Die Worte bleiben daher bei der weiteren Besprechung außer Betracht.

2. Veranlassung und Zweck des Gleichnisses.

Nach Kap. 19,16 hatte ein reicher Jüngling an Jesus die Frage gerichtet, was er Gutes thun müsse, um das ewige Leben zu haben oder, was dasselbe ist, um der Seligkeit teilhaftig zu werden. Jesus hatte den Jüngling auf die Beobachtung der verschiedenen Gebote verwiesen und dann, als der Jüngling meinte, alle diese Gebote schon bisher gehalten zu haben, von ihm gefordert, daß er alles, was er habe, verkaufen, den Erlös den Armen geben und ihm, dem Herrn, nachfolgen solle. Diese Forderung war dem Jüngling zu hart erschienen, denn er hatte viele Güter, zu deren Aufopferung er sich nicht entschließen konnte, und er ging daher betrübt davon. Offenbar war es dieser Vorgang und insbesondere die von Jesus dem Jünglinge unter der Bedingung der Hingabe seiner irdischen Güter und seines rückhaltlosen Anschlusses an die Sache des Gottesreiches eröffnete Aussicht auf einen zukünftigen besonderen Lohn im Himmelreiche (V. 21), wodurch sich Petrus veranlaßt fühlte, dem Herrn gegenüber die Äußerung zu thun: Was dieser Jüngling nicht zu leisten bereit war, das haben wir, ich und die andern Jünger, geleistet; wir haben um deinetwillen, also um des Gottesreiches willen, die größten Opfer gebracht; was wird uns dafür? (V. 27). Auf diese in eine bestimmte Frage auslaufende Äußerung des Petrus giebt der Herr eine eben so bestimmte Antwort; er verheißt den Zwölfen für die besonderen Opfer, welche sie dadurch gebracht hatten, daß sie alles verließen, um sich ihm anzuschließen, einen herrlichen, in einer besonderen Machtstellung bestehenden Lohn im zukünftigen Gottesreiche (V. 28) und verallgemeinert dann (V. 29) diese Verheißung, indem er allen, welche seinetwegen große Opfer bringen, einen einstigen vielfältigen Ersatz dafür in Aussicht stellt. Um aber einem nahe liegenden Mißverständnis vorzubeugen, das sich für die Jünger aus der eben ausgesprochenen Verheißung hätte ergeben können, macht nun Jesus, wie schon das den 30. Vers einleitende „aber“ zeigt, eine einschränkende Bemerkung. Wenn allen, so hätten die Jünger folgern können, für das, was sie hienieden für die Sache des Gottesreiches leisten, einst ein vielfältiger Ersatz zu teil werden wird, dann wird sich dieser zukünftige Lohn auch je nach der besonderen Leistung der einzelnen Reichsgenossen bemessen: an Umfang großes Wirken und Schaffen im Dienste des Reiches Gottes hat dann großen Lohn, und ein geringeres Maß von Arbeitsleistung in jenem Dienste hat einen geringeren Lohn zu erwarten. Um diese, auf dem sinnlichen Gebiete bei Abwägung des Verhältnisses zwischen Leistung und Lohn als richtig geltende, auf dem Gebiete des Reiches Gottes aber nicht zutreffende Folgerung abzuschneiden, dazu eben macht Jesus die oben erwähnte einschränkende Bemerkung, die lautet: „Aber viele, die da sind die ersten, werden die letzten, und die letzten werden die ersten sein“ (V. 30). Über den Sinn dieses rätselhaft klingenden Ausspruches sollten dann die Jünger durch das daran sich anschließende Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge aufgeklärt werden; sie sollten erkennen lernen, wie und wonach Gott bei der zu=

künftigen Austeilung des Lohnes an die Genossen seines Reiches verfahren werde. Daß aber der Herr des Himmelreiches bei dieser zukünftigen Lohnausteilung außer seiner Gerechtigkeit zugleich seine Güte und Gnade walten lassen wird, — diese bedeutsame Wahrheit war es, die Jesus, wie wir sehen werden, in dem in Rede stehenden Gleichnis den Jüngern zur Erkenntnis und Beherzigung bringen wollte.

Möge diese Wahrheit auch von uns bei der weiteren Besprechung des Gleichnisses mit klarem Blicke erkannt werden, und möge ihr Licht uns bei unserer Arbeit im Dienste des Reiches Gottes immer leuchten und ihre Kraft uns durchdringen!

3. Auslegung des Gleichnisses.

Nach dem Gange der bildlichen Erzählung, wie sie im Gleichnisse vorliegt, besteht sie aus zwei Teilen. Der erste Teil geht von V. 1—7 und berichtet über die Berufung und Einstellung der Arbeiter in die Arbeit des Weinberges; der zweite Teil geht von V. 8—15 und handelt von der Austeilung des Lohnes an die Arbeiter. Daran schließt sich dann (V. 16) der deutende Ausspruch Jesu, der auf den durch die vorgetragene bildliche Erzählung erklärten Spruch (Kap. 19, 30): „Aber viele, die da sind die ersten u. s. w." zurückweist.

Die Erzählung selbst hat folgenden Inhalt: Ein Hausherr, der hier als Weinbergsbesitzer auftritt, geht mit Beginn der ersten Tagesstunde aus, um Arbeiter in seinen Weinberg zu mieten. Er kommt, nachdem er solche gefunden, mit ihnen überein, daß sie für ihre Arbeit, die volle Arbeit eines Tages, den zu jener Zeit gewöhnlichen und auch durchaus anständigen Tagelohn von einem Denar empfangen sollen. Bei diesem ersten Ausgange läßt es aber der Weinbergsbesitzer nicht bewenden; er geht vielmehr im Laufe des Tages noch mehrmals aus, um neue Arbeiter für die Arbeit in seinem Weinberge zu gewinnen. Noch viele erhalten dadurch Gelegenheit zu nützlicher und lohnender Beschäftigung, denn auch den erst um die dritte, sechste, neunte Stunde, ja selbst den noch um die elfte Stunde Gedungenen stellt der Hausherr einen entsprechenden Lohn in Aussicht. Freilich, den vollen Tageslohn können diese später gedungenen Arbeiter nicht mehr erwarten, denn sie werden ja nicht mehr vor die volle Tagesarbeit gestellt. Ihre Aufgabe ist eine geringere, als die der zuerst Gedungenen, der ersten in der Tagesarbeit; aber was recht und billig ist, was dem Maße ihrer Arbeitsleistung entspricht, das wird auch ihnen an Lohn zugesagt. So waren denn endlich die sämtlichen Leute, welche der Weinbergsbesitzer für seine Arbeit angeworben hatte, in diese Arbeit eingestellt und erwarteten sämtlich am Abend ihren Lohn. Nach den vorliegenden Umständen ließ sich nicht anders erwarten, als daß dieser Lohn für die verschiedenen Klassen der Arbeiter ein verschiedener sein werde; auffallender Weise trat aber in diesem Punkte, wie nun der zweite Erzählungsteil berichtet, das Gegenteil ein.

Als es nämlich am Abend zur Austeilung des Lohnes kommt, empfangen

die um die elfte Stunde in die Arbeit Eingetretenen, also diejenigen, welche nach dem Maße der geleisteten Arbeit die letzten waren, aus der Hand des Aufsehers, mit welchem sich der Hausherr vorher über die Art der Lohnverteilung verständigt hatte, je einen Denar, also den vollen Tagelohn. Über diese Freigebigkeit des Hausherrn sind diese letzten Arbeiter gewiß sehr erfreut gewesen; nicht angenehm berührt fühlten sich aber die zuerst Gedungenen, als auch einem jeden von ihnen nur ein Denar ausbezahlt wird. Das war ja freilich der mit ihnen vereinbarte volle Tagelohn; aber wenn doch schon die letzten Arbeiter einen Denar empfingen, so lag für die ersten die Erwartung nahe, daß nun für sie eine Erhöhung des Lohnbetrages eintreten werde. In dieser Erwartung sahen sie sich getäuscht, und es erscheint daher natürlich, daß sie über das Verfahren des Hausherrn, das sie für ungerecht hielten, unmutig wurden und ihren Unmut dem Hausherrn gegenüber auch zum Ausdrucke brachten. Sie sprechen zu ihm: „Diese letzten haben nur eine Stunde (und zwar nur eine Stunde in der Kühle des Abends) gearbeitet, und du hast sie uns im Punkte des Lohnes gleich gestellt, — uns, die wir doch die mit der vollen Tagesarbeit verbundenen Mühen und Beschwerden und die Hitze des Mittags getragen und so unter erschwerenden Umständen viel mehr geleistet haben, als jene. Daß der Hausherr diese Einrede nicht für durchaus unzulässig hält, wenn er auch den darin ausgesprochenen Vorwurf nicht gelten lassen kann, das geht aus seiner im Tone freundschaftlicher Zurechtweisung gehaltenen Entgegnung hervor. „*Mein Freund*", sagt er dem, der das Wort geführt hat, und antwortet damit allen, in deren Namen dieser gesprochen, „ich thue dir nicht unrecht; denn bist du nicht in betreff des Lohnes mit mir um einen Denar einig geworden? Nimm daher, da hier von einem dir widerfahrenen Unrecht nicht die Rede sein kann, was dir nach unserem Übereinkommen gehört und was du auch empfangen hast, und gehe von hinnen." Bei dieser die Rechtsseite seiner Verfahrungsweise hervorkehrenden Entgegnung läßt es aber der freundliche Hausherr nicht bewenden; er sucht vielmehr den Murrenden noch darzuthun, daß sie auch aus keinem andern Grunde Ursache zur Unzufriedenheit haben, und er fährt daher fort: „Ich will aber diesen *letzten* geben gleichwie dir." Wenn ich diese letzten euch, den ersten, in Ansehung des Lohnes gleich stelle, so beruht dies, das wollte der Hausherr damit sagen, auf meinem Willen. Daß aber dieser sein Wille in Sachen seines Eigentums sich frei und unumschränkt äußern dürfe, das bringt dann der Hausherr in der Frage zum Ausdrucke: „Oder habe ich nicht Macht zu thun mit dem Meinen, was ich will?" Wenn aber das freie Verfügungsrecht des Hausherrn über sein Eigentum von dem murrenden Arbeiter nicht bestritten werden konnte, so hatte letzterer, die Sache auch von dieser Seite betrachtet, keinen Grund zur Unzufriedenheit über das Verfahren bei der Lohnverteilung. Wollte er dennoch bei seiner Unzufriedenheit beharren, so konnte der Grund hiervon nur in ihm selbst, in seinem Neid und seiner Mißgunst gegen die von dem Hausherrn so gütig behandelten letzten Arbeiter liegen. Ob dies etwa der Fall sei, — der Murrende wird es gewiß

nicht zugeben wollen — das möge er sich selbst beantworten, und darum richtet der Hausherr noch die Frage an ihn: „Siehest du darum scheel, daß ich so gütig bin?“

So hatte denn der Hausherr den Arbeitern in freundlicher Erwiderung den Nachweis geliefert, daß für sie keinerlei Berechtigung zu einer Einwendung gegen sein Verfahren bei der Lohnverteilung, so auffallend ihnen auch dieses Verfahren auf den ersten Blick erscheinen mochte, vorhanden sei. Er hatte ihnen dargethan, daß er gegen sie, die ersten in der Tagesarbeit, gerecht gehandelt habe und daß ihm, wenn er außer der Bethätigung seiner Gerechtigkeit nach der einen Seite auch seine Güte nach der andern Seite hatte walten lassen, nach Lage der Sache das Recht dazu unbestritten zustand. Aber war doch nicht auf seiten des Hausherrn die Bethätigung von so großer Güte gegen die später eingetretenen Arbeiter ein Akt bloßer Willkür und der Laune? Durchaus nicht. Denn der Grund, warum diese Arbeiter erst später in die Arbeit eingetreten waren, hatte ja nicht in ihnen selbst gelegen; nicht sie hatten es verschuldet, daß das Werk ihrer Hände im Vergleich zu dem der ersten Arbeiter ein viel geringeres war. „Es hat uns niemand gedinget“, so antworteten die von dem Hausherrn um die elfte Stunde Angeredeten auf seine Frage: „Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig?“ Daß sie aber die Wahrheit gesprochen, davon war der Hausherr gewiß überzeugt, denn sonst würde er den vorgebrachten Grund nicht haben gelten lassen, und sicherlich würde er gegen diese Leute, wenn er sie für absichtliche Müßiggänger gehalten hätte, bei der Lohnverteilung nicht so freigebig gewesen sein. Was aber diese letzten Arbeiter und die andern, für deren späteres Eintreten in die Arbeit unzweifelhaft derselbe Grund vorlag, nicht selbst verschuldet hatten, das wollte sie auch der Hausherr nicht entgelten lassen; er berücksichtigte wohlwollend die eigentümlichen Umstände, unter welchen die späteren und die zuletzt gedungenen Arbeiter in die Arbeit eingetreten waren, und ließ sich bei der Lohnverteilung an sie nicht sowohl von der Rücksicht auf das Maß der von ihnen geleisteten Arbeit als vielmehr von der Rücksicht auf den Ernst und Eifer, mit welchem auch sie die ihnen gestellte Aufgabe erledigt hatten, leiten. Weil aber der Hausherr ein so wohlwollender und uneigennütziger Mann war, der auch das geringe und geringste Maß von treuer, gewissenhafter Arbeitsleistung in seinem Dienste nicht ohne Anerkennung lassen wollte, darum eben drängte es ihn, bei der Lohnverteilung nicht bloß seine Gerechtigkeit zu bethätigen, sondern auch seine Güte walten zu lassen. Wenn er gegen die ersten Arbeiter nur gerecht verfuhr, so war kein Grund vorhanden, der ihn hätte bestimmen können, anders gegen sie zu handeln, denn der Lohn, den er ihnen zugesichert hatte, war ja eine durchaus entsprechende Vergütung für ihre Bemühungen. Als Mann von großem Wohlwollen zeigte sich indessen der Hausherr auch diesen ersten Arbeitern gegenüber. Er wies ihre Einrede nicht kurz und barsch zurück, sondern hörte dieselbe ruhig an und klärte dann die Arbeiter in mildem, freundlichem Tone über sein Verfahren, das ihnen ja allerdings befremdlich erscheinen mußte, auf. In ihren Augen

stand er nun da als ein gerechter und zugleich als ein gütiger Herr; sein Verfahren war nicht bloß untadelhaft, sondern es war auch ehrenvoll für ihn in hohem Maße.

Was hatte nun der Herr seinen Jüngern in der eben besprochenen bildlichen Erzählung vor die Augen geführt? Bleiben wir zunächst bei den äußeren Thatsachen der Erzählung stehen, so lautet die Antwort: Er hatte ihnen ein Beispiel von auffallender Lohnverteilung zur Anschauung gebracht: Arbeiter, deren Werk an Umfang ein viel geringeres, ja zum Teil ein Minimum war im Vergleich zu dem, das andere in derselben Arbeit Stehende ausgeführt hatten, waren am Abend diesen andern im Lohne ganz gleichgestellt worden. Aber das war es nicht allein, worauf der Herr die Aufmerksamkeit der Jünger in dem Gleichnisse gelenkt hatte; er hatte sie zugleich erkennen lassen, daß jenes Verfahren bei der Lohnverteilung, so auffallend es auch auf den ersten Blick erschien, sich schließlich doch als ein durchaus berechtigtes erwies, vor dem jede Einrede verstummen mußte, ja das bei richtiger Beurteilung der Sachlage alles Lob verdiente. Aber zu welchem Zwecke hatte nun eigentlich Jesus diesen doppelten Vorgang in der bildlichen Erzählung den Jüngern dargestellt; worüber sollten sie auf Grund desselben belehrt werden? Sie sollten, wie bereits in dem über die Veranlassung und den Zweck des Gleichnisses Bemerkten angedeutet worden ist, erkennen lernen, *wie* und *wonach* Gott bei der zukünftigen *Austeilung* des Lohnes an die Genossen seines Reiches verfahren wird. Der *Hausherr* im Gleichnisse war das Bild für Gott; die Arbeiter, welche der Hausherr in die Arbeit seines Weinberges berief, waren das Bild für die Menschen, an welche Gott seinen Ruf für die Arbeit in seinem Reiche, das hier, wie sonst öfters im Neuen Testament (Matth. 21, 28. 33 ff.; Luk. 13, 6 ff.) unter dem Bilde eines Weinbergs dargestellt wird, ergehen läßt. Die verschiedene Berufszeit der Arbeiter im Gleichnisse hatte zur Veranschaulichung der Thatsache dienen sollen, daß die Arbeiter vor ein verschiedenes Maß von Arbeitsleistung gestellt wurden. Alle Arbeiter empfingen nun am Abend je einen Denar. Diese Gleichstellung der Arbeiter im Lohne trotz der Verschiedenheit ihrer Arbeitsleistung, die weder bei den einen auf eigenem Verdienst, noch bei den andern auf eigenem Verschulden beruhte, hatte ihren Grund darin, daß der Hausherr bei der Lohnverteilung unter wohlwollender Berücksichtigung der Verhältnisse außer seiner Gerechtigkeit zugleich seine Güte walten ließ. Alle Arbeiter hatten, das war die Voraussetzung im Gleichnisse, mit gleichem Fleiß und gleicher Treue gearbeitet; jedem von ihnen wurde daher von dem gerechten und gütigen Hausherrn der volle Lohn, mit dem er die treue Arbeit in seinem Dienste zu lohnen pflegte, eingehändigt. So — diese bedeutsame Wahrheit sollte den Jüngern an den Vorgängen in der bildlichen Erzählung zur Anschauung und zur Erkenntnis gebracht werden — wird es einst bei der Austeilung des Lohnes an die Genossen des Gottesreiches zugehen. Alle Reichsgenossen werden, unter der Bedingung gleicher Pflichttreue, für ihr Wirken und Schaffen im Dienste Gottes den gleichen Lohn empfangen. Mag dann auch bei den

einen oder andern von ihnen, wenn sie es nur nicht selbst verschuldet haben, das Maß ihrer Leistungen im Vergleich zu dem, was andere unter den für sie gegebenen Umständen und Verhältnissen für die Zwecke des Gottesreiches zur Ausführung gebracht haben, geringer sein: Gott sieht nicht darauf, denn er ist nicht nur gerecht, sondern auch voller Huld und Gnade. „In seinem ganzen Königreich ist alles recht, ist alles gleich"; er wird sich bei der zukünftigen Lohnverteilung nicht bloß von seiner Gerechtigkeit, sondern auch von seiner Gnade leiten lassen, und es wird daher, was der deutende Ausspruch Jesu am Schlusse des Gleichnisses besagt, einst geschehen, daß die letzten den ersten und die ersten den letzten gleichgestellt werden: eine Verheißung, die alle wahren Genossen des Gottesreiches, unter denen ja weder Lohnsucht noch eitle Selbstüberhebung, noch Neid und Mißgunst herrscht, zu lautem Lob und Dank gegen den gerechten und gnädigen Herrn des Himmelreiches stimmt.

Auch wir, liebe Kinder, stimmen ein in dieses Lob und diesen Dank, der Gott für die Art seiner zukünftigen Lohnverteilung gebührt. Lassen wir es nur auch immer unsere ernste Sorge sein, daß wir allezeit in der Arbeit für das Gottesreich, zu der auch wir berufen sind, treu erfunden werden mögen. Ob wir dann in dieser Arbeit nach dem unerforschlichen Ratschluß Gottes vor ein an Umfang größeres oder geringeres Werk gestellt werden, das soll uns angesichts des verheißenen Lohnes, der ja immer ein Gnadenlohn ist, weder anspruchsvoll machen, noch das Gefühl von Entmutigung in unseren Herzen aufkommen lassen. Gott vergilt der treuen und gewissenhaften Arbeit in seinem Weinberge nach seiner Gerechtigkeit und nach seiner Güte und Gnade: diese bedeutsame Wahrheit hatte der Heiland seinen Jüngern in dem eben besprochenen Gleichnisse zur Erkenntnis gebracht; diese Wahrheit soll auch für uns stets der Leitstern bei unserem Wirken und Schaffen im Dienste Gottes sein.

Offenb. 2, 10: Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. Luk. 17, 10: Wenn ihr alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprechet: Wir sind unnütze Knechte; wir haben gethan, das wir zu thun schuldig waren. Eph. 2, 8. 9: Aus Gnaden seid ihr selig geworden durch den Glauben, und dasselbige nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus den Werken, auf daß sich nicht jemand rühme.

Das königliche Hochzeitsmahl.

(Matth. 22, 1—14.)

(V. 1) Und Jesus antwortete und redete abermal durch Gleichnisse zu ihnen und sprach: (V. 2) Das Himmelreich ist gleich einem Könige, der seinem Sohne Hochzeit machte, (V. 3) und sandte seine Knechte aus, daß sie die Gäste zur Hochzeit riefen; und sie wollten nicht kommen. (V. 4) Abermal sandte er andere Knechte aus und sprach: Saget den Gästen: Siehe, meine Mahlzeit habe ich bereitet, meine Ochsen und mein Mastvieh sind geschlachtet, und alles ist bereit; kommt zur Hochzeit. (V. 5) Aber sie verachteten das und gingen hin, einer auf seinen Acker, der andere zu seiner Hantierung. (V. 6) Etliche aber griffen seine Knechte, höhnten und töteten sie. (V. 7) Da das der König hörte, ward er zornig und schickte seine Heere aus, brachte diese Mörder um und zündete ihre Stadt an. (V. 8) Da sprach er zu

seinen Knechten: Die Hochzeit ist zwar bereitet, aber die Gäste waren es nicht wert. (V. 9) Darum gehet hin auf die Straßen und ladet zur Hochzeit, wen ihr findet. (V. 10) Und die Knechte gingen aus auf die Straßen und brachten zusammen, wen sie fanden, Böse und Gute. Und die Tische wurden alle voll. (V. 11) Da ging der König hinein, die Gäste zu besehen, und sah allda einen Menschen, der hatte kein hochzeitlich Kleid an. (V. 12) Und sprach zu ihm: Freund, wie bist du hereingekommen und hast doch kein hochzeitlich Kleid an? Er aber verstummte. (V. 13) Da sprach der König zu seinen Dienern: Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn in die äußerste Finsternis hinaus; da wird sein Heulen und Zähnklappen; (V. 14) denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.

1. Wort- und Sacherklärung.

„Und Jesus antwortete und redete abermal durch Gleichnisse zu ihnen"; nämlich zu den Zuhörern, zu welchen er schon durch die beiden in Kap. 21 berichteten Gleichnisse, das Gleichnis von den beiden ungleichen Söhnen und das Gleichnis von den bösen Weingärtnern, geredet hatte. Diese Zuhörer waren Abgeordnete des hohen Rates (Matth. 21, 23 u. 45); außer ihnen waren, wie wir annehmen dürfen, noch Leute aus dem Volke und gewiß auch die Jünger des Herrn zugegen. — „Das Himmelreich ist gleich u. s. w."; auf dem Gebiete des Himmelreiches (des Reiches Gottes) finden ähnliche Vorgänge statt, wie die sind, über welche die nachfolgende Erzählung berichtet, in der von einem Könige die Rede ist, der für seinen Sohn ein Hochzeitsfest veranstaltete. — „daß sie die Gäste (wörtl.: „die Geladenen") zur Hochzeit riefen"; die erste *Einladung an die* Festgäste war an diese vorher schon ergangen; hier ist die zweite Einladung gemeint, das Abrufen der Hochzeitsgäste zum Kommen an die gerüstete Hochzeitstafel. Daher heißt es „die Geladenen" (vgl. das Gleichnis vom großen Abendmahl S. 81). — „und sie wollten nicht kommen"; ein kurzes, aber vielsagendes Wort, mit welchem auf die Gleichgültigkeit der Geladenen gegen den an sie ergehenden Ruf zur Teilnahme an dem Feste und seinen Freuden hingewiesen wird. — „Saget den Gästen"; wörtl.: „den Geladenen". — „meine Mahlzeit"; nach dem im Urtexte gebrauchten Wort ist hier das Frühmahl (vgl. S. 81) gemeint, mit welchem bei Hochzeiten und ähnlichen Gelegenheiten die Reihe der Festlichkeiten begann. Das Frühmahl stand also bereit, und das Fest konnte ohne Verzug beginnen und seinen Fortgang nehmen. Denn daß auch für das später stattfindende eigentliche Hochzeitsmahl wie für die übrigen daran sich anschließenden Festlichkeiten die Vorbereitungen getroffen seien, das besagen die Worte: „meine Ochsen und mein Mastvieh (die andern für das Fest gemästeten Tiere) sind geschlachtet, und alles ist bereit; kommt zur Hochzeit". Sämtliche hier speziell angeführte Vorbereitungen zum Feste waren auch schon bei der ersten Sendung an die Geladenen getroffen gewesen; der Auftrag an die Diener, den Gästen zu sagen, daß alles zum Beginn des Festes schon bereit stehe, hat hier nur den Zweck, die Einladung wegen des Mißerfolges der ersten Sendung noch dringender zu machen. Wenn jetzt die Geladenen zum Kommen sich nicht angetrieben fühlten, dann bekundeten sie damit, daß sie die Einladung des königlichen Gastgebers durchaus ver=

schmähten. Und das geschah in der That von ihnen. Denn es heißt: „Aber sie verachteten das“; sie schenkten also der wiederholt an sie ergangenen, noch eindringlicheren Einladung keinerlei Beachtung. Ihre Geringschätzung und Verachtung der Einladung legten sie aber dadurch an den Tag, daß der eine seiner Feldarbeit nachging und der andere seiner Hantierung (wörtl.: seinem „Handelsgeschäft“) sich zuwandte; ja einige der Geladenen legten sogar Hand an die königlichen Diener, sie verhöhnten (wörtl.: „mißhandelten“) und töteten dieselben. Sie lehnten sich also geradezu als Rebellen gegen den König auf. Selbstverständlich war jetzt dessen Geduld erschöpft; es entbrannte sein gerechter Zorn, und er schritt zur strengsten Bestrafung der Übelthäter. — „und brachte diese Mörder um“; es sind sämtliche Geladenen gemeint, an welchen der König die Bestrafung vollziehen läßt, nicht bloß die V. 6 erwähnten. Die V. 5 erwähnten Gäste waren zwar nicht direkt an der Mißhandlung und Ermordung der königlichen Diener beteiligt, aber sie hatten doch auch nichts gethan, um ihre Genossen von ihren Gewaltthaten abzuhalten; dazu waren auch sie von Geringschätzung und Verachtung gegen die Wünsche und den Willen des Königs erfüllt. — „ihre Stadt“; die Stadt, welche die sämtlichen Geladenen bewohnten. — „Da sprach er zu seinen Knechten“; nachdem der König seinen Befehl zur Bestrafung der Frevler erteilt hat, läßt er durch seine Diener die Einladung zur Teilnahme an dem noch immer bereit stehenden Hochzeitsmahle an andere Personen ergehen. Er leitet seinen neuen Auftrag mit den Worten ein: „Die Hochzeit (das Hochzeitsmahl) ist zwar bereitet, aber die Gäste (wörtl. „die Geladenen“) waren es nicht wert“, nämlich an den Hochzeitsfestlichkeiten teilzunehmen. Aus diesem doppelten Grunde, weil das Hochzeitsmahl noch immer bereit steht, die Erstgeladenen aber der Teilnahme daran sich als unwürdig erwiesen haben, sollen nun die Diener hinaus auf die Straßen (die Landstraßen) gehen und zwar, nach dem Sinne des im Urtexte gebrauchten Ausdrucks, auf die Kreuzungspunkte der Straßen (wo der Verkehr besonders stark war) und alle, die sie dort finden, zur Hochzeit einladen. — „Böse und Gute“; unter der Landstraßenbevölkerung befanden sich Leute von schlimmer Vergangenheit, denen man schon äußerlich ihr schlechtes Wesen ansah, und solche, die bisher ein ehrbares Leben geführt hatten. Da nun die Knechte diesmal zur Hochzeit laden sollen, wen sie fänden, so machten sie bei ihrem Zusammenbringen von neuen Gästen keinerlei Unterschied in Rücksicht auf die sittliche Beschaffenheit derer, mit denen sie zusammentrafen; sie nahmen mit zum Hochzeitsmahle, wen sie fanden, wenn nur die Gefundenen die Einladung annahmen. — „Da ging der König hinein, die Gäste zu besehen“; der König war, so lange die Gäste sich sammelten, im Festsaal nicht anwesend; erst nachdem alle an den Tischen sich niedergelassen hatten, trat er herein, um einen Blick auf die Gesellschaft zu werfen, die aus beliebig herbeigeholten Fremden bestand. Bei diesem Besichtigen der Gäste verfolgte der König nicht zugleich den Zweck, dieselben einer prüfenden Musterung rücksichtlich ihres Anzuges zu unterziehen. Denn daß ein

jeder Gast in einem „hochzeitlichen Kleide" d. h. in einem Gewande, wie es sich für ein Hochzeitsfest schickt, würde erschienen sein, das durfte der König voraussetzen, obschon die Gäste von der Landstraße hereingerufen waren. Nach orientalischer Sitte ließen nämlich die Großen und Reichen ihren Gästen Festgewänder reichen (vgl. z. B. 1. Mos. 45, 22; Richt. 14, 19; 2. Kön. 5, 22), und das war ohne Zweifel auch hier geschehen. Um so größer mußte daher das Erstaunen des Königs sein, als er unter den anwesenden Gästen einen erblickte, der „kein hochzeitlich Kleid" anhatte, der also im Alltagsgewande erschienen war, das wohl noch den Schmutz der Landstraße an sich trug. Der Gast hatte dadurch die dem König schuldige Rücksicht und Ehrfurcht gänzlich außer acht gelassen, und der König drückt daher über dieses ungeziemende Verhalten sein gerechtes Befremden aus in der Frage: „Freund, wie bist du hereingekommen und hast doch kein hochzeitlich Kleid an?"; d. h. wie konntest du hier eintreten, ohne dich mit einem schicklichen Anzuge zu versehen? — „Er aber verstummte"; der Gefragte vermag kein Wort der Entschuldigung vorzubringen; durch sein Verstummen giebt er zu erkennen, daß er sich eines groben Vergehens schuldig fühlt; er hatte sich um ein schickliches Festgewand aus sträflicher Mißachtung des königlichen Festgebers nicht bemühen mögen. Das erregt nun aber den gerechten Zorn des Königs, und er erteilt den beim Hochzeitsmahle aufwartenden Dienern den Befehl zur strengen Bestrafung des unwürdigen Gastes. — „Bindet ihm Hände und Füße"; Auftrag zu dem doppelten Zwecke, den frechen Eindringling außer stand zu setzen, sich der Bestrafung zu widersetzen und sich aus der Finsternis, in die er gestoßen wird, wieder zu befreien. — „und werfet ihn in die äußerste (wörtl. „äußere") Finsternis hinaus"; in die Finsternis draußen vor dem hell erleuchteten Saale. — „da wird sein Heulen und Zähnklappen"; die Worte (vgl. ihre Erklärung S. 31) gehören nicht mehr zur Rede des Königs, sondern sind ein Ausspruch Jesu, durch welchen er seinen Zuhörern den eben gebrauchten Ausdruck „die äußerste (äußere) Finsternis" deuten will. In der vorgetragenen bildlichen Rede bedeutet dieser Ausdruck den Ort der Verdammten, und daß Jesus diesen Ort meine, das will er verdeutlichen durch den in Rede stehenden Ausspruch, mit welchem er auf die den Hörern bekannte, an diesem Orte herrschende Pein hinweist. — „denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt"; ein weiterer Ausspruch Jesu, der zur Begründung der im Gleichnisse gegebenen Belehrungen dient; seine nähere Erklärung geben wir in der Auslegung des Gleichnisses.

2. Veranlassung und Zweck des Gleichnisses.

Das Gleichnis von dem königlichen Hochzeitsmahl ist von Jesus in den letzten Tagen seines Erdenlebens gesprochen worden. Von Bethphage am Ölberge aus hatte er unter dem Hosiannarufen der ihn begleitenden Volksmenge seinen Einzug in Jerusalem gehalten; er hatte dann ohne Verzug den Tempel betreten und sah sich hier bald nach seiner kühnen That gegen die Verkäufer und Käufer und gegen die Geldwechsler und Tauben=

krämer in ein Streitgespräch mit den Hohenpriestern und Schriftgelehrten verwickelt (Matth. 21, 1ff.). Als er andern Tages von Bethanien, wohin er sich am Abend begeben hatte, nach Jerusalem zurückgekehrt war und im Tempel lehrte, fragten ihn die Hohenpriester und die Ältesten, noch erregt von den Vorgängen des gestrigen Tages und von neuem erzürnt über sein Wiederauftreten im Tempel, in welcher Vollmacht er das alles thue. Durch die rasch einsetzende Gegenfrage, woher die Taufe des Johannes gewesen sei, vom Himmel oder von Menschen, das sollte heißen: ob Johannes den Auftrag zu seinem Prophetenamte von Gott oder von Menschen empfangen habe, trieb Jesus seine Gegner in die Enge; aus heiligem Schrecken und aus feiger Angst vor dem Volke, dem Johannes auch nach seinem blutigen Tode noch als Prophet galt, wagten sie diese Frage weder nach der einen noch nach der andern Seite hin zu beantworten, und mit einem nichtssagenden „wir wissen's nicht" suchten sie sich aus der Verlegenheit zu ziehen. „So sage ich euch auch nicht, aus welcher Macht ich das thue"; mit diesen Worten lehnte Jesus die Beantwortung der an ihn gestellten Frage ab. Aber nun ging er im starken Bewußtsein seiner Vollmacht von Gott her, die ihn berechtigte und verpflichtete, hier so aufzutreten, wie er es that, von der Verteidigung seines von den Gegnern bedrohten Rechts zum Angriff der letzteren über und hielt ihnen in zwei Gleichnissen, in dem von den beiden ungleichen Söhnen und in dem von den bösen Weingärtnern, ihre Sünden vor unter der Drohung zugleich, daß ihrer Bosheit und ihrer Unbußfertigkeit wegen das Reich Gottes werde von ihnen genommen und den Heiden gegeben werden. In rückhaltloser Offenheit hatte Jesus vor seinen Gegnern gesprochen, dadurch aber deren Haß gegen seine Person nur noch gesteigert; sie trachteten darnach, wie sie ihn griffen, unterließen es aber vorerst noch, aus Furcht vor dem Volke, das den gewaltigen Mann für einen Propheten hielt (Matth. 21, 23ff.).

Es mag an demselben Tage oder an einem der folgenden Tage in der Leidenswoche gewesen sein, als Jesus auf eine besondere Veranlassung hin vor seinen Gegnern von neuem das Wort ergriff und zu ihnen das Gleichnis vom königlichen Hochzeitsmahl sprach. Außer seinen Feinden sah er sich, wie schon bemerkt, noch von einer zuhörenden Volksgruppe und von seinen Jüngern umgeben. An die Gedanken der beiden vorausgegangenen Bilderreden anknüpfend, legte er in dem neuen Gleichnisse seinen Zuhörern die ernste Wahrheit an das Herz, daß alle dem göttlichen Gericht verfallen, welche der Gnade der Berufung zum Reiche Gottes mit Mißachtung begegnen, einerlei in welcher Weise dies auch geschehe.

Diese Wahrheit wird auch uns in dem Gleichnisse gepredigt. Möge sie bei der weiteren Besprechung desselben mit ihrem heiligen Ernst unsere Herzen durchdringen und uns treiben, dem himmlischen Gnadenrufe willig Folge zu leisten und uns des göttlichen Wohlgefallens würdig zu machen, auf daß wir zu denen gehören, welche nicht nur berufen, sondern auch auserwählt sind.

3. Auslegung des Gleichnisses.

Das Gleichnis vom königlichen Hochzeitsmahl hat manche Ähnlichkeit mit dem Gleichnisse vom großen Abendmahl; in verschiedenen wesentlichen Punkten unterscheidet es sich aber von ihm, und wir behandeln es daher, wie dies auch mit jenem Gleichnisse geschehen ist, in selbständiger Auslegung. Seinem Inhalte nach zerfällt es in zwei Teile. Der erste Teile geht von V. 1—7, der zweite Teil von V. 8—13. Im ersten Teile wird erzählt, daß ein König seinem Sohne ein Hochzeitsfest zurüstete und daß er, als das Fest beginnen sollte, die im voraus dazu Geladenen durch seine Diener abrufen ließ. Aber weder diesem ersten, noch einem abermaligen Rufen, das durch den Hinweis darauf, daß alles zum Beginne der Festlichkeiten bereit sei, die Einladung noch dringender machen sollte, leisteten die Geladenen Folge. Ihre eigenen Angelegenheiten hatten einen größeren Reiz für sie als die Freuden des Festmahles; ja etliche der Geladenen vergriffen sich sogar an den Königsboten und töteten sie. Auf diese Gewaltthaten hin entbrannte der Zorn des Königs, und er erteilte den Befehl zur strengen Bestrafung der Übelthäter samt ihren Genossen. Statt der Freuden des Festes bekamen dieselben nun die Schrecken des über sie verhängten Gerichts zu kosten.

Wer ist der König, der im Eingange des Gleichnisses als der Veranstalter des Hochzeitsfestes erscheint, und wer ist der Königssohn, der als der Bräutigam im Mittelpunkte der Festlichkeiten steht? Der König ist Gott, und der Königssohn ist Jesus Christus, der sich bei anderer Gelegenheit selbst als den Bräutigam bezeichnet (Matth. 9, 15), und auf den als solchen auch Johannes der Täufer in der Stelle Joh. 3, 29 hinweist. Unter dem Hochzeitsfeste aber ist das Reich Gottes zu verstehen, das in Christo Jesu, Gottes eingebornem Sohne, auf Erden zur Erscheinung gekommen war und dessen Heilsgüter Gott den Menschen zu ihrer Beseligung darbot. Zur Aufrichtung seines Reiches unter den Menschen hatte Gott, wie wir schon bei der Auslegung des Gleichnisses vom großen Abendmahl gesehen haben, von Anbeginn der Welt an mancherlei Veranstaltungen getroffen. Er hatte auch, wie wir dort ebenfalls gesehen haben, schon während der Zeit der Vorbereitungen zur Verwirklichung seines Reiches in der Menschenwelt an das Volk seiner Wahl, die Israeliten, in dessen Mitte das Reich der Gnade und des Heils zunächst Gestalt gewinnen sollte, immer und immer wieder durch die Propheten die Einladung ergehen lassen, sich in die erforderliche Bereitschaft zum Eintritt in das in Aussicht stehende Reich zu setzen. Die Angehörigen des israelitischen Volkes waren also die zum Hochzeitsfeste des Reiches Gottes im voraus Geladenen, und die Feier dieses Festes sollte nun beginnen. Denn in dem Sohne Gottes, dem Heiland der Welt, war der himmlische Bräutigam inmitten des israelitischen Volkes erschienen; die Angehörigen dieses Volkes sollten im Glauben und in der Liebe in eine lebendige Verbindung mit ihm treten, um, erfüllt und durchdrungen von seinem Geiste, eine Lebensgestalt zu gewinnen, auf welcher das

Auge Gottes mit Wohlgefallen ruhen konnte. So hatte es Gott in seiner ewigen Huld und Gnade beschlossen, und so bot er nun in seinem Sohne der bedürftigen Welt das Heil und die Segnungen seines Reiches dar: das Himmelreich war gleich geworden einem Könige, der seinem Sohne Hochzeit machte. Halten wir uns nun bei der weiteren Deutung des Gleichnisses genau an die einzelnen Vorgänge, die darin zur Darstellung gebracht werden.

Alle Vorbereitungen zum Hochzeitsfeste waren getroffen; dasselbe konnte ohne Verzug beginnen, und der König wartete nur noch auf das Erscheinen der im voraus dazu geladenen Gäste, die er durch seine Diener abrufen ließ. Da trat nun aber im Verhalten derselben das Unerwartete ein, das im Gleichnisse mit den kurzen, aber vielsagenden Worten: „sie wollten nicht kommen“ zum Ausdrucke gebracht ist. Sie wollten nicht kommen! Aber warum denn nicht? Wurden ihnen etwa mit der Einladung zu kommen Zumutungen gemacht, die für sie nach der einen oder andern Seite belästigend waren? Sollten sie etwas leisten, das ihre Kräfte überstieg oder wodurch dieselben doch außergewöhnlich würden angestrengt werden? Nichts von alle dem. Die eingeladenen Gäste sollten kommen einzig und allein zu dem Zwecke, um der Ehre und der Genüsse teilhaftig zu werden, die ihnen der König in seiner Huld und Gnade zugedacht hatte. — So wurde auch von den zum Reiche Gottes Geladenen nichts weiter erwartet, als daß sie dem Rufe der göttlichen Gnade willig Folge leisteten, um dann in der Hingabe an den himmlischen Bräutigam, im engen Anschluß an ihn zu den höchsten Freuden, zum vollkommenen Frieden in Gott zu gelangen. Aber die Geladenen dort, wie die Geladenen hier „wollten nicht kommen“. Damit ist genug gesagt, um ihre Gleichgültigkeit und ihren Stumpfsinn zu kennzeichnen, der ihnen den in Aussicht gestellten Freuden und Genüssen gegenüber eigen war. Und dieselbe Gleichgültigkeit und denselben Stumpfsinn legten die Geladenen im Gleichnisse an den Tag, als der Ruf, zur Hochzeit zu kommen, noch dringender an sie erging. Der König ließ ihnen durch seine Boten sagen: „Mein Frühmahl ist bereitet, meine Ochsen und das übrige Mastvieh sind geschlachtet, überhaupt ist alles zum Beginne der Festlichkeiten bereitet“; an diesen Hinweis auf das Fertigsein aller Vorbereitungen ließ er dann die nochmalige Aufforderung knüpfen, jetzt nicht länger zu zögern, sondern ungesäumt zur Teilnahme an den Festfreuden zu erscheinen. Aber die Geladenen „verachteten das“, so lesen wir im Gleichnisse, „und gingen hin, einer auf seinen Acker, der andere zu seiner Hantierung“. In ihrer Gleichgültigkeit und in ihrem Stumpfsinn gegen die dargebotenen Festfreuden verhielten sich also die Geladenen auch jetzt noch dem an sie ergehenden Rufe gegenüber ablehnend; sie verachteten das, was ihnen der König zur Begründung der nochmaligen Aufforderung zu kommen sagen ließ, und sie legten ihre Verachtung, ihre Geringschätzung der für sie in Bereitschaft stehenden Genüsse dadurch an den Tag, daß sie ihren gewöhnlichen Arbeiten auf dem Acker und bei den Geschäften des Handels nachgingen, daß sie also ohne alle und jede Rücksicht auf den Fest-

geber seine Gaben verschmähten. — Und machte es das Volk der Juden nicht ebenso, als Gott in seiner unerschöpflichen Huld und Gnade wiederholt den Ruf zum Eintritt in sein Reich an es ergehen ließ? Johannes der Täufer und Jesus selbst waren als die ladenden Gottesboten unter diesem Volke aufgetreten und hatten ihm zugerufen: „Das Reich Gottes ist nahe herbei gekommen“ (Matth. 3, 2; Mark. 1, 15), ja, „es ist mitten unter euch!“ (Luk. 17, 21.) Und nach diesen ersten Boten des Friedens und des Heils wiederholten andere, die Apostel, den Ruf zum Eintritt in das Reich Gottes unter dem speziellen Hinweis darauf, daß dessen Gaben und Güter als völlig bereit zur An- und Aufnahme dargeboten würden und daß es auf seiten der Geladenen zum Ergreifen des Heils nur des guten Willens bedürfe. Als aber so an Israel immer ernster und immer dringender der Ruf erging, nicht länger zu zögern mit der Annahme des Evangeliums, sondern endlich ein anderes Verhalten zu bethätigen, da trat dieselbe Erscheinung zu Tage, wie bei den Gästen im Gleichnisse: im großen und ganzen verachteten die Juden die Predigt des göttlichen Wortes; sie hielten das ihnen im Evangelium dargebotene Heil nicht für wert, sich darum zu bemühen; ihre irdischen Angelegenheiten, ihre selbstsüchtigen Interessen standen ihnen höher, als die Gaben und Güter des Reiches Gottes, und daher verschmähten sie dieselben. Aber dies nicht allein; ihre Rücksichtslosigkeit gegen den Herrn und König dieses Reiches ging noch weiter. Von den zur Hochzeit Geladenen im Gleichnisse wird berichtet, daß etliche derselben die ladenden Boten des Königs ergriffen, sie mißhandelten und töteten. Diese Übelthäter waren es in ihrer Abneigung gegen die Sache, um die es sich im vorliegenden Falle handelte, müde geworden, immer von neuem wieder davon zu hören; ihre Abneigung gegen diese Sache steigerte sich allmählich zur völligen Feindschaft gegen sie; diese Feindschaft übertrugen sie dann auf die Personen, die ihnen die verhaßte Sache immer wieder nahe brachten, und so schritten sie endlich zu den von ihnen berichteten Gewaltthaten gegen die Königsboten: sie ergriffen dieselben, mißhandelten und töteten sie und lehnten sich damit geradezu als Rebellen gegen den König auf. — Hat nicht der Herr in diesen Übelthätern aufs genauste einen Teil des jüdischen Volkes in betreff seines Verhaltens gegen die ladenden Gottesboten abgebildet? Wir wissen ja, wie die Obersten und Ältesten der Juden gegen die Apostel auftraten, als diese im Auftrage Gottes immer von neuem wieder an das Volk den Ruf ergehen ließen, endlich Buße zu thun und das Heil zu ergreifen (Apostg. 2, 38; 3, 19; 17, 30); wir wissen, daß sie da voll Unmut gegen die Predigt des Evangeliums den Verkündigern desselben geboten, durchaus nichts weiter davon verlauten zu lassen, noch fernerhin in dem Namen Jesu zu lehren (Apostg. 4, 17 f.; 5, 28), und auch das ist uns bekannt, daß sie endlich in ihrer Feindschaft gegen die Sache, welche die Apostel vertraten, an diese die Hand legten und die empörendsten Gewaltthaten an ihnen begingen: sie warfen sie ins Gefängnis (Apostg. 4, 3; 5, 18), und nachdem unter ihren Steinwürfen der fromme Stephanus den Tod gefunden hatte, fanden

sie Gefallen daran, daß der König Herodes den Apostel Jakobus mit dem Schwert hinrichten ließ (Apostg. 7, 56; 12, 2). Solche Greuelthaten konnten aber nicht ungestraft bleiben. Als etliche der Geladenen im Gleichnisse durch die Mißhandlung und Ermordung der ladenden Diener sich geradezu als Rebellen gegen den König auflehnten, da entbrannte dessen Zorn, und er gab den Befehl zur strengsten Bestrafung der Übelthäter samt ihren Genossen, und als die Obersten der Juden Gewaltthat auf Gewaltthat häuften gegen die gottgesandten Boten des Heils und so alle Ehrfurcht vor Gott aufs gröbste verletzten, da war auch dessen Langmut erschöpft; sein heiliger Zorn brach über die Frevler hervor und ließ sie ihre Missethaten entgelten. Und zwar erstreckte sich das göttliche Strafgericht auf ganz Israel. Denn wenn auch nicht alle einzelnen im Volke an der Mißhandlung und Ermordung der Botschafter Gottes sich beteiligt hatten, so war doch auch von denen, welche sich von diesen blutigen Gewaltthaten fern gehalten, nichts geschehen, um sie zu verhindern; dazu hatte das Volk der Juden im großen und ganzen durch seine schnöde Verachtung des göttlichen Gnadenrufes die Bestrafung im vollen Maße verdient. In den Verwüstungen der römischen Kriegsheere bei der Zerstörung Jerusalems hat sich's erfüllt: „Da das der König hörte, ward er zornig und schickte seine Heere aus und brachte diese Mörder um und zündete ihre Stadt an."

Dem göttlichen Gericht verfallen alle, die der Gnade der Berufung zum Reiche Gottes mit Mißachtung begegnen, mag diese Mißachtung in Gleichgültigkeit oder in offenbarer Feindschaft gegen den Gnadenruf sich äußern: auf diese ernste Wahrheit hatte der Herr seine Zuhörer im ersten Teil des Gleichnisses hingewiesen. Und zwar hatte er dabei vorzugsweise die anwesenden Hohenpriester und die Ältesten des Volkes im Auge gehabt. Denn diese waren es ja, die sich bisher gegen das ihnen dargebotene Heil nicht nur gleichgültig und ablehnend verhalten hatten, sondern die auch von tödlichem Haß gegen die Verkündiger dieses Heils erfüllt waren; dazu wußte der Herr von ihnen, daß sie auch in Zukunft dieselben Verächter und Feinde des Evangeliums bleiben, daß sie ihn selbst schon in kurzem an das Kreuz schlagen und später an den nach ihm kommenden Gottesboten ähnliche Gewaltthaten verüben würden, und darum stellte er ihnen und allen, die ihnen gleichgesinnt waren, weissagend die Folgen ihres strafwürdigen Verhaltens gegen den Gnadenruf Gottes vor die Augen.

Außer den Hohenpriestern und Schriftgelehrten waren aber noch andere Zuhörer um den Herrn versammelt: Leute aus dem Volke und die Jünger. An diese andern Zuhörer wendet sich nun Jesus im zweiten Teil des Gleichnisses, um ihnen darzuthun, daß es auch eine Mißachtung des göttlichen Gnadenrufes giebt, die zwar nicht in stumpfer Gleichgültigkeit oder gar in völliger Feindschaft gegen das dargebotene Heil sich äußert, die aber für den, der sich ihrer schuldig macht, ebenfalls das göttliche Strafgericht nach sich zieht. Welcher Art ist diese Mißachtung? Die Antwort darauf wird sich aus der näheren Betrachtung der Vorgänge ergeben, die im zweiten Gleichnisteile zur Darstellung gebracht werden. Doch bevor wir zu dieser

Betrachtung übergehen, lassen wir den Inhalt des zweiten Gleichnisteils nochmals an uns vorübergehen. Derselbe ist im wesentlichen folgender:

Nachdem der König den Befehl zur Bestrafung derer erteilt hat, die sich als Rebellen gegen ihn aufgelehnt oder die doch schnöde seine Einladung zurückgewiesen hatten, sendet er, da das Hochzeitsmahl noch bereit steht, seine Diener hinaus auf die verkehrsreichen Stätten der Landstraßen, um von dort Gäste ohne Unterschied der Person zur Hochzeit zu rufen. Ihrem Auftrage gemäß bringen die Knechte zusammen, wen sie finden, und die Hochzeitstafeln werden voll besetzt. Als der König unter die Versammelten getreten ist, bemerkt er einen, der ohne schickliches Kleid im Festsaale erschienen ist. Das erregt das Befremden des Königs, und er stellt den Gast wegen seines ungebührlichen Verhaltens zur Rede. Doch dieser verstummt; er vermag kein Wort der Entschuldigung hervorzubringen. Da entbrennt der Zorn des Königs, und er schreitet zur strengen Bestrafung des frechen Menschen.

Wen meinte Jesus mit den ohne Unterschied der Person von den verkehrsreichen Stätten der Landstraßen Gerufenen, die nun an Stelle der dem Gericht verfallenen Erstgeladenen treten sollen? Er meinte damit die Völker außerhalb Israels, die Heiden, an die im Auftrage Gottes von den Aposteln der Ruf zum Eintritt in das Reich Gottes ergehen werde, nachdem das Volk der Juden diesem Rufe sich so hartnäckig widersetzt hatte. An diese *Völker wandte* sich vornehmlich der Apostel Paulus mit seiner Einladung *zum Eintritt* ins Gottesreich; zu den Juden zu Antiochien sprach er: „Euch mußte zuerst das Wort Gottes gesagt werden; nun ihr es aber von euch stoßet und achtet euch selbst nicht wert des ewigen Lebens, siehe, so wenden wir uns zu den Heiden“ (Apostg. 13, 46). Und h ö r t e n die Heiden auf den an sie ergehenden Ruf? Leisteten sie der Einladung zum Reiche Gottes mit seiner Seligkeit und Herrlichkeit Folge? Ja, denn so lesen wir in Vers 48 des angezogenen Kapitels weiter: „Da es aber die Heiden hörten, wurden sie froh und priesen das Wort des Herrn und wurden gläubig, so viel ihrer zum ewigen Leben verordnet waren.“ Mochten sich auch die Athener mit ihrem oberflächlichen Sinn ablehnend gegen die Predigt des Evangeliums verhalten (Apostg. 17, 16 ff.), so wurde doch anderwärts im römischen Reiche das dargebotene Heil des Reiches Gottes von denen, zu welchen die Kunde davon gelangte, um so freudiger angenommen, zumal für sie keine Schranken gezogen waren, die ihnen den Eintritt in die Gemeinde Gottes hätten erschweren können. Denn ob die Heiden, denen das Evangelium gepredigt wurde, Weise oder Unweise, ob sie Hohe oder Niedrige, Böse oder Gute waren, darauf nahmen die ausgesandten Gottesboten, wie es im vorliegenden Gleichnisse in der Sendung der Königsboten hinaus unter die gemischte Bevölkerung der Landstraßen abgebildet ist, bei ihrer Predigt des Evangeliums keinerlei Rücksicht; an alle ohne Unterschied ihrer äußeren Lebensstellung und ihrer geistigen und sittlichen Beschaffenheit erging der Ruf, heranzukommen und einzutreten in das Reich des Friedens und der Freude, dessen Pforten von der erbarmenden Liebe Gottes allen

Menschen geöffnet waren (vgl. das Gleichnis vom Fischernetz). In diesem Reiche sollte ja unter den Eintretenden aller und jeder Unterschied ausgeglichen werden; alle sollten in der Gemeinschaft mit Christo von demselben Licht erleuchtet werden und die gleichen Gnadengaben der Heiligung empfangen, und darum blieb von vornherein keinem, wer er auch nach seiner bisherigen Vergangenheit sein mochte, der Eintritt in das Reich Gottes verschlossen; die Apostel und ihre Nachfolger, die Missionäre der späteren Zeit, brachten, eingedenk der Wahrheit, daß vor Gott kein Ansehen der Person ist (Apostg. 10, 34; Röm. 2, 11), zusammen, wen sie fanden, und wie im Gleichnisse die Hochzeitstafeln voll besetzt wurden, so geschah es auch im Reiche Gottes, daß unter der fortgesetzten Predigt des Evangeliums die Zahl seiner Genossen immer größer wurde und daß je länger, je mehr die Weissagung des Herrn in Erfüllung ging: „Es werden kommen vom Morgen und vom Abend, von Mitternacht und vom Mittag, die zu Tische sitzen werden im Reiche Gottes“ (Luk. 13, 29). Mochten daher auch die zum Hochzeitsfeste des Gottessohnes zuerst Geladenen den wiederholt an sie ergangenen Ruf verachtet und sich der ihnen dargebotenen Huld und Gnade durch ihr Verhalten unwürdig gemacht haben: das Hochzeitsfest kam doch zu stande; es fanden sich in großer Zahl andere, die freudig der Einladung zum Reiche Gottes Folge leisteten. Und die Zahl der Hinzukommenden zum Reiche der göttlichen Gnade nimmt noch immer zu, denn noch immer wird in Kirchen und Schulen die Heilsbotschaft des Evangeliums verkündigt, und jahraus jahrein ziehen zahlreiche Missionäre hinaus in die Heidenwelt und gewinnen dort für das Reich Gottes neue Genossen.

Werden nun auch alle, die dem Rufe zum Eintritt in dieses Reich Folge leisten, seiner Segnungen teilhaftig? Daß dies nicht der Fall ist, das zeigte Jesus den Hörern seines Gleichnisses, zu welchen er im zweiten Teile desselben sprach, an dem Beispiel des Gastes, der zwar gleich den übrigen Leuten der Landstraßen dem Rufe zu den Freuden des Hochzeitsfestes gefolgt, aber im Festsaale ohne hochzeitliches Kleid erschienen war. Alle übrigen Gäste hatten ein solches Kleid angelegt; nur dieser eine nicht, nur er allein hatte es nicht für nötig gefunden, sein schmutziges Alltagsgewand mit einem Anzuge zu vertauschen, wie er der Rücksicht auf die Ehre des königlichen Festgebers und auf die Bedeutung der Festfeier entsprochen hätte. Aber wie war denn der Mensch dazu gekommen, daß er die einfachsten Forderungen der Schicklichkeit so ganz außer acht ließ? War es ihm etwa nicht möglich gewesen, sich ein anständiges Kleid zu verschaffen? Daß ein solcher Entschuldigungsgrund in seinem Munde nur eine leere Ausrede gewesen sein würde, das wissen wir von der betreffenden Stelle in den Einzelerklärungen her. Wenn aber der Gast trotzdem, daß er bei einigem Bemühen in den Besitz eines reinen, anständigen Gewandes hätte gelangen können, so, wie er ging und stand, von der Straße hereingekommen war und wenn er auch nach seinem Eintritt in den Festsaal nichts darin fand, daß er unter den andern schicklich gekleideten Festgästen in seinem schmutzigen Straßengewand dastand: was anders offenbarte er durch ein

solches Verhalten als die gröbste Mißachtung der königlichen Huld und Gnade, der er es doch verdankte, daß er überhaupt hierher hatte kommen dürfen. Ja, mit dem Kommen hatte er nicht gezögert; die Einladung zum Feste war ihm recht und willkommen gewesen, denn sie eröffnete ihm ja die Aussicht auf mancherlei Freuden und Genüsse; aber nun im Hochzeitssaale auch so aufzutreten, daß er sich der Teilnahme an diesen Freuden und Genüssen würdig gemacht hätte, das war dem leichtfertigen Menschen nicht in den Sinn gekommen. Ein solches ungebührliches, durchaus verwerfliches Verhalten mußte aber den Zorn des Königs aufs höchste erregen, und wenn er den frechen Eindringling nicht bloß von der Teilnahme an der Festfeier ausschloß, sondern ihn auch noch besonders bestrafen ließ, so entspricht dies ganz dem Gefühl, das wir empfinden, wo wir, wie hier, zuvorkommender Güte mit schamloser Frechheit begegnen sehen.

So hatte denn der Herr seinen Zuhörern, zu welchen er zuletzt sprach, an dem Beispiel des Gastes ohne hochzeitliches Kleid gezeigt, daß es auch unter denen, die sich dem göttlichen Gnadenrufe gegenüber nicht ganz gleichgültig oder gar feindselig verhalten, die im Gegenteil auf diesen Ruf hören, an das Gottesreich sich anschließen und zu seinen Genossen gehören wollen, doch wieder solche giebt, die sich der Mißachtung der göttlichen Huld und Gnade schuldig machen und die daher ebenfalls Gottes strengem Strafgericht verfallen. Der Herr hatte in dem Bilde des Gastes ohne hochzeitliches Kleid auf diejenigen unter seinen Bekennern hingewiesen, die zwar von Gottes G ü t e und L i e b e gern reden hören, aber aus Mangel an sittlichem Ernst Worten wie dem: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig" (1. Petr. 1, 16) Ohr und Herz verschließen; denen es ganz recht ist, daß sie in der christlichen Gemeinschaft leben und von dem reichen Segen sich umgeben sehen, der die Wirkung christlichen Geistes und christlicher Sitte ist, die aber diesem Segen gegenüber nur Empfangende sein wollen, nicht in erster Linie solche, die darauf bedacht sind, durch ernste Arbeit an sich, durch die Heiligung ihres Sinnes und Wandels Gott sich angenehm zu machen und dadurch der Teilnahme an den Segnungen seines Reiches würdig zu werden. Zu einem solchen Ernst der Gesinnung und des Lebens kommt es bei derartigen Genossen des Gottesreiches nicht, und zwar darum nicht, weil es ihnen an der rechten E h r f u r c h t vor dem H e r r n dieses Reiches fehlt und damit zugleich an dem rechten Respekt vor seinem heiligen Willen. Der heilige Gotteswille ist keine Macht für sie, der sie sich aus freiem, innerem Antrieb unterwerfen, keine Norm, die sie anerkennen, um in Gesinnung und Wandel sich darnach zu richten. Sie halten sich so, wie sie von Natur sind, für gut genug, um viel an sich zu bessern; oberflächlichen Sinnes und leichtfertigen Herzens, dabei aber doch in hohem Maße anspruchsvoll, treten sie im Hochzeitssaale des Gottesreiches, in der christlichen Gemeinschaft, neben den wahren Genossen dieses Reiches auf; der fromme Sinn und Wandel dieser Kinder des Lichts demütigt sie nicht, eifert sie nicht an, abzulegen, was nicht recht und gut an ihnen ist, und unter Gottes Beistand nach dem zu streben, was ihnen mangelt; sie halten es, um alles

mit einem Worte zu sagen, nicht für nötig, das „hochzeitliche Kleid“, den neuen Menschen anzuziehen, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit (Eph. 4, 24). Durch ein solches Verhalten machen sie sich aber der Mißachtung des göttlichen Gnadenrufes nicht minder schuldig wie diejenigen, welche von diesem Rufe aus Gleichgültigkeit gegen alles Höhere und Göttliche überhaupt nichts hören wollen oder die ihm mit offenbarer Feindschaft widerstreben, und es kann daher nach den Ordnungen des Gottesreiches nicht anders sein, als daß sie gleich diesen dem göttlichen Gericht verfallen.

„Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt“, mit diesen Worten hatte Jesus sein Gleichnis geschlossen. An viele, das wollte der Herr mit diesen Worten, die auf die im Gleichnisse abgebildeten Thatsachen zurückweisen, sagen, gelangt nach Gottes Willen der Ruf, in sein Reich einzugehen, aber nur wenige achten dieses Rufes so, wie sie sollten; verhältnismäßig nur wenige erweisen sich daher als solche, die nach Gesinnung und Wandel, nach der ganzen Richtung ihres Lebens sind, wie sie nach Gottes heiligem Willen sein sollen, und nur sie allein bilden die kleine Herde der Auserwählten (Luk. 12, 32), für welche das Reich vom Anbeginn der Welt bereitet ist (Matth. 25, 34).

Auch an euch, liebe Kinder, ergeht fort und fort der Ruf oder die Einladung zum Eintritt in das Reich Gottes und zum Mitgenusse der Seligkeit, welche es in der Gemeinschaft mit Christo Jesu und durch *ihn* mit Gott gewährt. Es sind vornehmlich die Belehrungen über die *Religion*, über das Evangelium mit seinen Heilswahrheiten und Heilsthatsachen, durch welche dieser Ruf an eure Herzen ergeht. O, so laßt euch denn nicht vergeblich einladen, die Hand des Heilandes zu ergreifen, um durch ihn in die beseligende Lebensgemeinschaft mit Gott einzutreten. Bittet den himmlischen Vater täglich in ernstem, aufrichtigem Gebete, daß er euch davor bewahren möge, Verächter seiner Huld und Gnade zu werden oder ihr gar feindselig zu widerstreben. Wenn ihr aber fühlt, daß das Reich Gottes euch nahe kommt mit seinem Frieden und seiner Freude, dann laßt es auch eure ernste Sorge sein, durch das Wachsen in allem Guten, durch die in der Buße und im Glauben sich vollziehende Heiligung eures Sinnes und Wandels des Wohlgefallens Gottes immer würdiger zu werden, um so eingeschlossen zu bleiben in die Zahl derer, die für sein Reich auserwählt sind.

1. Petri 1, 15. 16: Nach dem, der euch berufen hat und heilig ist, seid auch ihr heilig in allem eurem Wandel; denn es steht geschrieben: Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig. Eph. 4, 23. 24: Erneuert euch im Geiste eures Gemütes und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit. Kol. 3, 12. 14: So ziehet nun an, als die Auserwählten Gottes, Heilige und Geliebte, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld; über alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit.

Gott, vor dessen Angesichte
Nur ein reiner Wandel gilt,
Ewges Licht, aus dessen Lichte
Nichts als reinste Klarheit quillt,

Laß uns doch zu jeder Zeit
Deinen Strahl der Heiligkeit
So durch Herz und Seele dringen,
Daß auch wir nach Heil'gung ringen!
(J. Chr. Zimmermann, † 1783.)

Die zehn Jungfrauen.

(Matth. 25, 1–13.)

(V. 1) Dann wird das Himmelreich gleich sein zehn Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen und gingen aus dem Bräutigam entgegen. (V. 2) Aber fünf unter ihnen waren thöricht, und fünf waren klug. (V. 3) Die thörichten nahmen ihre Lampen, aber sie nahmen nicht Öl mit sich. (V. 4) Die klugen aber nahmen Öl in ihren Gefäßen samt ihren Lampen. (V. 5) Da nun der Bräutigam verzog, wurden sie alle schläfrig und entschliefen. (V. 6) Zur Mitternacht aber ward ein Geschrei: Siehe, der Bräutigam kommt; gehet aus ihm entgegen! (V. 7) Da standen diese Jungfrauen alle auf und schmückten ihre Lampen. (V. 8) Die thörichten aber sprachen zu den klugen: Gebt uns von eurem Öl, denn unsere Lampen verlöschen. (V. 9) Da antworteten die klugen und sprachen: Nicht also, auf daß nicht uns und euch gebreche. Gehet aber hin zu den Krämern und kaufet für euch selbst. (V. 10) Und da sie hingingen zu kaufen, kam der Bräutigam; und welche bereit waren, gingen mit ihm hinein zur Hochzeit; und die Thür ward verschlossen. (V. 11) Zuletzt kamen auch die andern Jungfrauen und sprachen: Herr, Herr, thue uns auf. (V. 12) Er antwortete aber und sprach: Wahrlich, ich sage euch, ich kenne euch nicht. (V. 13) Darum wachet, denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird.

1. Wort- und Sacherklärung.

„Dann wird das Himmelreich gleich sein"; das Wort „dann" bezieht sich auf die Zeit der Wiederkunft Christi, von welcher im vorhergehenden Kapitel mit und ohne Bild die Rede war. Mit der Einleitungsformel soll gesagt werden: Zur Zeit der Wiederkunft Christi werden auf dem Gebiete des Gottesreiches Zustände eintreten und Ereignisse stattfinden, die den Vorgängen in der nachfolgenden Erzählung von zehn Jungfrauen ähnlich sind. — „zehn Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen und gingen aus dem Bräutigam entgegen"; es sind Brautjungfrauen gemeint, die mit ihren Zurüstungen für den Empfang des Bräutigams beschäftigt sind; sie wollen diesem mit brennenden Lampen entgegengehen, um ihn feierlich einzuholen und um dann das Hochzeitsfest mit ihm zu feiern. Das Gleichnis knüpft an die jüdischen Hochzeitsgebräuche an. Nach der gewöhnlichen Sitte bestanden dieselben darin, daß sich der Bräutigam am Hochzeitsabend in Begleitung seiner Freunde zum Hause der Braut begab und diese von hier in seine Wohnung abholte. Bei der Nachricht von der Ankunft des Bräutigams gingen ihm die Freundinnen der Braut unter dem Vorantragen von Lampen entgegen und begleiteten dann das Paar in dessen Wohnung, wo das Hochzeitsfest gefeiert wurde. Im vorliegenden Gleichnis ist der geschilderte Vorgang so gedacht, daß der Bräutigam von auswärts kommt, denn sein Kommen verzögerte sich nach V. 5 stundenlang, und daß die Hochzeit im Hause der Braut gefeiert wird (V. 10). Auch nach 1. Mos. 29, 22; Richt. 14, 10; Tob. 8, 20ff. fand die Hochzeit

im Hause der Braut statt. – Die Zahl der Brautjungfrauen wird auf zehn angegeben. Diese Zahl begegnet uns öfters in der hl. Schrift, z. B. Luk. 17, 12; 19, 13; Offenb. 17, 12; sie war beliebt als Bezeichnung einer Gesamtheit, der Vollständigkeit. — Zum besseren Verständnis des weiteren Fortganges der Erzählung möge hier noch beachtet werden, daß in V. 1 noch nicht die Rede ist vom eigentlichen Auszuge der Jungfrauen zum Empfange des Bräutigams. Die beiden in V. 1 von den Jungfrauen ganz allgemein gemachten Aussagen, daß sie ihre Lampen nahmen und daß sie ausgingen dem Bräutigam entgegen, sollen nur dazu dienen, die Jungfrauen näher zu kennzeichnen, nämlich als Brautjungfrauen, die sich irgendwo versammelt hatten (der Ort ihrer Zusammenkunft ist nicht näher angegeben) und mit ihrer Ausrüstung behufs des Empfanges des Bräutigams beschäftigt waren. Die nähere Beschreibung ihrer Ausrüstung folgt erst in V. 3, und von ihrem eigentlichen Auszuge dem Bräutigam entgegen ist erst von V. 6 an die Rede. — „Aber fünf unter ihnen waren thöricht, und fünf waren klug“; mit diesen Worten wird, ehe die Erzählung weiter voranschreitet, auf einen Unterschied aufmerksam gemacht, der unter den Jungfrauen bestand: fünf davon waren thöricht, d. h. sie ließen es, wie es der Thörichten Art ist, für gewöhnlich bei ihrem Thun und Handeln an dem erforderlichen Nachdenken fehlen, sie gingen dabei unverständig zu Werke. Von den fünf andern Jungfrauen heißt es dagegen, daß sie klug waren; sie werden damit nach der Eigentümlichkeit ihres Wesens als Personen bezeichnet, die für gewöhnlich bei ihrem Thun und Handeln mit Einsicht und Umsicht, mit Überlegung verfuhren. Das Thörichtsein der einen Hälfte der Jungfrauen und das Klugsein der andern Hälfte trat auch jetzt wieder bei ihren Zurüstungen zum Festzuge zu Tage. Indem nämlich die Jungfrauen, wie in V. 1 allgemein berichtet wird, diese Zurüstungen irgendwo gemeinsam betrieben, nahmen die thörichten, wie nun, an V. 1 anknüpfend, eingehender erzählt wird, wohl ihre Lampen, aber an das Mitnehmen von Öl, ohne welches Lampen überhaupt nicht brennen oder doch bald wieder verlöschen, dachten sie nicht, und eben darin zeigte sich auch jetzt wieder die ihnen eigene Thorheit. Ganz anders und den Umständen durchaus entsprechend verfuhren die fünf andern Jungfrauen. Indem sie sich zum festlichen Empfange des Bräutigams rüsteten, versah sich eine jede nicht nur mit einer Lampe, sondern auch mit dem erforderlichen Öl, um die Lampen, wann die Zeit zum Anzünden gekommen sein würde, im Brennen zu erhalten. In diesem vorsorglichen, mit Überlegung ausgeführten Thun und Handeln offenbarte sich auch hier wieder die den fünf letzteren Jungfrauen eigene Klugheit. – Was die Gefäße betrifft, in welchen diese Jungfrauen nach V. 4 das Öl mitnahmen, so läßt sich über deren Beschaffenheit nichts Genaueres sagen, indem es im vorliegenden Text an einer näheren Angabe über diesen Punkt fehlt. Ob die Gefäße an den Lampen selbst angebracht waren, oder ob sie besonders getragen wurden, das muß dahingestellt bleiben; die Beschaffenheit der Lampen in jüdischer Zeit ist uns nicht näher bekannt. Jedenfalls findet die Annahme vieler Ausleger, daß die klugen

Jungfrauen aus Vorsicht außer dem Öl in den etwa an den Lampen befestigten Gefäßen noch anderes Öl in besonderen Gefäßen mit sich geführt hätten, in der Erzählung keinen Anhalt. Es wird einfach gesagt: die thörichten Jungfrauen versahen sich wohl mit Lampen, aber nicht mit Öl; die klugen dagegen nahmen außer ihren Lampen auch Öl mit sich und zwar letzteres in den dafür bestimmten Gefäßen. — „Da nun der Bräutigam verzog"; da sich sein Kommen in die Länge zog, seine Ankunft sich verzögerte. Die Brautjungfrauen befinden sich noch an dem Orte, wo sie sich nach V. 1 zum Zwecke ihrer Ausrüstung versammelt hatten, und harren hier der Kunde vom Herannahen des Bräutigams, um dann ihre Lampen anzuzünden und ihm entgegenzugehen. Aber die Zeit verrinnt, Stunde um Stunde geht dahin, ohne daß von der Ankunft des Bräutigams etwas verlautet, und da geschieht nun, was in der zweiten Hälfte von V. 5 berichtet wird: die Jungfrauen wurden alle schläfrig und entschliefen. — „Zur Mitternacht aber ward ein Geschrei"; wurde der Ruf laut: „Siehe, der Bräutigam kommt, gehet aus ihm entgegen!" Von wem der Ruf ausging, ob von ausgestellten Wächtern oder von sonst jemand, etwa von den Freunden des Bräutigams, die ihn begleiteten, wird nicht gesagt; nur das ist aus der Mitteilung über den laut werdenden Ruf zu entnehmen, daß die Ankunft des Bräutigams unvermutet und plötzlich erfolgte und daß letzterer schon ganz nahe war. — „und schmückten ihre Lampen"; wörtl.: „und richteten zu ihre Lampen"; machten ihre Lampen zum Brennen zurecht und zündeten sie an. — „denn unsere Lampen verlöschen"; die kaum angezündeten Lampen der thörichten Jungfrauen gingen in Ermangelung von Öl sofort wieder aus, daher die Bitte: „Gebt uns von eurem Öl!" — „Da antworteten die klugen und sprachen: Nicht also, auf daß nicht uns und euch gebreche"; es ist wohl richtiger zu übersetzen: „Nicht doch, es (das Öl) würde nicht reichen für uns und euch". Die Jungfrauen wollen sagen, daß sie das in ihrem Besitze befindliche Öl für sich beim Empfange des Bräutigams notwendig brauchten und daß sie daher nichts davon abgeben könnten. Auch aus dieser Stelle geht hervor, daß die klugen Jungfrauen nicht außer dem Öl, das sie zum Brennen der Lampen mit sich führten, noch einen besonderen Reservevorrat von Öl besaßen. Denn in diesem Falle hätten sie ja den Gefährtinnen einen Teil davon abgeben können, indem es sich nur um die kurze Zeit, während welcher die Lampen beim Empfange des Bräutigams zu brennen hatten, handelte. — „Gehet aber hin zu den Krämern"; wörtl.: „zu den Verkäufern", nämlich von Öl. — „und kaufet für euch selbst"; versucht es auf dem Wege des Kaufens in den Besitz von eignem Öl zu gelangen. Es war nicht Mangel an Gefälligkeit, was die klugen Jungfrauen abhielt, den thörichten Öl von dem ihrigen zu geben; sie konnten eben nichts davon entbehren. Ob der Rat, den sie den Gefährtinnen geben, noch den gewünschten Erfolg haben werde, das konnten sie freilich nicht wissen; sie rieten eben, was sich in der kritischen Lage allein raten ließ. — „und

welche bereit waren"; deren Lampen brannten und die sich daher zum Empfange des Bräutigams im rechten Stande der Vorbereitung befanden. — „gingen mit ihm hinein zur Hochzeit"; ins Haus der Braut, wo die Hochzeit gehalten wurde. Es wird in der Erzählung stillschweigend vorausgesetzt, daß die eben genannten Jungfrauen dem Bräutigam erst mit ihren festlichen Lampen entgegengezogen waren. — „und die Thür ward verschlossen"; die Thür des Festsaales wurde geschlossen, um die nicht bereit gewesenen Festjungfrauen von der Teilnahme an der Festfreude auszuschließen. — „Herr, Herr, thue uns auf"; die Wiederholung der Anrede drückt das angstvolle Flehen der Bittenden aus. — „Wahrlich, ich sage euch, ich kenne euch nicht"; nachdrückliche und ernste Versicherung des Bräutigams, daß er die um Einlaß Bittenden nicht mehr als Brautjungfrauen und Festgenossen anerkenne; hatten sie es doch versäumt, ihn zur rechten Zeit und auf die rechte Weise zu empfangen, und galten sie ihm daher jetzt als Fremde und Unbekannte. — „Darum wachet, denn ihr wisset" u. s. w.; ermahnendes Wort Jesu, das er auf Grund des Gleichnisses an die Hörer desselben richtet. — „des Menschen Sohn"; vgl. S. 30.

2. Veranlassung und Zweck des Gleichnisses.

Das vorausgegangene Gleichnis vom königlichen Hochzeitsmahl hatte Jesus, wie wir gesehen haben, an einem der letzten Tage seines Erdenlebens im Tempel vor einem größeren Zuhörerkreise zum Vortrage gebracht. Nachdem er dann noch in verschiedenen kürzeren Streitreden Abgesandte seiner Feinde siegreich zurückgeschlagen (Matth. 22, 15—46) und weiter die Kap. 23 verzeichnete lange Strafrede wider die Pharisäer und Schriftgelehrten gehalten hatte, verließ er den Tempel und ging dem Ölberge und Bethanien zu. Unterwegs weissagte er den Jüngern die Zerstörung des Tempels, auf welchen ihn diese in Bewunderung seiner Pracht hinwiesen, und ließ sich dann am Ölberge rastend nieder. Hier fragten ihn die Jünger, wann die geweissagte Zerstörung des Tempels erfolgen und welches das Zeichen seiner, des Herrn, Wiederkunft*) und des Endes der gegenwärtigen Weltzeit sein werde (Kap. 24, 1—3). In seiner Antwort auf diese Doppelfrage berührt Jesus die Zerstörung des Tempels nicht weiter; er spricht sich nur über die Vorzeichen seiner Wiederkunft und des Endes der gegenwärtigen Weltzeit aus. In betreff des letzteren Punktes teilt er den Jüngern ausführlich mit, was sie darüber wissen und beherzigen sollen (V. 4—35); bezüglich seines Wiederkommens aber sagt er, daß Tag und Stunde desselben ungewiß und nur seinem Vater allein bekannt sei (V. 36). Aber gerade aus diesem Grunde, das weist dann der Herr im weiteren Verlaufe seiner Rede nach, sei es für die Jünger notwendig, sich in steter Bereitschaft auf sein Wiederkommen zu halten, das zu jeder Zeit erfolgen könne.

*) Die Rückkehr des Herrn zu den Seinen, die sogenannte Parusie, wurde von den Jüngern noch in ihrer eigenen Zeit erwartet.

„Wachet, denn ihr wisset nicht, an welchem Tage euer Herr kommen wird", so ruft er den Jüngern in ernstem Tone wiederholt zu (V. 42 u. 44), und, nachdem er ihnen zur weiteren Begründung dieser Mahnung die beiden Bilderreden von dem schlafenden Hausherrn und dem einbrechenden Diebe und von dem treuen und dem treulosen Knechte vorgetragen hat (V. 45 bis 51), erzählt er noch das Gleichnis von den zehn Jungfrauen, an dessen Schluß er zum dritten Male jene Mahnung zur steten Bereitschaft auf sein der Zeit nach ungewisses Kommen wiederholt. Die an die Jünger gestellte Forderung der Wachsamkeit oder der stetigen Bereitschaft nochmals in besonderer Weise zu begründen, das war demnach der Zweck, den der Herr beim Vortrage unseres Gleichnisses verfolgte.

Gehen wir nun zur Auslegung desselben über. Das Gleichnis war allerdings zunächst für die Jünger bestimmt, die am Ölberge um den Herrn versammelt waren; aber die darin enthaltenen Lehren gelten auch uns. Suchen wir sie uns daher durch die nachfolgende Besprechung recht klar zu machen, und lassen wir dabei zugleich unsere Herzen von ihrem Licht und ihrer Kraft durchdringen.

3. Auslegung des Gleichnisses.

Nach Gang und Inhalt besteht das Gleichnis aus zwei Teilen. Der erste Teil geht von V. 1—4, der zweite Teil von V. 5—12. Im ersten Teile ist von den Zurüstungen die Rede, welche zehn Brautjungfrauen für sich machten, um den Bräutigam zu empfangen und um dann mit ihm das Hochzeitsfest zu feiern. Es wird dabei gezeigt, daß die eine Hälfte der Jungfrauen ihre Zurüstungen in thörichter Weise betrieb, während die andere Hälfte bei diesem Geschäfte mit der rechten Klugheit zu Werke ging. Daß sich für die Jungfrauen bei der Art und Weise, wie die Ankunft des Bräutigams erfolgte, aus ihrem verschiedenen Verhalten verschiedene Folgen ergaben, das wird dann im zweiten Teile der bildlichen Erzählung dargethan.

Treten wir nun, vorerst mit Beiseitelassung der Einleitungsformel, dem Inhalt des ersten Gleichnisteiles näher, so begegnen wir zehn Jungfrauen, die sich irgendwo versammelt haben und mit ihrer Vorbereitung für den Empfang des von auswärts kommenden Bräutigams beschäftigt sind. Unter dem Vorantragen von brennenden Lampen — die Hochzeit fand wie gewöhnlich am Abend statt — sollen sie den Bräutigam, sobald dessen Kommen angekündigt wird, feierlich einholen und ihn dann zum Hause der Braut, wo das Hochzeitsfest stattfindet, geleiten. Die Freuden dieses Festes sollen die Brautjungfrauen mitgenießen. Aber werden sie derselben auch alle teilhaftig werden? Das steht zu bezweifeln, denn das Gleichnis macht, ehe es die Erzählung weiter führt, auf einen wesentlichen Unterschied aufmerksam, der unter den Jungfrauen bestand; es heißt: „Fünf unter ihnen waren thöricht, und fünf waren klug". Das läßt vermuten, daß die Jungfrauen ihre Zurüstungen nicht in gleicher Weise werden betrieben haben. Und das war in der That der Fall. Der Mangel an Überlegung, der der einen Hälfte der Jungfrauen für gewöhnlich bei ihrem Thun und Handeln eigen war, offenbarte

sich auch jetzt wieder und zwar in der Weise, daß sich diese Jungfrauen bei ihren Zurüstungen für den Empfang des Bräutigams wohl mit Lampen versahen, aber an das Mitnehmen von Öl nicht dachten. Mit viel mehr Überlegung verfuhr dagegen die andere Hälfte der Jungfrauen. Bei der ihnen eigenen Klugheit, die sie immer Zweck und Mittel wohl ins Auge fassen ließ, versahen sie sich nicht nur mit Lampen, sondern sie nahmen auch Öl in den dazu bestimmten Gefäßen mit sich, und, so ausgerüstet, konnten sie der Ankunft des Bräutigams ruhig entgegensehen. Mochte dieselbe jetzt früher oder später erfolgen, das machte für diese Jungfrauen nichts aus; sie waren auf alle Fälle bereit, den Bräutigam zu empfangen, und konnten mit ihm zur Hochzeit gehen. Aber wenn jenen ersten fünf Jungfrauen auch für gewöhnlich die rechte Klugheit fehlte, so lag es doch im vorliegenden Falle nahe für sie, die Thatsache ins Auge zu fassen, daß Lampen ohne Öl ihren Zweck nicht erfüllen. Wie erklärt es sich nun, daß jene Jungfrauen diese Thatsache so ganz außer acht lassen konnten? Sie haben sich doch gewiß auf das in Aussicht stehende Hochzeitsfest eben so sehr gefreut, wie ihre klugen Genossinnen; sie waren ja auch gleich diesen mit ihren Vorbereitungen zum Empfange des Bräutigams beschäftigt; wie konnten sie nun doch bei diesen Vorbereitungen so ohne alle Überlegung zu Werke gehen? Sie mochten gedacht haben, daß es mit den Zurüstungen nicht gerade Eile habe. War doch die Ankunft des Bräutigams nicht auf Stunde und Minute festgesetzt; bis sie erfolgte, konnte noch immer für das erforderliche Öl gesorgt werden; warum also für den gegenwärtigen Augenblick die *Zurüstungen* mit so ermüdender Sorgfalt betreiben! So mögen diese Jungfrauen gedacht haben, und daher unterließen sie es, sich vollständig für das, was bevorstand, in Bereitschaft zu setzen. Aber jener Wahn und der sich daraus ergebende Mangel an sorgfältiger Ausrüstung sollte für die Jungfrauen bei der Art und Weise, wie die Ankunft des Bräutigams erfolgte, verhängnisvoll werden. Was ihnen infolge ihres thörichten und leichtsinnigen Verhaltens Schlimmes widerfuhr, darüber berichtet der zweite Gleichnisteil, dessen Inhalt wir nun ebenfalls näher in Betracht ziehen. Zuvor jedoch werfen wir noch einen Blick auf die bis jetzt geschilderte Situation. Dieselbe ist folgende: Die zehn Brautjungfrauen sind irgendwo versammelt und harren des Bräutigams. Fünf davon haben sich in thörichtem Leichtsinne für den Empfang desselben noch nicht vollständig in Bereitschaft gesetzt; die fünf andern dagegen haben in kluger und verständiger Weise ihre Zurüstungen betrieben; eine jede von ihnen ist im stande, dem Bräutigam, mag er kommen, wann er will, mit brennender Lampe entgegenzugehen und ihn zum Hochzeitsfeste zu begleiten. Was geschieht nun weiter?

Die Brautjungfrauen warten und warten, aber der Bräutigam kommt nicht. Es ist schon spät in der Nacht geworden, seine Ankunft verzögert sich aber noch immer. Da überkommt die Jungfrauen allmählich der Schlaf, und es dauert nicht lange, so sind sie alle entschlummert. Für die klugen Jungfrauen konnte daraus, daß sie sich, müde, wie sie waren, für kurze Zeit dem Bedürfnisse des Schlafes hingaben, keine besondere Gefahr ent=

stehen, denn sie waren ja zum Empfange des Bräutigams vollständig gerüstet. Wie aber stand es im Punkte der Bereitschaft um ihre thörichten Genossinnen? War nicht zu befürchten, daß ihr Auferwecktwerden für sie zu einem Aufschrecken werden würde? Und zu einem solchen wurde es in der That, mußte es werden, als plötzlich in der Mitternachtsstunde der Ruf erscholl: „Siehe, der Bräutigam kommt, gehet aus ihm entgegen!“ Ganz unerwartet also und, ohne daß sein Herannahen vorher wäre angekündigt worden, war der Bräutigam schon in der Nähe erschienen; die Jungfrauen sollen ihn ohne Verzug mit brennenden Lampen einholen: welcher Schrecken für die fünf thörichten! Kann jetzt im letzten Augenblicke von ihnen noch gut gemacht werden, was sie versäumt haben? Unmöglich! Erschreckt und verwirrt, wie sie sind, zünden sie zwar ihre Lampen an, aber in Ermangelung des nötigen Öls verlöschen dieselben sofort wieder. Was sollen die Jungfrauen beginnen? Sie wissen sich nicht anders zu helfen, als daß sie sich bittend an ihre Genossinnen wenden. Aber diese können von ihrem Öl nichts entbehren; es reicht nur für sie allein aus, und würden sie davon hergeben, so wäre die Folge, daß weder sie noch die andern den Bräutigam zu empfangen vermöchten. Was sie in Berücksichtigung der Notlage, in welcher sich die thörichten Genossinnen befinden, allein zu thun vermögen, das thun sie: sie raten ihnen, sich bei den Verkäufern von Öl mit solchem zu versorgen, da unter den vorliegenden Umständen nun einmal eine jede für sich selbst einstehen müsse. Da kein anderer Ausweg übrig bleibt, so befolgen die bittenden Jungfrauen den ihnen erteilten Rat; aber zum Empfange des Bräutigams kommen sie nun doch zu spät, und von der Teilnahme an den Freuden des Hochzeitsfestes bleiben sie ausgeschlossen. Denn während ihrer Abwesenheit kommt der Bräutigam an; die fünf klugen Jungfrauen, welche zu seinem Empfange bereit sind, gehen mit ihm zur Hochzeit, und die Thür des Festsaales wird verschlossen. Als endlich auch die fünf thörichten Jungfrauen vor derselben erscheinen und flehentlich um Einlaß bitten, da vernehmen sie mit Schrecken das Wort des Bräutigams: „Ich kenne euch nicht!“ Und zwar spricht der Bräutigam das Wort seiner Abweisung als ernste, feierliche Versicherung aus: „Wahrlich, ich sage euch, ich kenne euch nicht!“ — ich erkenne euch als Brautjungfrauen und Festgenossen nicht mehr an; mit dieser bestimmten und unwiderruflichen Erklärung schließt der Bräutigam die thörichten Jungfrauen von der Teilnahme an der Festfreude aus. Was ihnen Schlimmes widerfuhr, das hatten sie durch ihr thörichtes und leichtsinniges Verhalten selbst verschuldet.

Blicken wir nun von hier aus auf die Einleitungsformel des Gleichnisses zurück, um dann daran anknüpfend seine Deutung zu vollziehen.

Die Einleitungsformel heißt: „Dann wird das Himmelreich gleich sein zehn Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen und gingen aus dem Bräutigam entgegen.“ Mit diesen einleitenden Worten wollte Jesus, wie wir gesehen haben, sagen: Dann, bei meiner Wiederkunft, die in ungewisser, Gott allein bekannter Zeit und Stunde erfolgen wird, werden auf dem Gebiete des

Gottesreiches Zustände eintreten und Ereignisse stattfinden, die mit den Vorgängen der nachfolgenden Erzählung von zehn Jungfrauen Ähnlichkeit haben. Welches sind nun die wesentlichen Vorgänge dieser Erzählung, die zur Veranschaulichung der von dem Herrn ins Auge gefaßten Zustände und Ereignisse dienen sollten? Es sind folgende: 1. Ein Chor von Brautjungfrauen ist damit beschäftigt, sich zum Empfange des Bräutigams zu rüsten, um dann mit ihm die Feier des Hochzeitfestes zu begehen. 2. Die eine Hälfte der Jungfrauen läßt es bei diesem Geschäft an dem rechten Ernst und der rechten Sorgfalt fehlen, während die andern Jungfrauen ihre Ausrüstung mit Einsicht und Umsicht, mit gesammeltem Geiste betreiben. 3. Die nächste Folge, die sich aus diesem verschiedenen Verhalten der Jungfrauen für sie ergiebt, ist, daß die fünf letzteren bei der Ankunft des Bräutigams, die sich verzögert hat und die dann ganz unerwartet und plötzlich erfolgt, zu seinem Empfange vollständig bereit sind, die fünf ersten dagegen nicht. 4. Eine weitere Folge des verschiedenen Verhaltens der Jungfrauen ist dann, daß diejenigen, welche zum Empfange des Bräutigams bereit sind, mit ihm zur Hochzeit gehen und an den Freuden des Festes teilnehmen, während die andern davon ausgeschlossen bleiben.

Was wollte nun der Herr seinen Jüngern am ersten Vorgange der bildlichen Erzählung zur Anschauung bringen? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns zunächst darüber klar zu werden suchen, wen der Herr unter dem Chor der Jungfrauen verstand, die sich auf den Empfang des Bräutigams rüsteten, und wen er mit dem Bräutigam meinte. Unter dem Chor der Jungfrauen verstand er die Glieder seiner Gemeinde, die jetzt an Umfang noch klein war, deren einstige Größe er aber im Geiste schon jetzt schaute. Mit dem Bräutigam meinte er sich selbst. Die Bedeutung des bildlichen Ausdrucks „Bräutigam" als Bezeichnung der Person Jesu war den Jüngern schon aus dem Gleichnisse vom hochzeitlichen Kleid bekannt, wie sie von dorther auch wußten, daß unter dem Hochzeitsfeste, von dem im Laufe der neuen bildlichen Erzählung wiederholt die Rede ist, das Reich Gottes mit seinen beseligenden Freuden zu verstehen sei. Nach diesen Erörterungen werden wir die oben aufgeworfene Frage so beantworten können: Der erste Vorgang der bildlichen Erzählung sollte die Aufmerksamkeit der Jünger auf die Vorbereitungen lenken, mit welchen in der Folgezeit die Gläubigen beschäftigt sein würden, um sich bei der Wiederkunft Jesu als seine Angehörigen darzustellen und um dann mit ihm die beseligenden Freuden des vollendeten Gottesreiches zu teilen.

An dem zweiten Vorgange der bildlichen Erzählung sollte dann den Jüngern gezeigt werden, daß die Gläubigen die in Rede stehenden Vorbereitungen nicht in gleicher Weise betreiben würden. Die hier ins Auge gefaßte Verschiedenheit im Verhalten der Gläubigen wird an dem verschiedenen Verhalten der Brautjungfrauen bei ihrer Ausrüstung zum Empfange des Bräutigams veranschaulicht. Das Verhalten der Brautjungfrauen stellt sich aber insofern als ein verschiedenes dar, als die eine Hälfte derselben sich wohl mit Lampen versah, es aber in thörichtem Leichtsinn unter-

ließ, sich auch mit Öl zu versorgen, während die andere Hälfte in umsichtiger Erwägung von Zweck und Mittel auf den Besitz von Lampen und Öl die gleiche Fürsorge verwandte. Um den zweiten Zug des Gleichnisses vollständig zu deuten, bedarf es vor allem der Beantwortung der beiden Fragen: Was verstand der Herr unter den Lampen, und was meinte er mit dem Öl? Unter den Lampen, die in der Hand der Jungfrauen beim Empfange des Bräutigams in hellem Lichte erglänzen sollten, verstand er die Reinheit des äußeren Lebens der Glieder seiner Gemeinde, durch welche sich diese als ihm Angehörige vor der Welt kenntlich machen sollen (Matth. 5, 16; Phil. 2, 15), und mit dem Öl, das die Lampen im Brennen erhalten sollte, meinte er das innere Glaubensleben, das des Christen Geist und Gemüt durchdringen muß, wenn es bei ihm zu jener äußeren Reinheit des Lebens, wie sie der Herr von seinen Angehörigen erwartet, kommen soll. Die Belehrungen, welche der Herr den Jüngern auf Grund des zweiten Vorganges der bildlichen Erzählung erteilen wollte, sind nun folgende: Ein Teil der Gläubigen wird es sich bei seiner Vorbereitung für die Wiederkunft des Herrn zwar angelegen sein lassen, ein äußerlich ehrbares und rechtschaffenes Leben vor der Welt zu führen, aber zu einem wahrhaft christlichen Wandel, wie ihn die „Kinder des Lichts“ führen (Eph. 5, 9), bringen es diese Gläubigen nicht, weil sie es aus Mangel an tieferer christlicher Erkenntnis und aus Mangel an entschiedenem religiös-sittlichem Ernst versäumen, sich in den Besitz von lebendigem inneren Glaubensleben zu setzen, aus dem erst die Umgestaltung und Erneuerung des Menschen auch nach seinem äußeren Thun und Verhalten hervorzugehen vermag. Gläubige der eben geschilderten Art gleichen bezüglich ihrer Vorbereitung auf die Wiederkunft Jesu den thörichten Jungfrauen, die bei ihrer Zurüstung für den Empfang des Bräutigams wohl auf das Mitnehmen von Lampen bedacht waren, nicht aber auch auf das Mitnehmen von Öl. Anders wird die Art und Weise sein, wie ein anderer Teil der Gläubigen bei seiner Vorbereitung auf die Wiederkunft des Herrn zu Werke geht. Es wird auch dieser Gläubigen Trachten darauf gerichtet sein, vor der Welt ein Leben zu führen, wie es Christen führen sollen, aber weil sie erkannt haben, daß äußeres und inneres Christentum, der Schmuck an guten Werken und der Besitz an lebendigem, Geist und Gemüt durchdringendem Glauben im innigsten Zusammenhange stehen, ja daß erst im Glauben und durch den Glauben die wahre Reinheit des äußeren Lebens gewonnen werden kann, werden sie bei ihrer Vorbereitung für die Wiederkunft des Herrn vor allem darauf bedacht sein, ihr inneres Glaubensleben zur rechten Entwicklung zu bringen, um dann in der Weise, wie es der Herr von den Seinen erwartet, ihr Licht vor der Welt leuchten zu lassen und sich so nach ihrem ganzen Sein und Wesen als wahre Angehörige des himmlischen Bräutigams darzustellen. Die Gläubigen dieser Art gleichen den klugen Jungfrauen im Gleichnisse, die bei ihrer Ausrüstung für den Empfang des Bräutigams „Öl nahmen in den Gefäßen samt ihren Lampen“.

Nachdem Jesus so den Jüngern dargethan hatte, daß die Genossen

seiner Gemeinde ihre Vorbereitung auf seine Wiederkunft teils in oberflächlicher, unzureichender Weise betreiben, teils aber dieselbe mit dem rechten Ernst und mit der rechten Besonnenheit vornehmen würden, weist er an dem dritten Vorgange der bildlichen Erzählung auf die nächste Folge hin, welche diese verschiedene Art der Vorbereitung für die Gläubigen haben wird. Wie diejenigen Jungfrauen, welche sich außer mit ihren Lampen auch mit Öl versorgt hatten, zum Empfange des Bräutigams, als er nach langem Wartenlassen endlich und dann ganz unerwartet und plötzlich erschien, vollständig bereit waren und ihm nun mit leuchtendem Lichte entgegengehen konnten, so werden auch diejenigen Christen, welche der Pflege und Entwicklung ihres religiös-sittlichen Lebens nach innen und außen die rechte Sorge zugewandt haben, bei der Wiederkunft des Herrn, die auch erst nach langem Verzuge und dann ganz unvermutet erfolgen wird, in völliger Bereitschaft zu seinem Empfange sich befinden; die belebende Kraft ihres Glaubens wird von innen heraus ihr gesamtes Sein und Wesen umgestaltet haben, so daß sie sich im Schmucke ihrer guten Werke als die wahren Angehörigen des Herrn vor ihm darzustellen vermögen. Wie dagegen diejenigen Jungfrauen, welche sich nur mit Lampen versahen, an das Mitnehmen von Öl aber nicht dachten, bei der Ankunft des Bräutigams nicht vollständig zu seinem Empfange gerüstet waren, so werden auch diejenigen Gläubigen, welche ihr Augenmerk nur auf ihr äußeres Thun und Verhalten, nicht aber auf die Entwickelung ihres inneren Glaubenslebens gerichtet haben, bei der Wiederkunft des Herrn sich nicht im Stande der rechten Bereitschaft befinden; an dem zuversichtlichen und erhebenden Bewußtsein, wahre Jünger des Herrn zu sein, wird es ihnen fehlen, weil sie erkennen, daß ihr Christentum nur ein äußeres und nicht zugleich ein inneres ist voll Geist und Leben. Was sie aber versäumt haben, zur rechten Zeit sich zu erwerben, das können sie jetzt nicht mehr nachholen, denn der entscheidende Augenblick, vor dem Herrn zu erscheinen, ist gekommen, und die Zeit der Vorbereitung ist vorüber. In ihrer geistlichen Not Hilfe bei andern zu suchen, das kann ihnen dann nicht helfen, denn in Sachen der Religion muß jeder für sich selbst einstehen.

Am letzten Vorgange der bildlichen Erzählung zeigt der Herr den Jüngern endlich, daß diejenigen Genossen seiner Gemeinde, welche sich bei seiner Wiederkunft im Stande der rechten Bereitschaft befinden, mit ihm in sein vollendetes Reich eingehen und der Seligkeit desselben teilhaftig werden, während die andern, bei welchen jene Bedingung unerfüllt geblieben ist, von der Teilnahme an den beseligenden Freuden des Gottesreiches ausgeschlossen bleiben. Von den Jungfrauen im Gleichnisse, die bei der Ankunft des Bräutigams zu seinem Empfange bereit waren, die ihm im strahlenden Lichte ihrer Lampen entgegengingen und von ihm an diesem Schmucke als wahre und echte Brautjungfrauen erkannt wurden, von diesen Jungfrauen heißt es, daß sie mit dem Bräutigam zur Feier des Hochzeitsfestes eingezogen seien. Aber es wird zugleich hinzugefügt: „und die Thür ward verschlossen". Damit waren die andern Jungfrauen, die jetzt erst darauf

bedacht waren zu thun, worauf früher ihre Sorge hätte gerichtet sein müssen, von der Teilnahme an den Festfreuden ausgeschlossen. Und sie blieben ausgeschlossen, auch als sie später erschienen und vor der Thüre flehentlich um Einlaß baten. Der Bräutigam konnte sie nicht mehr als Brautjungfrauen anerkennen; waren sie ihm doch nicht im hellen Scheine ihrer Lampen entgegengekommen. Solche Christen also, die erfüllt sind von lebendigem Glauben und deren ganzes Wesen von innen heraus eine Umgestaltung und Erneuerung erfahren hat, so daß ihr inneres und äußeres Leben in völliger Übereinstimmung sich befindet und sie im Lichte wandeln, von dem der Apostel Johannes redet (1. Joh. 1, 7), werden einst von Christus als die Seinigen anerkannt werden und an seiner Hand in das Reich der ewigen Herrlichkeit gelangen. Das wird nicht geschehen mit denjenigen Christen, die in der Entwickelung ihres religiös-sittlichen Lebens auf halbem Wege stehen geblieben sind, die es versäumt haben, in rechtem Ernst der Heiligung nachzujagen und denen daher der Schmuck der rechten Jüngerschaft Jesu fehlt. Zu ihnen wird der Herr, wenn sie schließlich doch auch nach der Gemeinschaft mit ihm in seinem Reiche verlangen, im Tone ernster Versicherung sprechen: „Ich kenne euch nicht“; ihr befindet euch nicht in dem Zustande, daß ich euch als die Meinigen anzuerkennen vermag.

„Darum wachet, denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, wann des Menschen Sohn kommen wird“, mit dieser ernsten Ermahnung an die Jünger hatte der Herr seine Belehrungen, die er ihnen an der Hand der bildlichen Erzählungen erteilt hatte, geschlossen. Die Ermahnung des Herrn zur Wachsamkeit oder zur stetigen Bereitschaft, bei seinem der Zeit und Stunde nach ungewissen Kommen als solche vor ihm sich darzustellen, die er nach der Kraft ihres Glaubens und der Reinheit ihres äußeren Lebens als wahre und echte Glieder seiner Gemeinde anerkennen kann, — diese Ermahnung hat nicht nur den Zwölfen gegolten, sondern sie gilt allen Christen und daher auch uns. Auch uns steht das Kommen des Herrn und Heilandes, der uns hinüber geleiten will in sein Reich der Herrlichkeit, bevor; auch wir sollen einst vor ihm erscheinen. Das kann früher oder später geschehen. Vielleicht vergehen noch viele Jahre, bis wir ins Jenseits abberufen werden, aber wir wissen auch: „Es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war“. Unerwartet und plötzlich ist der Tod schon für viele Menschen gekommen; unerwartet und mit überraschender Schnelligkeit kann er auch uns kommen. Weil dem aber so ist und weil nur diejenigen an der Hand des himmlischen Bräutigams zur Seligkeit seines Reiches eingehen, die sich zu seinem Empfange im Stande der rechten Bereitschaft befinden, darum wollen wir die ernste Aufforderung zu dieser Bereitschaft beherzigen und ihr unter Aufbietung aller Kräfte zu entsprechen suchen. Sie tritt uns in der heiligen Schrift an vielen Stellen entgegen und kommt auch wieder auf Grund unseres Gleichnisses in den Worten: „Darum wachet, denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschensohn kommen wird“, zum Ausdrucke.

Offenb. 3, 3: So du nicht wirst wachen, werde ich über dich kommen wie ein Dieb, und wirst nicht wissen, welche Stunde ich über dich kommen werde. 1. Thess. 5, 2: Der Tag des Herrn wird kommen wie ein Dieb in der Nacht. 1. Kor. 16, 13: Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark. Eph. 5, 15: Sehet nun zu, wie ihr vorsichtiglich wandelt, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen.

Lieder: Ermuntert euch, ihr Frommen, von L. Laurenti, † 1722.
Wachet auf! ruft uns die Stimme, von Ph. Nikolai, † 1608.

Die anvertrauten Centner.

(Matth. 25, 14—30.)

(V. 14) Denn gleichwie ein Mensch, der über Land zog, rief seine Knechte und that ihnen seine Güter ein; (V. 15) und einem gab er fünf Centner, dem andern zwei, dem dritten einen, einem jeden nach seinem Vermögen; und zog bald hinweg. (V. 16) Da ging der hin, der fünf Centner empfangen hatte, und handelte mit denselbigen und gewann andere fünf Centner. (V. 17) Desgleichen auch, der zwei Centner empfangen hatte, gewann zwei andere. (V. 18) Der aber einen empfangen hatte, ging hin und machte eine Grube in die Erde und verbarg seines Herrn Geld. (V. 19) Über eine lange Zeit kam der Herr dieser Knechte und hielt Rechenschaft mit ihnen. (V. 20) Da trat herzu, der fünf Centner empfangen hatte, und legte andere fünf Centner dar und sprach: Herr, du hast mir fünf Centner gethan; siehe da, ich habe damit fünf andere Centner gewonnen. (V. 21) Da sprach sein Herr zu ihm: Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über weniges getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude! (V. 22) Da trat auch herzu, der zwei Centner empfangen hatte, und sprach: Herr, du hast mir zwei Centner gethan; siehe da, ich habe mit denselben zwei andere gewonnen. (V. 23) Sein Herr sprach zu ihm: Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über weniges getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude! (V. 24) Da trat auch herzu, der einen Centner empfangen hatte, und sprach: Herr, ich wußte, daß du ein harter Mann bist; du schneidest, wo du nicht gesäet hast, und sammelst, wo du nicht gestreuet hast; (V. 25) und ich fürchtete mich, ging hin und verbarg deinen Centner in die Erde. Siehe, da hast du das Deine. (V. 26) Sein Herr aber antwortete und sprach zu ihm: Du Schalk und fauler Knecht! Wußtest du, daß ich schneide, da ich nicht gesäet habe, und sammle, da ich nicht gestreuet habe, (V. 27) so solltest du mein Geld zu den Wechslern gethan haben, und wenn ich gekommen wäre, hätte ich das Meine zu mir genommen mit Wucher. (V. 28) Darum nehmet von ihm den Centner und gebet ihn dem, der zehn Centner hat. (V. 29) Denn wer da hat, dem wird gegeben, und wird die Fülle haben; wer aber nicht hat, dem wird auch, was er hat, genommen werden. (V. 30) Und den unnützen Knecht werfet in die äußerste Finsternis hinaus; da wird sein Heulen und Zähnklappen.

1. Wort- und Sacherklärung.

„Denn gleichwie ein Mensch, der über Land zog, rief seine Knechte u. s. w.“; das „denn“ in der Einleitungsformel fehlt in der deutschen Übersetzung; es knüpft begründend an die im Schlußwort des vorausgegangenen Gleichnisses enthaltene Mahnung an. In welcher Beziehung dies geschieht, wird sich am zweckmäßigsten in dem Abschnitt über Veranlassung und Zweck des Gleichnisses nachweisen lassen. In der Einleitungsformel selbst wird diesmal der Gegenstand der Vergleichung nicht genannt; das geschieht auch nicht an einer späteren Stelle im Gleichnisse. Daraus

erhellt, daß er beim Vortrag der bildlichen Erzählung als schon bekannt vorausgesetzt wurde. Es ist die Wiederkunft Christi gemeint und zwar hier in Verbindung mit dem, was ihr unmittelbar vorausgehen und nachfolgen werde. Von dieser Wiederkunft hatte schon die Rede Jesu von Kap. 24, 36 an gehandelt, und in Bezug auf sie wird nun eine neue Vergleichung gemacht. Der Sinn der kurzgefaßten Einleitungsformel ist daher: Ähnlich wie ein reicher Mann mit seinen Dienern verfuhr, welchen er bei seiner Abreise seine Güter zur Verwaltung anvertraute und die er dann bei seiner Rückkehr zur Rechenschaft zog und je nach Verdienst behandelte, wird der Herr des Himmelreiches bei seinem Hingange und dann bei seiner Wiederkunft mit denen verfahren, die sich in seiner Gemeinschaft befinden. — „und that ihnen seine Güter ein"; wörtl.: „und übergab ihnen sein Vermögen", nämlich zur einstweiligen Verwaltung. — „Centner"; das griechische Wort, welches Luther hier mit Centner übersetzt hat, heißt Tálanton; vgl. darüber S. 132. — „einem jeden nach seinem Vermögen"; nach seiner Fähigkeit, mehr oder weniger zu verwalten. — „und handelte mit denselbigen"; machte Handels- und andere Geschäfte damit. Bei diesem Geschäftsbetriebe erzielte der Knecht, wie die folgenden Worte besagen, einen Gewinn, der an Höhe genau so viel betrug, als ihm zur Verwaltung anvertraut worden war. — „Desgleichen auch der zwei Centner empfangen hatte, gewann zwei andere"; ein gleich günstiges Resultat wie der erste Knecht erzielte der zweite bei seinem Geschäftsbetriebe; die Höhe seines Gewinnes entsprach ebenso wie bei jenem genau der Höhe des empfangenen Kapitals. Er hatte sich also die Arbeit mit seinem Betriebskapital in gleich ernster Weise wie der erste Knecht angelegen sein lassen. — „Der aber einen empfangen hatte, ging hin u. s. w. — Geld"; während die beiden ersten Knechte mit Fleiß und Eifer die ihnen anvertrauten Geldsummen verwalteten, machte sich ihr Mitknecht im grellsten Gegensatze zu ihnen einer sträflichen Trägheit und Pflichtvergessenheit schuldig; er vergrub das Geld seines Herrn, als hätte er es nur zur Aufbewahrung, nicht aber zum fleißigen Arbeiten damit für seinen Herrn empfangen. — „Über eine lange Zeit kam der Herr u. s. w."; nach langer Zeit seit seinem Wegzuge (V. 15) kehrte der Herr zurück. — „und hielt Rechenschaft mit ihnen"; hielt Abrechnung mit den Knechten über die Verwaltung seines ihnen anvertrauten Vermögens, suchte zu erfahren, wie sie das ihnen anvertraute Gut verwaltet hätten. — „legte andere fünf Centner dar"; brachte außer den fünf empfangenen Centnern andere fünf Centner herbei. — „du hast mir fünf Centner gethan"; gethan, wörtl.: „übergeben". — „Ei, du frommer und getreuer Knecht"; wörtl.: „Wohl (recht so), du guter und treuer Knecht"; Ausdruck des Lobes und der Anerkennung. Der Herr lobt den Knecht zuerst im allgemeinen; er nennt ihn einen guten Knecht und bezeichnet ihn damit als einen solchen, der so ist, wie ein echter und rechter Knecht sein soll. Dann hebt er noch besonders seine Treue hervor, durch welche er sich eben als ein guter, als ein echter und rechter Knecht erwiesen hat. — „du bist über weniges

getreu gewesen"; Begründung der nachfolgenden Lohnverheißung. — „ich will dich über viel setzen"; der Hausherr hatte diesem ersten Knechte fünf Centner zur Verwaltung anvertraut; das war schon eine sehr große Summe, denn sie betrug nach unserem Gelde etwa 22,500 *M.* Weil aber der Knecht diese Summe so treu verwaltet hatte, darum will ihm nun der Herr zum Lohne dafür so viel anvertrauen, daß jene fünf Centner im Vergleich mit der neuen Summe nur ein weniges waren. Und noch eine zweite Belohnung läßt der Hausherr dem treuen Knechte zu teil werden; er spricht zu ihm: „Gehe ein zu deines Herrn Freude"; wörtl.: „Gehe ein in die Freude deines Herrn". Der Knecht soll des Mitgenusses des Glückes teilhaftig werden, dessen sich der Herr als Herr, als Besitzer vieler Güter erfreut. — Dieselben Vorgänge wie bei der Abrechnung mit dem ersten Knechte wiederholen sich nun bei der Abrechnung mit dem zweiten. Dieser brachte freilich nur zwei gewonnene Centner dar, aber er hatte auch nur zwei Centner zur Verwaltung empfangen; im Dienste seines Herrn hatte er doch so die gleiche Treue wie der erste Knecht bewiesen, und daher empfing er von dem Hausherrn trotz der geringeren Summe, die er als Gewinn darbrachte, dasselbe Lob und denselben Lohn wie der erste Knecht. — Einen ganz andern Verlauf mußte nun aber die Abrechnung mit dem dritten Knechte nehmen, der das Geld seines Herrn, statt damit für diesen zu arbeiten, vergraben hatte. Was bringt nun dieser Knecht vor, um seine auffallende Handlungsweise zu rechtfertigen? Er spricht zunächst zu dem Herrn: „Ich wußte, daß du ein harter Mann bist", das will sagen: Ich kannte dich als harten Mann. An diese erste Bemerkung knüpft der Knecht dann eine zweite, die ausdrückt, worin die angebliche Härte des Herrn bestehe; er sagt: „du schneidest, wo du nicht gesäet hast, und sammelst, da du nicht gestreuet hast"; wohl richtiger zu übersetzen (vgl. Goebel a. a. O. S. 174): „du erntest da, wo du nicht gesäet hast, und sammelst (nämlich in die Scheune) von daher, wo du nicht geworfelt hast" (von der fremden Tenne her; die Tennen der Juden befanden sich auf dem Felde). Der Knecht will sagen: Du eignest dir den Ertrag von Arbeiten an, die du nicht selbst verrichtet hast, sondern die andere gethan haben, und mit dieser Bemerkung sucht eben der Knecht die Härte des Herrn zu kennzeichnen. Er fährt dann fort: „Und ich fürchtete mich, ging hin und verbarg deinen Centner in die Erde; siehe, da hast du das Deine." Die Gedankenverbindung ist folgende: Der Knecht hat, um sein Verfahren mit dem ihm anvertrauten Gelde zu rechtfertigen, dem Herrn zunächst gesagt, daß er ihn als harten Mann kenne, und dann hat er sich näher darüber ausgesprochen, worin diese Härte bestehe. Sie soll aber darin bestehen, daß der Herr sich den Ertrag von Arbeiten aneigne, die nicht er, sondern andere gethan haben. Nun will der Knecht zu dem Herrn weiter sagen, diese seine Härte habe er auch in Bezug auf seine Arbeit gefürchtet; er habe die Befürchtung gehabt, daß der Herr auch ihm den Gewinn mit dem anvertrauten Gelde abnehmen werde, und eben diese Befürchtung habe ihn bewogen, das Arbeiten mit der empfangenen Summe

zu unterlassen und nur darauf bedacht zu sein, daß diese Summe dem Herrn sicher bewahrt bleibe. Das sei aber durch das Verbergen des Geldes in die Erde geschehen, und hiermit, so meint der Knecht, habe er alles gethan, was der Herr billigerweise von ihm verlangen könne. Im Gefühle großer Selbstbefriedigung, daß er hinsichtlich seines Verfahrens durchaus gerechtfertigt dastehe, reicht dann der Knecht die ihm anvertraute Summe dem Herrn mit den Worten dar: „Siehe, da hast du das Deine". Wie grundverschieden war doch die Gesinnungs- und Handlungsweise dieses Knechtes von der Gesinnungs- und Handlungsweise seiner beiden Mitknechte! Während diese frei von aller Selbstsucht und in hingebender, gewissenhafter Treue mit dem ihnen anvertrauten Gelde im Dienste ihres Herrn gearbeitet haben und diesem dann den Gewinn ihrer Arbeit freudig darbringen, hat dieser dritte Knecht nicht das geringste Interesse für die Angelegenheiten seines Herrn gehabt; ob dessen Besitztum sich vermehre oder vermindere, das ließ ihn völlig kalt; träge und eigensüchtig, wie er war, vergrub er das empfangene Geld, und um sein tadelnswertes Verhalten noch zu rechtfertigen, klagte er seinen Herrn der Härte an. Was aber erwidert dieser auf die gegen ihn vorgebrachte Beschuldigung und auf die weitere Ausrede des Knechtes, warum er nicht mit dem empfangenen Gelde, wie es doch seine Pflicht gewesen wäre, gearbeitet habe? Es heißt: „Er antwortete und sprach zu ihm: Du Schalk (wörtl.: „du schlechter") und fauler Knecht!" Einen schlechten Knecht nennt der Herr den Angeredeten nicht, weil er die unbegründete Beschuldigung der Härte gegen ihn ausgesprochen hatte, sondern weil seine Gesinnungs- und Handlungsweise nicht von der Art war, wie sie einem guten und rechten Knecht, der immer das Interesse seines Herrn im Auge hat, eigen ist. Dieser Mangel an der rechten Tüchtigkeit war bei diesem Knechte in seiner Trägheit zu Tage getreten, welche schlimme Eigenschaft daher noch besonders mit dem Ausdrucke „fauler Knecht" gerügt wird. Nach diesem scharfen Tadel spricht der Herr dem Knechte auf Grund seiner eigenen Worte das Urteil. Er sagt zu ihm: „Wußtest du, daß ich schneide u. s. w. — Wucher" (siehe oben die andere Übersetzung zu V. 24); d. h. wenn du mich, wie du vorgiebst, als harten Mann kanntest, der sich den Ertrag von Arbeiten, die andere gethan, aneignet, so hättest du gerade aus diesem Grunde das dir anvertraute Geld den Wechslern (die Wechsler hielten bei den Alten offen Bank, nahmen und liehen auf Zinsen) übergeben sollen, und ich hätte dann seiner Zeit das Meine zurückgenommen mit „Wucher" d. h. mit Zins; ich hätte dann, was du ja von mir behauptest, den Ertrag der Arbeit, die andere, hier die Wechsler, gethan hatten, mir aneignen können. Der Herr hat den Knecht mit dessen eigenen Worten geschlagen; er hat ihm nachgewiesen, daß er die gegen ihn vorgebrachte Beschuldigung nur ersonnen habe, um seine Trägheit zu entschuldigen, um jetzt bei der Abrechnung nicht als pflichtvergessen dazustehen. Ein so schlechter und träger Knecht, wie es der in Rede stehende war, konnte aber unmöglich noch länger in dem Verhältnisse verbleiben, in welchem er bisher zu dem Herrn gestanden hatte;

dieser konnte ihm nicht länger einen Teil seines Vermögens, und wäre es auch nur ein weniges gewesen, zur Verwaltung überlassen, und er spricht daher den Befehl aus, dem Knecht den Centner zu nehmen und ihn dem zu geben, der die zehn Centner hat. — War nun der Herr in Wirklichkeit der harte Mann, als welchen ihn der Knecht zu kennen behauptete und als welchen er ihn offen zu beschuldigen sich erdreistete? Der Herr hatte den beiden ersten Knechten nicht nur das ihnen anvertraute Geld samt dem Ertrage ihrer Arbeit überlassen, sondern er hatte ihnen auch noch verheißen, daß er ihnen die Verwaltung eines viel größeren Gutes, als das war, woran sie soviel Treue bewiesen, anvertrauen wolle; dazu sollen sie des Mitgenusses seines Glückes teilhaftig werden. War das Härte, oder war es nicht vielmehr Güte im vollsten Maße? Neben dieser großen Güte des Herrn nach der einen Seite geht nun aber auch seine strenge Gerechtigkeit nach der andern Seite einher: er läßt dem trägen Knecht den Centner, den er ungenützt und ungemehrt wieder bringt, nehmen und versetzt ihn so, was er ja selbst verschuldet hatte, in den Zustand völliger Besitzlosigkeit. Indem aber der Herr in dieser Weise gegen den trägen Knecht verfährt und indem er zugleich die demselben abgenommene Summe dem zuweist, der die zehn Centner mit so viel Treue verwaltet hatte, begründet er sein Verfahren durch den Hinweis auf das dem Volksmunde entlehnte Sprichwort: „Denn wer da hat, dem wird gegeben werden, und er wird die Fülle haben; wer aber nicht hat, dem wird auch, was er hat, genommen werden“ (vgl. Matth. 13, 12; Mark. 4, 25; Luk. 8, 18). Der Erfahrung gemäß, das besagen diese Worte, wird der Reiche leicht noch reicher und der Arme leicht noch ärmer; die Wahrheit dieses Erfahrungssatzes fand auch hier wieder ihre volle Bestätigung: bei dem ersten Knechte vermehrte sich durch seinen Fleiß und seine Treue sein schon ansehnliches Besitztum, während dem dritten Knechte durch seine Trägheit auch das wenige, das ihm verliehen worden war, verloren ging. — Nach der Begründung des ersten Teils seines richterlichen Ausspruches verhängt dann der Herr noch eine zweite Strafe über den „unnützen“ (wörtl.: „trägen“) Knecht; er befiehlt, ihn „in die äußerste (wörtl.: „äußere“) Finsternis hinaus zu werfen“, worunter hier das Hinausstoßen in die Finsternis draußen vor den hellerleuchteten Räumen des Herrenhauses, in welchen die Verhandlungen mit den Knechten stattgefunden hatten und in denen nun auch wohl zur Feier der Rückkehr des Hausherrn ein Fest stattfand, zu verstehen ist. An den Freuden dieses Festes nahmen selbstverständlich die beiden ersten Knechte teil, während sich ihr unwürdiger Genosse durch sein Hinausgestoßensein in die Finsternis und durch den Ausschluß von jeder ferneren Gemeinschaft mit dem Herrn in dem Zustande großer Not befand. — „da wird sein Heulen und Zähnklappen“; diese Worte sind auch hier wie im Gleichnisse vom königlichen Hochzeitsmahl ein deutender Ausspruch Jesu, der sich auf den bildlichen Ausdruck „äußerste (äußere) Finsternis“ bezieht. Vgl. S. 151 u. S. 31.

2. Veranlassung und Zweck des Gleichnisses.

Es war am Ölberge, wo Jesus, an einem der letzten Tage seines Erdenlebens im Kreise seiner Jünger rastend, diesen das Gleichnis von den zehn Jungfrauen vorgetragen hatte. Im unmittelbaren Anschlusse daran erzählte er ihnen noch das Gleichnis von den anvertrauten Centnern. Es knüpft mit dem Wörtchen „denn“ begründend an die im Schlußworte des vorangegangenen Gleichnisses enthaltene Mahnung an. In dieser Mahnung hatte der Herr die Jünger auf Grund der vorgetragenen bildlichen Erzählung zur steten Bereitschaft auf seine Wiederkunft aufgefordert und zwar unter spezieller Beziehung auf die Ungewißheit von Zeit und Stunde, zu welcher seine Wiederkunft erfolgen werde. Der letztere Punkt wird in dem neuen Gleichnisse nicht wieder als besonders maßgebend für die darin zur Darstellung gebrachten Belehrungen hervorgehoben, woraus erhellt, daß das begründende „denn“ nur auf den Zusammenhang hinweisen soll, in welchem das Nachfolgende mit der vorausgegangenen Mahnung der Hauptsache nach stehe. Die Aufmerksamkeit der Jünger sollte von vornherein darauf gelenkt werden, daß ihnen der Herr noch weitere Belehrungen erteilen wolle, welche die Mahnung zur Bereitschaft auf seine Wiederkunft, die im neuen Gleichnisse wieder den Gegenstand der Vergleichung bildet, begründen sollen. War demnach die abermalige Begründung jener Mahnung der Hauptzweck, zu welchem Jesus den Jüngern das neue Gleichnis vortrug, so verfolgt er nun, wie der Inhalt des Gleichnisses zeigt, diesen Zweck in der Weise, daß er durch die neuen Belehrungen den Jüngern ans Herz legt, das, was er ihnen scheidend zur Förderung seiner Sache übergeben werde, bis zu seiner Wiederkunft mit treuem Fleiße zu verwalten, indem solcher Treue in der Stunde seiner Wiederkunft der herrlichste Lohn winke, der pflichtvergessenen Trägheit aber die schwerste Strafe drohe. Unterziehen wir nun das Gleichnis noch einer eingehenderen Besprechung, um uns mit den wichtigen Belehrungen, die der Herr darin zunächst seinen Jüngern erteilte, die aber zugleich allen Christen gelten, genau bekannt zu machen.

3. Auslegung des Gleichnisses.

Ein Blick auf Gang und Inhalt des Gleichnisses zeigt, daß es aus zwei Teilen besteht. Der erste Teil geht von V. 15 bis V. 18, der zweite Teil von V. 19 bis V. 30, 1. Hälfte. Der wesentliche Inhalt des ersten Teils ist folgender:

Ein reicher Mann übergiebt bei seiner Abreise seinen zurückbleibenden Knechten sein Vermögen zur einstweiligen Verwaltung. Dabei verfährt er so, daß er einem jeden Knechte so viel überträgt, als er nach seiner besonderen Fähigkeit zu verwalten vermag. Die Verteilung der Güter war also eine ungleiche; der eine Knecht empfing verhältnismäßig viel, der andere wenig, und der dritte das wenigste. Die beiden ersten Knechte lassen es sich nun während der Abwesenheit ihres Herrn angelegen sein, in

dessen Interesse mit dem ihnen anvertrauten Betriebskapital treu und fleißig zu arbeiten, und die Folge davon war, daß ein jeder von ihnen bei den Geschäften, die er mit der empfangenen Summe machte, einen der Höhe dieser Summe genau entsprechenden Gewinn erzielte. Ganz anders als das Verfahren dieser beiden ersten Knechte war das des dritten. Er mochte und wollte nicht mit dem Empfangenen im Dienste seines Herrn arbeiten; es war ihm genug, diesem bei seiner Rückkehr die Geldsumme, wie er sie empfangen hatte, wieder zurückgeben zu können, und in selbstsüchtiger Trägheit verbarg er sie daher in die Erde.

Was wollte nun Jesus in diesem ersten Teile des Gleichnisses seinen Jüngern veranschaulichen? Die Antwort hierauf wird sich leicht finden lassen, wenn wir uns erinnern, daß in der neuen bildlichen Erzählung der Gegenstand der Vergleichung abermals die Wiederkunft des Herrn ist und daß die neuen Belehrungen dazu dienen sollten, die in betreff auf diese Wiederkunft im Schlußworte des vorausgegangenen Gleichnisses ausgesprochene Mahnung zur Bereitschaft, wenn auch diesmal ohne spezielle Beziehung auf die dort hervorgehobene Ungewißheit von Zeit und Stunde der in Aussicht genommenen Wiederkunft, von neuem zu begründen. Behalten wir diese beiden Punkte im Auge, so ist klar, daß Jesus mit dem reichen Manne, der über Land zog, sich selbst meinte und zwar im Hinblick auf sein nahe bevorstehendes Scheiden aus der Welt. Unter den Knechten aber, welche jener Mann vor seiner Abreise zu sich rief, verstand er die Jünger, und mit den Gütern, die der verreisende Mann den Knechten zur einstweiligen Verwaltung übertrug, meinte er sein Wort, das Wort vom Reiche Gottes oder das Evangelium, mit dem er bisher selbst gewirkt hatte und das nun die Jünger in den bevorstehenden Zeiten zwischen dem Hingange ihres Herrn und seiner Wiederkunft verkündigen, das sie zur Förderung seines Reiches predigend verwalten sollten. Wenn dann von dem verreisenden Manne weiter erzählt wird, daß er seine Güter den Knechten je nach ihrer Fähigkeit, mehr oder weniger zu verwalten, übertragen habe, so wollte Jesus an diesem Zuge der bildlichen Erzählung den Jüngern darthun, daß einem jeden von ihnen die Verwaltung des Evangeliums je nach seiner besonderen Befähigung zu dieser Verwaltung werde übertragen werden; es werde einem jeden die Aufgabe gestellt werden, die Heilswahrheiten des Evangeliums so zur Geltung zu bringen, wie er dieselben nach dem Maße seiner besonderen Kraft innerlich zu erfassen und zu durchdringen und äußerlich in Wort und That darzustellen vermöge. — An dem folgenden Zuge im ersten Gleichnisteile, der das verschiedene Verfahren der Knechte bei ihrer Verwaltungsarbeit zur Darstellung bringt, wollte dann der Herr den Jüngern zeigen, wie möglicherweise ihre Arbeit im Dienste des Evangeliums beschaffen sein könne; es könne geschehen, daß sie alle trotz ihrer verschiedenen Kräfte und Fähigkeiten in gleicher Treue und mit gleichem Fleiße das ihnen anvertraute Amt der Verkündigung des Evangeliums verwalten würden; es könne aber auch bei dem einen oder andern von ihnen, weil es ihm an Interesse für die Sache des Reiches

Gottes fehle, das Gegenteil hiervon eintreten. Im ersteren Falle werde dann ein jeder einen Erfolg erzielen, der dem besonderen Maße seiner ihm eigenen Kräfte entspreche; im letzteren Falle dagegen werde es überhaupt zu keinem Erfolg kommen; das Wort vom Reiche Gottes, das keine Verwendung und Verwertung gefunden, werde neue Seelen für dieses Reich nicht gewinnen; es werde trotz der in ihm eingeschlossenen Wahrheit und Kraft ein toter Schatz in den Händen dessen bleiben, dem es zur Arbeit damit anvertraut war.

Gehen wir nun zur Besprechung des zweiten Gleichnisteiles über. Sein Inhalt ist im wesentlichen folgender:

Nach seiner Rückkehr hält der reiche Mann Abrechnung mit seinen Knechten über die Verwaltung seines ihnen anvertrauten Vermögens. Die beiden ersten Knechte, welche treu und gewissenhaft im Dienste ihres Herrn gearbeitet haben, bringen diesem den mit dem empfangenen Betriebskapital erzielten Gewinn freudig dar und werden von dem Herrn wegen ihrer bewiesenen Tüchtigkeit nicht bloß gelobt, sondern sie empfangen von ihm auch noch einen besonderen Lohn, der darin besteht, daß ihnen nun noch größere Summen, als die bisherigen waren, zur Verwaltung anvertraut werden und daß sie zugleich des Mitgenusses des Glückes teilhaftig werden, dessen sich der Herr als Besitzer vieler Güter erfreut. Das diesen Knechten gespendete Lob, wie der ihnen zuerkannte Lohn ist für beide ganz gleich, denn ein jeder hat ja das ihm anvertraute Gut mit gleicher Treue verwaltet, und nur die Rücksicht auf diese Thatsache ist es, von der sich der Herr bei seinem Verfahren gegen die Knechte leiten läßt, nicht aber sieht er zugleich auf den größeren oder geringeren Gewinn, welchen der eine Knecht im Unterschiede von dem andern bei seiner Verwaltungsarbeit erzielt hat. Nach diesen Verhandlungen mit den beiden ersten Knechten tritt der dritte heran. Dieser sucht sich im Hinblick darauf, daß er nicht mit dem ihm anvertrauten Gut im Dienste des zurückgekehrten Herrn gearbeitet hat und daß er daher vor diesem ohne einen erzielten Gewinn erscheint, damit zu entschuldigen und zu rechtfertigen, daß er den Herrn der Härte anklagt, die darin bestehen soll, daß sich derselbe den Ertrag von Arbeiten aneigne, die nicht er, sondern andere gethan haben. Eben dieses ihm bekannte Verfahren des Herrn, so bringt der Knecht noch zu seiner weiteren Entschuldigung und Rechtfertigung vor, habe ihn befürchten lassen, daß ihm der Herr auch den Ertrag seiner Arbeit abnehmen werde, und aus diesem Grunde habe er das Arbeiten mit dem ihm anvertrauten Gelde unterlassen; er glaube genug gethan zu haben, wenn er darauf bedacht gewesen sei, dem Herrn dereinst die empfangene Summe ungeschmälert zurückgeben zu können, und das geschehe hiermit. Auf diese Ausrede hin, hinter welcher der Knecht nur seine völlige Gleichgültigkeit gegen die Interessen seines Herrn und seine aus dieser Gleichgültigkeit hervorgegangene Trägheit zu verbergen sucht, spricht der Herr zunächst gegen den Knecht einen scharfen, seinem schlechten Verhalten geltenden Tadel aus, und dann richtet er ihn aus seinem eigenen Munde, indem er ihm nachweist, daß,

wenn das von ihm Vorgebrachte in Wahrheit für ihn der Grund seines Verhaltens gewesen wäre, er gerade aus diesem Grunde anders würde gehandelt haben. Er würde dann das Geld den Wechslern übergeben haben, und er, der Herr, hätte sich später den Ertrag der Arbeit, den diese für ihn gethan, aneignen können. Nachdem so der Herr den Knecht mit seinen eigenen Worten überführt hat, verhängt er noch die besondere Strafe über ihn, daß er ihm nicht bloß das anvertraute Gut nehmen und es dem ersten Knechte geben läßt, sondern daß er ihn auch von jeder ferneren Gemeinschaft mit sich ausschließt und ihn so dem von ihm selbstverschuldeten Elend überläßt. Sein Verfahren aber bei jenem Nehmen und Geben begründet der Herr mit dem Hinweis auf einen bekannten Erfahrungssatz, wonach es feststeht, daß der Reiche leicht noch reicher, der Arme dagegen leicht noch ärmer wird.

Deuten wir nun die in diesem zweiten Teile der Erzählung vorkommenden bildlichen Züge, um zu erfahren, was Jesus den Jüngern daran veranschaulichen wollte.

Mit dem Hinweis auf die Rückkehr des Herrn und auf die Abrechnung, welche derselbe mit den Knechten über die Verwaltung des ihnen anvertrauten Gutes hielt, wollte Jesus den Blick der Jünger auf seine Wiederkunft lenken und zugleich auf die Rechenschaft, welche er dann von ihnen über die Art und Weise, wie sie das ihnen anvertraute Gut des Evangeliums würden verwaltet haben, fordern werde. Daß diese Rechenschaft einst sicher und bestimmt stattfinden werde, das hatte der Herr den Jüngern überzeugend nachgewiesen, denn ob sich die Rückkehr des Hausherrn auch lange verzögert hatte, — er kam, und mit seinem Kommen erfolgte die Abrechnung. — An dem zweiten bildlichen Zuge, der von dem Verfahren des Hausherrn gegen die beiden ersten Knechte handelt, die den in treuem Fleiße erzielten Ertrag ihrer Arbeit darbrachten, wollte der Herr den Jüngern darthun, wie er dereinst gegen diejenigen von ihnen verfahren werde, die das ihnen übertragene Amt der Verkündigung des Evangeliums mit der rechten Treue würden verwaltet und dabei einen ihren besonderen Kräften entsprechenden Erfolg würden erzielt haben. Er werde dann diese seine Diener in ganz gleicher Weise behandeln, indem er sich bei seinem Verfahren gegen sie einzig und allein von der Rücksicht auf ihre im Dienste des Reiches Gottes in gleichem Maße bewiesene Treue werde leiten lassen, nicht aber zugleich von der Rücksicht auf den größeren oder geringeren Erfolg, den der eine oder andere von ihnen bei der Verkündigung des Evangeliums erzielt habe. Möge es dann auch geschehen sein, daß der eine eine größere Zahl von Seelen für das Reich Gottes gewonnen habe, als ein anderer, — der gleichen gewissenhaften Treue werde dennoch dieselbe Anerkennung und derselbe Lohn zu teil werden; dieser Lohn werde aber darin bestehen, daß solche echte und rechte Jünger, deren Kräfte im Dienste des Reiches Gottes gewachsen seien, vertrauungsvoll zu noch ausgiebigerem Gebrauche derselben, also zu noch erhöhterer Thätigkeit mit den Mitteln des Evangeliums würden herangezogen werden und daß sie zugleich der ganzen Seligkeit, die

im Reiche ihres Herrn eingeschlossen liegt, würden teilhaftig werden. — Wir kommen nun zur Deutung des letzten bildlichen Zuges im zweiten Erzählungsteile, an welchem der Herr den Jüngern sein Verfahren gegen diejenigen von ihnen veranschaulichen wollte, die etwa aus Mangel an Interesse für seine Sache und daher aus pflichtvergessener Trägheit das ihnen nach ihrer besonderen Kraft anvertraute Wort vom Reiche ohne Verwendung und Verwertung würden gelassen haben. Ihrer Gleichgültigkeit gegen die Sache des Reiches Gottes und ihrer daraus hervorgegangenen Trägheit im Dienste dieses Reiches würden dann solche Jünger von ihm, dem Herrn, überführt werden, indem er ihnen die Unhaltbarkeit der Gründe, die sie etwa zur Entschuldigung und Rechtfertigung ihres Verhaltens vorbringen würden, nachweisen werde. Aber dabei werde es nicht sein Bewenden haben, sondern über solche pflichtvergessene Jünger werde er auch noch die besondere Strafe verhängen, daß er sie der weiteren Verwaltung des Evangeliums für unwürdig erklären, daß er an ihre Stelle die treuen Diener in seinem Dienste treten lassen, sie selbst aber außer jeder Gemeinschaft mit sich setzen und sie damit dem Zustande der Unseligkeit preisgeben werde.

So hatte denn der Herr den Jüngern in dem vorliegenden Gleichnisse zur abermaligen Begründung der an sie im Schlußworte des vorangegangenen Gleichnisses gerichteten Ermahnung zur steten Bereitschaft auf seine Wiederkunft ans Herz gelegt, daß sie bis zu dieser Wiederkunft im Dienste des Evangeliums, das er ihnen scheidend je nach dem besonderen Maße der Kraft eines jeden zur Verwaltung übertragen werde, gewissenhaft wirken möchten, indem in der Stunde seiner Wiederkunft der bewiesenen Treue der herrlichste Lohn winke, der zu Tage getretenen Pflichtvergessenheit aber die schwerste Strafe drohe.

Welcher Art sind nun die Lehren, die wir für uns aus dem besprochenen Gleichnisse zu ziehen haben? Zunächst zeigt es uns, daß alle Christen ohne Ausnahme den Beruf haben, für die Sache Jesu Christi oder im Dienste des Reiches Gottes zu wirken. Denn die Knechte im Gleichnisse sollten alle im Interesse ihres Herrn thätig sein; keiner blieb von der Arbeit in seinem Dienste ausgeschlossen, jeder empfing vielmehr eine bestimmte Summe zu dem Zwecke, daß er sie zur Vermehrung des Besitztums des Hausherrn verwende und verwerte. Jene Knechte waren, wie wir gesehen haben, zunächst das Bild für die zwölf Jünger; sie sind aber zugleich das Bild für alle Christen, die daher alle die Aufgabe haben, für die Sache ihres Herrn und Heilandes zu wirken. Der äußeren Art nach ist nun die Arbeit, welche den einzelnen Christen im Dienste des Reiches Gottes zu vollbringen obliegt, sehr verschieden. Der Missionär, welcher hinaus in die Heidenwelt zieht, um dort das Evangelium zu verkündigen; der Geistliche, welcher in seiner Gemeinde das Wort Gottes predigt; der Lehrer, welcher seine Schüler in den Wahrheiten des Christentums unterweist, aber auch der Vater und die Mutter, welche ihre Kinder durch Wort und Beispiel für das Gottgefällige zu gewinnen suchen, und

der Arbeitgeber wie der Arbeitnehmer, die in ihrem besonderen Stand und Beruf thun und lassen, was sie nach Gottes Willen thun und lassen sollen: sie alle wirken, wenn auch äußerlich in verschiedener Weise, für die Sache Jesu, für das Reich Gottes. So könnt und sollt auch ihr Kinder schon Diener Christi und damit Diener Gottes sein und es immer mehr werden. Wenn ihr durch euer gutes Beispiel eure Mitschüler zu Fleiß und Wohlverhalten anregt; wenn ihr den Bruder oder die Schwester bei unnützen Worten, die sie aussprechen, oder bei verwerflichen Thaten, die sie begehen, ermahnt, warnt und tadelt; wenn ihr überhaupt das Niedrige und Gemeine, das Schlechte und Verwerfliche, mit einem Wort die Sünde, wo und in welcher Gestalt sie euch entgegentritt, selbst flieht und sie, so weit ihr es vermöget, auch bei andern zu bekämpfen sucht: dann immer wirkt ihr schon als Kinder für das Reich des Guten, für das Reich Gottes, in dessen Dienst jeder Christ gestellt ist.

So verschieden nun auch der äußeren Art nach das Wirken und Arbeiten der einzelnen Christen im Dienste des Reiches Gottes ist und sein mag, — das Mittel, dessen sie sich dabei zu bedienen haben, ist dennoch für alle ein und dasselbe. Es ist, wie uns das Gleichnis gezeigt hat, das Evangelium mit der Fülle von Wahrheit, Geist und Kraft, die darin eingeschlossen liegt; es sind die Heilswahrheiten des Evangeliums, die, wo sie erkannt, beherzigt und bethätigt werden, in der Menschenwelt Licht, Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist verbreiten und damit den Auf- und Ausbau des Reiches Gottes auf Erden fördern. Die Güter, welche der Hausherr im Gleichnisse den Knechten übertrug, um damit während seiner Abwesenheit zur Förderung seiner Interessen Geschäfte zu machen, waren ja das Bild für das Evangelium, mit dessen Verwaltung Jesus bei seinem Scheiden von der Erde die Jünger betraute, um diese „Kraft Gottes“ immer wirksamer für die Verwirklichung des Gottesreiches werden zu lassen; und das Evangelium ist daher nach dem Willen des Herrn noch jetzt für alle Christen das Hauptmittel, durch dessen Anwendung sie seiner Sache Vorschub leisten, diese Sache immer mehr ins Gedeihen bringen sollen.

An äußerem Umfange wie an innerer Kraft und Stärke wird freilich das allen Christen obliegende Arbeiten und Wirken im Dienste des Reiches Gottes, zu welchem sie sich des Mittels des Evangeliums zu bedienen haben, auf seiten der einzelnen Christen niemals ganz gleich sein. Der Grund hiervon liegt darin, daß dieselben unter sich verschieden befähigt sind, die Heilswahrheiten des Evangeliums in ihrer Tiefe zu erfassen, sie zu durchdringen und dieselben als einen Schatz göttlichen Lichtes und göttlicher Kraft sich anzueignen, um sie dann wieder für sich und andere im Leben darzustellen. Je nach dieser verschiedenen Befähigung sind daher die einzelnen Christen auf eine nach äußerem Umfange, wie nach innerer Kraft und Stärke verschiedene Wirksamkeit mit dem Mittel des Evangeliums angewiesen. Auf eine in solcher Weise verschiedene Wirksamkeit hatte der Herr auch seine Jünger hingewiesen und zwar durch den Zug im Gleichnisse, der von der Vermögensverteilung an die Knechte handelt, welche Verteilung der

Hausherr je nach dem Maße der einem jeden Knecht eigenen Fähigkeit zum Betriebe von Geschäften vornahm. Einem jeden Knechte wurde die Aufgabe gestellt, an der Vermögensverwaltung des Hausherrn sich zu beteiligen, aber das konnte doch jeder nur nach dem Maße seiner Kraft und nach dem besonderen Umfange der Mittel, die ihm unter Berücksichtigung dieser Kraft waren zugewiesen worden. Sah sich aber auch so jeder Knecht vor eine dem Umfange wie der Kraftleistung nach verschiedene Verwaltungsarbeit gestellt, so konnte doch jeder seine Arbeit mit demselben Fleiß und Eifer, mit derselben Treue betreiben, und das war es, was der Hausherr von einem jeden Knechte erwartete. — Im Dienste des Reiches Gottes das Evangelium nach der einem jeden verliehenen besonderen Fähigkeit treu zu verwalten, das war die Mahnung, die Jesus seinen Jüngern auf Grund dieses Zuges im Gleichnisse ans Herz legte; diese Mahnung gilt aber allen Christen, sie gilt auch uns. Ob wir daher von Natur auch mehr oder minder die Fähigkeit besitzen, die Heilswahrheiten des Evangeliums nach ihrer ganzen Tiefe und nach ihrem vollen Umfange zu erfassen und zu durchdringen, und ob daher auch nach dieser unserer besonderen Befähigung der Umfang unserer Wirksamkeit im Dienste des Reiches Gottes enger oder weiter, unsere Kraftleistung geringer oder höher sein mag, — mit gleichem Ernst und Eifer können und sollen wir uns dennoch immer durch Wort und That zu den Wahrheiten des Evangeliums bekennen, diese Wahrheiten für uns und andere zu einem Licht, zu einem inneren Trieb und einer inneren Kraft werden lassen, die die Sünde und das Unrecht in uns und um uns überwinden, die Summe des Guten in der Welt vermehren und das Wachstum des Reiches Gottes auf Erden fördern hilft. Die gewissenhafte Treue, die wir bei solchem Arbeiten und Wirken im Dienste des Reiches Gottes bethätigen, wird es dann auch allein sein, nach welcher Gott den Wert unserer Leistungen in seinem Dienste beurteilt, nicht aber wird es auch das Maß der Leistungen sein, von welchem er sein Urteil über ihren Wert abhängig macht (vgl. das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg). Den beiden ersten Knechten im Gleichnisse wurde, obwohl das erzielte Resultat ihrer Verwaltungsarbeit verschieden war, dennoch dasselbe Lob gespendet und derselbe Lohn verheißen, denn sie hatten bei ihrer Arbeit die gleiche Treue geübt. Geschieht es daher auch, daß andere im Dienste des Reiches Gottes nach ihrer reicheren Begabung mehr leisten, als wir es vermögen, — die gleiche Treue, die wir mit ihnen in Erfüllung der allen Christen gestellten Lebensaufgabe üben, macht uns desselben herrlichen Lohnes gewiß, der ihnen von der Gnade Gottes einst zu teil werden wird; des gleichen Wohlgefallens Gottes teilhaftig, werden wir mit den andern als treu erfundenen Dienern des Reiches Gottes in die Seligkeit dieses Reiches eingehen und uns derselben ewiglich erfreuen. Lassen wir es dagegen, wie es vom dritten Knechte im Gleichnisse geschah, an der rechten Treue fehlen, verhalten wir uns gleichgültig gegen die Sache Jesu und mögen wir mit den uns nach dem Maße unserer Kraft anvertrauten himmlischen Gütern und Gaben nicht arbeiten, nicht wirken und schaffen im Dienste Gottes,

dann werden wir zu erwarten haben, daß uns Gott für unwürdig erklären wird, noch fernerhin Diener in seinem Reiche zu sein, daß er andere mit der Aufgabe, die wir hätten lösen können, betrauen wird; eine Entschuldigung unseres strafwürdigen Verhaltens giebt es dann nicht; verworfen von Gott und ausgeschlossen von der beseligenden Gemeinschaft mit ihm, werden wir ewigem Elend preisgegeben sein.

O, so laßt uns denn angesichts der schweren Strafe, die der pflichtvergessenen Trägheit droht, wie angesichts des herrlichen Lohnes, welcher der gewissenhaften Treue verheißen ist, in allen Lagen und Verhältnissen unseres Lebens nach dem Maße unserer Kraft treu im Dienste des Reiches Gottes wirken und schaffen, dem Herrn dieses Reiches zur Ehre und uns selbst zum ewigen Heil und Segen.

Luk. 16, 10: Wer im geringsten treu ist, der ist auch im großen treu; und wer im geringsten unrecht ist, der ist auch im großen unrecht. 1. Kor. 4, 2: Nun sucht man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden. Luk. 12, 48: Welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen; und welchem viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern.

C. F. Winter'sche Buchdruckerei in Darmstadt.

Sommerlad, Friedrich Wilhelm,

Ausgewählte Gleichnisse Jesu für den Schulgebrauch bearbeitet

Gießen 1887